in

eiten

Jahreszeiten.

Jahreszeiten.

Ein Roman

von

Wilhelm Jensen.

Erster Band.

Leipzig, 1889.
Verlag von B. Elischer Nachfolger
(Bruno Winckler).

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Winter.

1.

Der Himmel ein graues Nichts und die Erde weiß. Ein großes Leichentuch des Lebens, es kann auch ein riesenhaft hingedehnter weißer Grabstein der Menschheit oder dessen, was man sich als gestorben vorstellt, sein.

O diese endlosen, farblosen, traurigen Flächen, auf denen der Blick keinen Unterschied antrifft, als im verschneiten Feld da und dort ein bereiftes Gezweig, weiße Haarfäden über einem Todtengesicht. Eine Thierspur läuft durch den Schnee, ein schwarzer Vogel fliegt drüber, sonst nichts. Das Auge schmerzt vom zwecklosen Hinaussehen.

Aber die junge Frau muß es doch, die Einförmigkeit zieht ihr den Blick an. Es ist der einzige Sinn, den sie bethätigen kann, denn im weiten Hause um sie regt sich kein Laut. Nur die im Ofen brennenden Holzscheite fallen einmal zusammen, doch mit einem Tone, der eigentlich keiner ist, stumpf wie die Asche, in der er erstickt.

So bietet sich allein dem Blick ein Anhalt, und sie sucht mechanisch danach. Seitwärts über den Gutshof her kommt in hohen Stulpen der Kutscher, er stapft durch die weiße Decke, und ihr Kopf dreht sich, ihm nachzusehen, bis er vorüber ist. Dann liegt alles wieder unbewegt.

Nur die Zeit geht auf lautlosen Sohlen und unsichtbar darüber, sie hinterläßt keine Spuren, aber Merkzeichen, daß sie dagewesen ist. Die Eiszapfen sind gewachsen, seitdem Helene van Hove am Fenster sitzt, und der trübe Tag hat sich zu einem Zwitterschein verdämmert, aus dem sich das weiße Feld noch leichentuchartiger aufrollt.

Da tönt doch ein Laut des Lebens. Eine Vorthür muß irgendwo halb offen stehen, und vom Treppenflur des Gutsherrnhauses, der wahrscheinlich schon in tiefer Dämmerung liegt, klingt ein Ausruf bis hierher: „Lassen Sie mich los, das schickt sich nicht!“ — Die Stimme des jungen Verwalters antwortet: „Sind Sie's denn, Mamsell? Weiß Gott, bei Nacht sind doch alle Katzen grau. Ich meinte, es wäre die blinde Trina, und wollte ihr sagen, daß sie mir noch meine Stiefel zu heut Abend putzen soll.“ — „Sie dachten wohl im Augenblick, daß sie taub wäre, und griffen sie darum bei der Hand?“ — „Ach, wenn man halb blind ist, hört man auch nicht gut!“ — „Darum ist's gut, wenn man nicht halb, sondern ganz bei Sinnen ist, Herr Verwalter. Ich will Trina schicken, um Sie zu putzen.“

Die Treppenstufen knacken unter einem hurtigen,

doch nicht übermäßig leichten Fußtritt, ein kicherndes Lachen kommt von ihnen zurück, und ein volleres klingt von unten hinauf. Dann ist alles im Hause tonlos wie zuvor.

Die junge Gutsherrin hat eine halbe Bewegung gemacht; so viel sich noch von ihren Zügen gewahren läßt, drückt sich in ihrem feinen Gesicht ein Mißmut aus, als sei ihr Ohr von etwas beleidigt worden. Aber da sie nichts mehr hört, bleibt sie stehen und besinnt sich, was sie gewollt. Ein Frösteln überläuft sie, das war's, sie wollte noch Holz in den Ofen legen, und sie thut's. Dann setzt sie sich ans Fenster zurück.

Der kurze Januartag hat ein Ende genommen, aber draußen wird's nicht mehr dunkler, fast scheint's heller als vorher, man begreift nicht warum. Nur ist alles jetzt verschwunden, außer der weißen Fläche. Es gibt nichts als Schnee auf der Erde, sie besteht völlig daraus; er hält alles begraben, und das stille Haus steht wie ein Sarg in ihm.

Doch nun erklärt's sich, warum die Dunkelheit nicht zunimmt, sondern in Wirklichkeit wiederum abnimmt. Von Osten kommt etwas fahl über die verschneite Welt, lautlos wie die Zeit, aber nicht lichtlos, denn es wächst zu einem matten Schimmer. Und dieser zupft da und dort an der Flockendecke, als ob er sie zu leisem Rieseln bringe, zieht ein ungewisses Glimmern aus den Eiszapfen, blinkt an einem Punct in dem weiten Einerlei auf, erlischt und kehrt an einem

andern wieder. Von der hinter dem Nebeldunst emportauchenden Mondscheibe kommt's; wie langsam, traumhaft aufwachendes Leben geht es über die winterliche Welt.

Dann dröhnt einmal plötzlich ein Schüttern vom Flur her, Füße treten sich auf den Steinfliesen trampelnd den Schnee ab, eine Thür klappt, nun öffnet sich die des Zimmers, ein Jagdhund springt herein, schnuppert kurz nach dem Kleide der jungen Frau und wirft sich vor dem Ofen auf die Diele. Hinter ihm ist ein großer, kräftig gebauter Mann hereingetreten, der etwas lang Herunterhängendes in der Hand hält. Er fragt durch das matte Dämmerlicht: „Bist du hier Lena? Aha, Waldmann hat dich schon markirt, die Seher werden einem ganz blind von der großen Kalkgrube draußen. Eine jämmerliche Geschichte, nichts als ein lumpiger Lampe für drei Stunden Schneegestapf, ein alter Rammler dazu, Waldmann stach auch die Satzhäsin auf, aber sie ging uns durch. Davon wären unsere Wölfe heute Abend nicht satt und nicht fett geworden, ich habe übrigens selber einen Wolfshunger und Mordsdurst. Ein hundsmäßiger Frost, gut daß die Roggensaat drei Fuß hoch zugedeckt ist. Löffel und Läufe sind ihm auf'm Heimweg wie ein Brett steifgefroren, und seine Blume sah wie mit Mehl gepudert aus. Die Frau hat's gut, Waldmann, he? daß sie so in der Stube am Ofen hocken kann; unsereins muß sich abplacken. Bist du schon mit allem für die Leute klar, Lena?"

Der Sprecher ist Ferdinand van Hove, der Guts-

herr, man hört an seiner Stimme, daß er noch nicht über dreißig Jahre sein kann. Seine Frau antwortet:

„Ich denke, daß die Mamsell fertig sein wird, man muß freilich bei allem selbst nachsehen. Sie hat immer Allotria mit den jungen Leuten im Kopfe, und ich bin wenig zufrieden mit ihr.“

Van Hove lacht. „Die sticht der Haber, in den Jahren haben sie alle verliebtes Blut und narren sich; wir hatten's auch und machten es ebenso, das vergißt man nachher leicht.“

Helene ist aufgestanden und zieht, zur Thür gehend, mit einem leicht vernehmbaren Tone der Nasenflügel die Luft ein. „Der Hase riecht schlecht und wird den Boden mit Blut betropfen.“

„Nein, der läßt keinen Schweiß, das sind alles rothe Eisklumpen. Aber seine Wolle thaut hier etwas auf, und das giebt bei den alten Rammlern keinen Eau de Cologne-Geruch.“

Sie verlassen zusammen das Zimmer, fast unhörbar bewegt sich der leichte Schritt der Frau vorauf, und der feste Tritt van Hoves folgt geräuschvoll nach. Auch Waldmann reckt sich, wenngleich ungern, von seinem warmen Platz auf und kommt hinterdrein, mit der Schnauze gegen den schwingenden Hasen puffend.

Auf dem Flur sagt Helene: „Ich bitte dich, laß den Hund heut' Abend nicht herein, es ist den Damen unangenehm.“

„Von wegen, meinst du? Das schad't den Frauenzimmern nichts und sieht possirlich aus, wenn sie sich's

verbeißen. Uebrigens hält im Winter die Einquartierung sich zu Haus, he, Waldmann? Da ist's unterm eigenen Dach und Fach am besten."

Der Sprecher geht, lustig pfeifend, den Corridor zu seinem Schlafzimmer entlang, die Gutsherrin tritt links hinüber in einen großen, saalhaften Raum, der von zwei oder drei schon angezündeten Kerzen eines Kronleuchters mäßig überhellt ist. Doch reicht das Licht aus, jetzt die schlankhohe, vielleicht etwas zu schmächtige Gestalt Helenes van Hove erkennen zu lassen.

Sie muß ein wenig im Beginn der Zwanziger stehen und hat doch etwas Mädchenhaftes, beinahe wie noch nicht recht Entwickeltes in ihrer Erscheinung; ihr rehbraunes, sehr feinfädig-weiches Haar theilt sich mit einfachster Scheitelung über einer an den Schläfen stark eingebogenen Stirn von zart-durchsichtiger Färbung. In dem Saale sind mehrere weibliche Bedienstete mit der Herrichtung einer langen Abendtafel beschäftigt, das Haus erwartet sichtlich viele Gäste und zeigt, daß es über die Mittel gebietet, reichhaltigen Besitz zu entfalten. Kein moderner Imitationsglanz deckt den Tisch, sondern altsolide, Behaglichkeit ausathmende Erbstücke an Geräthen und Gläsern, das schwere, blitzend geputzte Silbergeschirr zieht überall Reflexfunken. Von den Mägden hebt sich eine, im ganzen weniger durch ihr Aeußeres als ihre städtische Kleidung ab; es ist Fräulein Emma Stoltenbek, die „Mamsell", ein Zwitterding zwischen Magd und Dame, wie es sich auf allen großen Gütern der Gegend als weibliches Hausfactotum findet. Es heißt

den ganzen Tag: Mamsell, mir fehlt dies! — Mamsell, wo ist das? — Mamsell, holen Sie den, rufen Sie jenen! Und sie hat zu suchen, zu besorgen, zu helfen, holen und rufen. Emma Stoltenbeck ist ungefähr zwanzig Jahre und vermuthlich die Tochter eines kleinen Hofbesitzers, die im großen Hause die Wirtschaftsführung und „Unterschied" lernt, aber zu viele Geschwister hat, so daß sie sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen soll. Man sieht ihr auf den ersten Blick den ländlichen Ursprung an, ihr immer zum Lachen geneigtes, volles, hübsches Gesicht strotzt von Gesundheit, und das saubere Mieder, das sie bei der Hausarbeit trägt, spannt sich ihr über der Brust. Sie ist stets thätig und tüchtig und hantirt gegenwärtig sehr geschickt als Anweiserin der Mägde an der Tafel.

Trotzdem zeigt sich ihre Herrin heute Abend nicht mit ihr zufrieden, hat überall auszusetzen, etwas anders, doch eigentlich kaum besser zu ordnen. Das letztere muß sich geradezu aufdrängen, und die Mamsell äußert einmal verwundert: „Das habe ich immer so gemacht."

„Dann haben Sie es immer falsch gemacht."

In dem Gesicht der Hausfrau prägt sich Mißvergnügen aus, sie setzt hinzu: „In Ihren Jahren weiß man manches noch nicht, und es ist besser, wenn man den ernstlichen Willen hat, sich belehren zu lassen."

Ein kleiner Unterschied der Jahre besteht allerdings zwischen beiden, aber die letzte Sprecherin könnte fast als die jüngere bedünken, und es hat geklungen, als ob eine alterfahrene Frau einem thörichten jungen Ding

Rathschläge ertheilte. Und ebenso fährt die Gutsherrin nach einem kurzen Anhalten fort:

„Ich wollte Ihnen noch sagen, Mamsell, daß Sie den jungen Leuten im Hause Ihnen gegenüber nicht zu einem solchen Tone Veranlassung geben, wie ich ihn vorhin auf dem Flur zwischen Ihnen und dem Verwalter gehört. Es schickt sich nicht für ein junges Mädchen."

„Ja, die gnädige Frau wird gehört haben, daß ich ihm das auch gesagt", antwortet Emma Stoltenbek. Sie drückt ihre rothen Lippen danach ein bischen fester als sonst aufeinander, aber in ihren blitzend blauen Augen, die sich treuherzig zu den perlen- oder silbergrauen Helenes van Hove aufschlagen, kann sie einen lachenden Glanz nicht ganz zurückdämpfen. Doch scheint die letztere davon nichts wahrzunehmen, ihr Blick übermustert, gleich zur Seite gehend, den Tisch wieder, und sie findet noch eine neue Ausstellung an der Tafelordnung der Mamsell.

* * *

Draußen ist es nicht mehr dunkler geworden, das Dämmerlicht des geschwundenen Tages scheint über der weiten, weißen Fläche festgehalten. Wie in der höchsten Sommerzeit, wenn das späte nordische Abendroth des Nordwestens fast seinen Schimmer bis zur beginnenden Morgenröthe des Nordostens hinüberzieht, ist es nicht Tag und nicht Nacht; nur umschmeichelt die Luft nicht lind und mit dem Aushauch unsichtbarer Blüthen, sondern

strenge Kälte weht duftlos an. Es liegt alles winterkalt unter dem grauen Zwielicht, eine Regung und ein Ton kommen allein von einem aufgelösten Krähenschwarm, der durch die Luft hinwandert. Sie ziehen abendlich heimwärts, irgend einem entblätterten Walde zu, ihre schnarrenden Rufe krächzen durcheinander, als sagten sie sich gute Nacht. Ueber dem großen Leichentuch haben die schwarzen Gesellen etwas von rastmachenden Todtengräbern des Tages. Bisweilen tönt einmal ferner oder näher der kurze Anschlag eines Hundes und deutet an, daß irgendwo in der weißen Wüste eine Menschenwohnung, vielleicht ein Dorf liegt. Doch der Klang verstummt schnell wieder, alles Leben sucht Unterkunft und Wärme.

Dann hallt doch etwas Dauerndes durch die Feldstille auf, ein munteres Geläut; auf der Landstraße von der etwa eine Stunde entfernt liegenden Stadt kommt mit klingenden Glöckchen ein Schlitten daher, das lustige Schellengeklingel hat in dem großen Todtenhaus beinahe etwas Frivoles. In dem leichten Gefährt sitzt, in einen Pelzrock wohl eingepackt, ein einzelner Insasse, dreht den Kopf um und fragt jetzt: „Kutscher, wie weit ist's noch bis zum Gutshaus?" — „Werden so was zehn Minuten sein, Herr." — „So halten Sie, die Beine frieren mir ab; ich will aussteigen und mich auf dem Rest warm laufen, sonst komm ich wie ein Eiszapfen ins Haus und schmelze in der Stube zu Wasser."

Der Sprecher steigt ab und fügt nach: „Fahren Sie nur voraus in den Stall! Geht der Weg grad hin?"

„Noch ein Stück und dann von der Straße links ab auf den schmalern Knüppeldamm, dann werden Sie's Licht schon sehen. Hüh!"

Das Schlittengeläut fliegt voraus, der Kutscher brummelt in den gefrorenen Bart: „Is verrückt; kann fahren und läuft. Von der Sorte sind sie alle verrückt. Hüh!"

Der Zurückbleibende ist nach dem Ton seiner Stimme noch ein jüngerer Mann, von seinen Zügen läßt die Beleuchtung und die dicke Ohrenpelzkappe kaum etwas unterscheiden. Er trampelt mit den erstarrten Füßen, aber die weiße Einsamkeit um ihn her ist offenbar nicht ohne einen Reiz für ihn. Sein Kopf dreht sich nach der Richtung, aus welcher der nebelverhängte Mond die karge Helle über den Boden hinstreut, und er spricht laut ein paar Zeilen aus Goethes „Harzreise im Winter":

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden.

Dann geht er, manchmal einen Augenblick stehen bleibend und über „die öden Gefilde" hinsehend, vorwärts. Der Schnee knarrt ihm unterm Fuß, doch der Weg auf der Landstraße ist keineswegs „grundlos", sondern hart und gut. Nach einer Weile erst verändert er sich, wie der schmalere Seitenweg zur Linken abzweigt, von einem Knüppeldamm ist allerdings unter dem Tritt

nichts zu spüren, doch er muß es sein, und der Wanderer folgt ihm nach. Anfangs geht's auch hier leidlich, aber dann kommen höher verwehte Stellen, über die er sich, zuweilen durchbrechend, fortarbeiten muß. Das macht trotz der Kälte in dem Pelz heiß, er hält an und sieht umher. Von einem erhellten Fenster ist nichts zu entdecken. Alles liegt einfarbig-farblos da. Zu spät fällt ihm auf, daß der Schnee auch keine Pferdespur zeigt, er muß auf falschen Weg gerathen sein und nach der Landstraße umkehren. Aber von wo ist er gekommen? Er findet's nicht mehr und läuft Gefahr, immer ärger von seinem Ziel abzugeraten. Ueberhaupt scheint er auf keinem Wege mehr, sondern auf offenem Felde, es sind jetzt wirklich öde Gefilde rund um ihn. Sein Mund brummt: „Das war wieder eine gehörige Dummheit", und es klingt daraus, als ob er nicht grade die erste seines Lebens darunter begreife.

Trotzdem jedoch interessirt ihn sichtlich die Landschaft in ihrer kaum zu überbietenden Dürftigkeit; diese odemlose Schweigsamkeit und Armuth der hingestorbenen Natur hat doch wieder etwas Großes, in ihrem ungewissen Zerrinnen feierlich Anblickendes. Man ahnt alles nur — drüben die aufragende, halb dunkle, halb weißbereifte Wand, in welche die Krähen hineinfallen, muß ein Waldrand sein, der am Sommertag grünes Laub auf ein Saatfeld oder eine hochblumige Wiese niederschatten läßt. Die Phantasie des Hinüberschauenden ist lebhafter Art, er sieht die Sonne Strahlenbündel zwischen die grauen Stämme hineinwerfen, und sein

Ohr hört den Schrei eines darüber kreisenden Bussards. Näher vor ihm durchzittert da und dort ein dünnes, schwärzliches Geflecht die Luft, wie kleine Fruchtschoten hängt's dran herab. Es sind die feinen Spitzen von Haselsträuchen auf den Ueberresten eines ehemaligen Zaunwalles; das dickere Untergezweig liegt in den Schneewehen vergraben. Daneben unterbricht etwas die weite Einförmigkeit der Bodendecke, ganz flach hingestreckt, nicht recht weiß, sondern ins Graue übergetönt und fast wie mit einem matten Spiegelschimmer glimmend. Wie das Auge sich gewöhnt, erkennt es den Anfang der Eisdecke einer überschwemmten Wiese oder eines Teiches, der sich zwischen Schnee-Ufern im Felde hinstreckt.

Das ist alles recht gut, gewiß für die Landwirthschaft auch recht nützlich und vielleicht sogar recht schön, ein idyllisches Bild, wenn das helle Wasser hier zwischen Kornähren in der Sonne Lichter zieht. Aber unter den gegenwärtig vorhandenen Umständen bleibt eine warme Stube und Lampenlicht doch vorzuziehen, und der wegab Geratene will sich daran machen, die Landstraße wieder zu finden.

Doch da tritt ihm noch etwas ins Gesichtsfeld, sehr undeutlich, er weiß nicht, was, aber es hält ihm den Blick und den Fuß. Es kommt über die graue Eisdecke daher wie ein großer, dunkler Vogel, kreist auch gleich einem Bussard im Bogen auf und ab, zerfließt und kehrt zurück. Nur als ein Schatten erscheints und hat etwas halb Geisterhaftes, bis die Vernunft die Einbildungskraft zur Ruhe bringt und sich sagt, es muß

ein Mensch sein, der hier allein im Zwielicht auf dem Teich, oder was es sein mag, Schlittschuhe läuft.

„Heda! Halloh!“

„Ja! Wer ruft mich?“

Es ist eine weibliche Stimme, die von dem Schatten her Antwort gibt, der sich zugleich herannähert.

„Wie komm' ich denn nach dem Gutshofe?“

„Was wollen Sie denn auf dem Gute?“

Der Fragesteller unterscheidet jetzt eine mittelhohe und wie es scheint sehr sorglos gegen die Kälte verwahrte Mädchengestalt, vermutlich irgend eine Hofmagd, die bei ihrer Tagesarbeit gesessen hat und sich am Abend hier noch ein wenig Bewegung macht.

„Du bist sehr wissensdurstig, mein Kind, und ich habe nur ganz gewöhnlichen Menschendurst. Was ich dort will, weißt du also nun, und außerdem geht's dich nichts an, sondern du hast mir nur den Weg zu zeigen.“

Die Schlittschuhläuferin ist nah ans Ufer gekommen, bleibt, sich geschickt auf den Eisschuhen im Gleichgewicht haltend, stehen und versetzt:

„Mir scheint eher, Sie haben Ihren Durst schon ausgiebig gestillt.“

Ohr und Auge belehren jetzt zugleich über einen Irrthum. Das ist weder die Stimme und Sprache einer Hofmagd, noch die Kleidung einer solchen. Allerdings bewahrheitet die letztere sich als eine sehr leichte, denn der Winterüberwurf besteht nur aus einem kurzen Jäckchen, aber dies läßt einen eleganten Schnitt erkennen und scheint mit einem schmalen Pelzsaum eingefaßt.

Der seiner Täuschung Innegewordene greift unwillkürlich an seine Pelzkappe, die sich indes um der Ohrenklappen willen nicht lüften läßt, und entgegnet:

„Verzeihen Sie — das Licht ist nicht grade für die Fernsicht eingerichtet — darf ich fragen, mit wem meine Verirrung mich hier so angenehm zusammengebracht?“

„Das geht Sie nun ebenso wenig an. Ich habe mich nicht nach Ihrem Namen erkundigt, so lange kann Ihre Frage warten. Aber wenn Sie hinter mir drein gehn, so finden Sie den Weg.“

Die Antwortende begibt sich, jetzt nothgedrungen etwas unbeholfenen Ganges, vom Eis ans Ufer und fügt nach:

„Sind Sie so gebildet, daß Sie Schlittschuhe abschnallen können?“

„Ich würde meine Bildung dadurch nicht zum ersten Mal an den Tag legen.“

„Also! An die Nacht meinen Sie wohl eigentlich?“

Sie setzt sich unbekümmert an eine Waldlehne in den Schnee und streckt einen kleinen, zierlich beschuhten Fuß leicht vor sich hin. Er kniet nieder und macht sich galant an seine Dienstleistung. Einige Augenblicke herrscht Schweigen, dann sagt die Sitzende:

„Sie scheinen unter dem Unstern zu leiden, daß Sie sich leicht verirren. Man braucht beim Abschnallen den Fuß nicht anzufassen; das ist weder angenehm, noch legt man Bildung dadurch an den Tag.“

Er könnte antworten, daß er es bei derartiger

Beihülfe so gewohnt sei, doch der trockene Ton der Sprecherin hält's ihm auf der Zunge zurück. Außerdem ist seine höchst lebhafte Phantasie zu beschäftigt. Das Bild des großen, dunkel über der Eisfläche kreisenden Vogels steht noch vor ihm, und kaum in Minuten ist dies daraus geworden. In der That ein absonderliches Begegnen in der sonst so nüchternen, einbildungsarmen Welt! Es hat den prickelnden Reiz eines kleinen Abenteuers — nicht grade des ersten in seinem Leben, aber zur Abwechslung einmal im Schnee einer Januarnacht im einsamen Felde. Nur, wer mag die Unbekannte denn eigentlich sein? Jung ist sie, und hübsch fügt die Vorstellung von selbst hinzu. Die Form des Fußes muß sogar in den Schuhen entzücken, und die knappen Reden bekunden kluge Zungenbehendigkeit. Zwischen ihrem kurz angebundenen Wesen und ihrem Thun klafft ein gewisser Widerspruch, daß sie hier in der leeren, lichtlosen Einsamkeit allein auf Schlittschuhen umherläuft. Darin liegt etwas — etwas wie ein poetischer Zug, von dem aus ihren Worten kein Hauch kommt. Sie muß auf dem Gute zu Hause sein, aber Frau van Hove ist es nicht. Nein, die ist es allerdings nicht — Helene Riedlaub und sie — das wäre ein Unterschied wie zwischen einer Holztaube und einem Sperber. Muthmaßlich die Tochter eines Verwalters oder Rentmeisters oder — doch vermuthlich vom Schicksalswillen als geeignetes Hülfsmittel eines kleinen artigen Abenteuers vorbedacht zur Welt gebracht.

Das Eisen ist von den Füßen abgeklirrt und die

Befreite steht auf. Sie macht jetzt einige leichte, gelenke Schritte, dreht sich und fragt:

„Nun?“

„Was?“

„Trägt man bei Ihnen einer Dame nicht die Schlittschuhe nach Haus?“

Der als saumselig und vergeßlich Zurechtgewiesene bückt sich und kommt der Anforderung an seine Galanterie nach. Aber er versetzt dabei halb ärgerlich, halb absichtlich:

„Bei mir zu Haus läuft eine junge Dame nicht allein im Dunkeln auf dem Eis.“

„Dann läßt sie's bleiben.“

„Fürchten Sie sich denn nicht?“

„Wovor? Unnütze Landstreicher kommen im Winter nur selten in unsere Gegend, und ich trage außerdem nichts von Werth bei mir.“

Warte, du unvorsichtige Rentmeistertochters-Zungengeläufigkeit! — „Ach, da habe ich mir eine überflüssige Besorgniß in dieser Richtung gemacht und Ihre offene Mittheilung beruhigt meine Furchtsamkeit!“

Die junge Dame wendet sich kurz gegen den Sprecher zurück, und so dunkel der Hutrand ihr das schon von der Dämmerung verhüllte Gesicht überschattet, ist's doch, als lasse der Sitz ihrer Augen sich an einer Art phosphorescirenden Glimmerscheines unterscheiden. Darunter antwortet es:

„Wenn ich Sie verstände, würde ich für Ihren Kopf besorgt sein. Da ich Sie nicht verstehe, bin ich's nur für das, was in ihm sein sollte.“

Das ist ziemlich unverblümt, und ihm ist nicht der längere dabei zugefallen; es hat gesagt, ihre Hand könne erforderlichenfalls von ebenso beredter Schlagfertigkeit sein wie ihre Zunge. Indeß lehrt die Erfahrung, daß man Mädchenworte nicht gleich als so ernsthaft gemeint nehmen muß, und außerdem dienen sie zur Verstärkung eines Anreizes. So lacht er, hinter ihr dreinschreitend:

„Es ist komisch, wie wir uns mißverstehen; ich wollte vorhin fragen, ob Sie sich nicht zu erkälten fürchteten, da Sie mir für die Verhältnisse hier etwas leichtfertig bekleidet vorkommen. Wenn ich das Vergnügen hätte, Ihr Vater oder Ihr Bruder oder Ihr Vetter zu sein —"

Sie dreht sich knapp um.

„So?"

„So würde ich um Erlaubniß bitten, Sie mit meinem Pelz vor einem Schnupfen bewahren zu dürfen" — sein Arm macht eine Bewegung, das genannte Kleidstück abzustreifen — „oder vielmehr, es wäre dann meine Verwandtschaftspflicht, wie es mir gegenwärtig leider nur von simpler Nächstenliebe auferlegt wird."

Ein Achselzucken erwiedert ihm, dann die Antwort:

„Wenn es Ihnen zu warm ist, thun Sie nach Belieben; meine Nächstenliebe ist noch größer, solches Bärenhautopfer nicht anzunehmen. Aber da Sie so dienstwillig sind, brechen Sie mir einmal den Zweig da ab."

Sie deutet auf einen am Zaunwallrand dunkel überhängenden Strich. Der Aufgeforderte thut nach

ihrem Geheiß, das Holz knackt durch die stille Nachtluft und er fragt:

„Wozu wollen Sie's? Ist das eine Wünschelruthe, um einen Schatz zu finden?"

„Nein, eine ganz gewöhnliche, nur eine Haselgerte, mit denen der Schulmeister seinen Jungen auf die Finger klopft, wenn sie sich nicht ordentlich aufführen. Man kann auch Pelze damit ausklopfen."

„Sollte es nicht eher für kleine Mädchenhände sein, weil Kätzchen daran sitzen?"

„Wahrhaftig!" Es kommt als ein Ausruf der Ueberraschung vom Munde der jungen Dame, und sie fügt unwillkürlich nach: „Das ist Frühling im Winter."

In der That ist der abgebrochene Zweig ganz mit Haselkätzchen, dem einzigen Lebenszeichen in der Natur, bedeckt; der mit seinem Pelzanerbieten abermals nicht undeutlich Abgewiesene hat es vorhin für verdorrte Herbstfruchtschoten angesehen, doch es sind die unscheinbaren Keimblüthchen des erst kommenden Sommers. Die Voraufgehende redet jetzt nicht mehr, oder richtiger giebt auf die Fragen des Nachfolgenden keine Antwort mehr, denn von selbst gesprochen hat sie überhaupt nicht; es scheint, daß sie ein Haselkätzchen zwischen den Lippen zwirbelt. Er kommt sich ein wenig vor wie ein Hund, der hinter ihr drein läuft; sie gehen nicht zur Landstraße zurück sondern in völlig anderer Richtung, und es zeigt sich jetzt überraschend, daß sie sich unweit vom Gutshof befunden, denn plötzlich flimmern Lichter dicht vor ihnen. Der Fremde stößt fast mit einem Tone unliebsamer Verwunderung aus:

„Sind das schon —? Der Weg kommt mir beinahe zu kurz vor.“

„Mir nicht,“ versetzt seine Führerin lakonisch.

Er fährt bedauerlich fort: „Nach meinem Wunsch wäre er zehnmal länger gewesen; vielleicht kommen Sie nachträglich auch noch zu dieser Anschauung, wenn ich Ihnen morgen bei Tageslicht in Ihrer Wohnung meinen Dank abstatte.“

„Durch Anschauung? Schwerlich. Sie wollen doch zu Herrn van Hove?“

„Ich bitte, bemühen Sie sich nicht um meinetwillen ins Herrenhaus.“

„Was man thut, muß man ganz thun.“

Sie geht auf die Hausthür des großen Gebäudes zu, der Ankömmling ist sich nicht recht klar, ob diese beharrliche Fortsetzung ihres Führerdienstes ihm grade angenehm sei oder nicht. In seinem Eintreffen in solcher Begleitschaft liegt ein bischen Sonderbares, aber er hat seine Kenntniß soweit bereichert, daß sie sich wider ihren Willen nicht abschütteln läßt, und anderseits erhält er wenigstens Gelegenheit dadurch, sich heute Abend noch über ihr Aussehen und darüber zu vergewissern, ob der Besuch sich morgen wirklich verlohnt. So setzt er seine Rolle des Nachfolgers erwartungsvoll fort, ins Haus hinein, einen Gang entlang, nun in eine Thür, die sie öffnet. Lampenlicht erhellt ein mit vielen Hirschgeweihen, Gewehren und allerhand sonstigen Waffen ausstaffirtes Zimmer, in welchem Ferdinand van Hove sich am Tisch mit einem Federmesser die Nägel beschneidet. Er dreht

den Kopf, wie die Eintretende kurz sagt: „Es ist ein Herr da, der hierher will“ und sieht dem Angekündigten ein paar Augenblicke ungewiß ins Gesicht. Dann stößt er erfreut aus: „Auffeß — Bernold Auffeß — lebendig und leibhaftig!“ — seine Hand streckt sich aus — „der Teufel hol's, daß man's gleich weg hat, wenn man einen Hasen aus dem Busch klopfen will und es bricht ein Iltis heraus!“

„Jawohl, der bricht bei Nacht in den Taubenschlag, van Hove.“

Sie schütteln sich die Hände, es sind Universitätsgenossen aus der Zeit, in welcher der Gutsherr einige Jahre hindürch akademische Vorlesungen besucht hat. Bernold Auffeß erläutert, während er seinen Pelz abwirft, kurz, wie er in curioser Weise hierhergekommen. Er gehört nicht zu den erwarteten Gästen, sondern hält sich zum Besuch in der Stadt auf und ist heute Nachmittag plötzlich auf den Einfall gerathen, herauszufahren. Wie er sich aus der dicken Hülle herausschält, kommt eine schmeidige, schlank gebaute Gestalt zum Vorschein mit feinen, geistig belebten Gesichtszügen drüber, die etwas Nervöses besitzen und durch das dunkelgewellte Haar und gleichfarbigen Bart auf der Oberlippe vielleicht noch blasser erscheinen, als sie sind; alles an ihm verhält sich in auffälligstem Gegensatz zu dem wuchtigen Körperbau und urgermanischen Gepräge van Hoves. Nun wendet er den Kopf und wirft einen flüchtigen Blick nach der Seite, wo seine Führerin noch steht; sie benutzt den Haselnußzweig wie einen Fächer und wedelt

sich Luft damit zu, zwischen den Kätzchen durch scheint auch sie ihren nächtlichen Begleiter mit einer gewissen Neugier anzusehn. So läßt sich noch immer nicht viel von ihrem Gesicht gewahren, aber was durch das Gitterwerk erkennbar wird, ist nicht übermäßig anziehend, und Auffeß sagt:

„Ich danke Ihnen für Ihre Bemühung, liebes Kind, und will Sie nicht länger aufhalten.“

Doch er bekommt zur Entgegnung: „Ich danke Ihnen gleichfalls für Ihre Betrachtnahme meiner geringen Persönlichkeit, aber das liebe Kind pflegt sich hier aufzuhalten.“

Sie bewegt dabei den Zweig vom Gesicht fort und dies tritt deutlich hervor. Schön ist sie auch so nicht, aber eigenthümlich, in ihrem Mienenspiel und den dunklen beweglichen Augensternen zuckt alles von Lebendigkeit; es sieht aus, als sei ihre zierlich gebogene Oberlippe von einem ganz leisen Schattenanhauch überflogen, der beim Sprechen das Weiß der kleinen Zähne ungewöhnlich hervorblitzen lasse. Ihr Blick hält sich gradeaus und mit einem unverfehlten, leicht spöttischen Geflimmer auf ihren Weggenossen gerichtet.

Dieser steht, ob es auch gegen seine Gewohnheit sein mag, ein wenig verblüfft und fragt, sogar mit der Zunge etwas anstoßend:

„Ja mit wem habe ich —“?

„Das Vergnügen? Das hatte ich.“

Ferdinand van Hove fällt ein: „Kennt ihr euch denn nicht? Ich denke, ihr seid zusammen gegangen?“

„Nein, hintereinander, verbessert die Zunge hinter den blinkenden Zähnen.

„Meine Schwester Fenna.“

„Du besitzest — ich wußte nicht, daß Du eine Schwester —“

Diesmal stottert Bernold Auffeß wirklich etwas. Er sucht sich zu besinnen, was er eigentlich unterwegs gesagt und gethan, und diese Rückerinnerung macht ihm die Situation nicht zur erquicklichsten. Uebrigens konnte die völlige Unähnlichkeit der Geschwister, der brünette Typus der jungen Dame auch unmöglich den Gedanken solcher Verwandtschaft aufkommen lassen.

Der Gutsherr erklärte diesen auffallenden Unterschied: „Das heißt, meine Stiefschwester. Meine Mutter verheirathete sich nach dem frühen Tode meines Vaters nochmals mit Herrn zur Hellen. Daher wirst Du nichts davon erfahren haben.“

Auffeß vollzieht jetzt eine elegante Verbeugung vor Fräulein Fenna zur Hellen.

„Ich konnte nicht ahnen — ich bedaure, Fräulein —“

„Daß wir uns so angenehm unterhalten haben? Das ist ungalant von Ihnen und außerdem ungerecht gegen Sie selbst, denn Sie haben wahrhaftig das Ihrige nach Kräften gethan.“

Sie wendet sich gegen ihren Bruder.

„Mich kennt dein Freund, aber ich weiß von ihm das noch nicht, was eigentlich die Hauptsache an einem Manne ist. Besitzt er vielleicht auch einen Charakter?“

„Ja, einen künstlerischen, denn er ist Maler.“

„Ah so!“

Aus dem Antwortstone Fräulein Fennas klingt ein plötzlich vor ihr aufblinkendes Licht und sie fügt rasch nach:

„Und Sie suchten für Ihre künstlerische Inspiration nach einem Modell und gerieten in den Schnee. Da haben Sie recht, das war wirklich zu bedauern. Nun, Sie werden sich heute Abend an einer ganzen Menge von interessanten Gliederpuppen und Haubenstöcken schadlos halten können. Es ist Zeit, daß ich mich dafür ummodellire. Auf Wiedersehen, Herr Maler!“

Fenna zur Hellen knixt kurz und geht. Sie hat deutlich „Maler“ als letztes Wort gesprochen, doch es summt Bernold Aufseß wunderlich im Ohr, als ob sie „Pinsel“ gesagt hätte. Es wäre nicht ganz unverdient gewesen, und er blickt ihr etwas mißvergnügt über diese Empfindung nach.

Van Hove sagt: „Die ist aus einer ganz andern Tonleiter als das übrige Haus. Es freut mich wirklich von Herzen, alter Junge, Dich einmal hier zu haben. Du spielst doch L'hombre? Meine Gutsnachbarn kommen heut Abend, auch einige Leute aus der Stadt. Wir können noch eine Pfeife vorher rauchen. Meine Frau kennst Du ja, nicht wahr?“

Der Befragte sieht noch halb mißmuthig nach der Thür.

„Deine Frau? Helene Riedlaub — ja, natürlich, ich habe öfter mit ihr getanzt. Geht es ihr gut?"

„Danke, danke; auf dem Lande, da ist man immer wohlauf."

* * *

In einem Zimmer um eine Treppe höher werden gleichfalls Vorkehrungen für die Abendgesellschaft betrieben. Es ist eine große, gelbgetünchte, ziemlich kahle Stube, in der sich zwei Bettstellen von merkwürdig verschiedenem Längenmaß befinden, die eine wie für einen Goliathnachkommen und die andere etwa einem heutigen David angemessen. Ueber der erstern sind allerhand, nicht eben sich durch Kunstwerth und Geschmack auszeichnende, aber durch ihre Gegenstände sanft ans Herz rührende Farbendruckbilder und Stahlstiche aus alten Sammelwerken und illustrirten Zeitschriften an die Wand genagelt; um das zweite Brett herum hängt dagegen ein Sortiment von närrischen Schnurrpfeifereien, groteske Fratzengesichter, Puppenköpfe mit angeklebten Judenbartflechten, ausgestopfte Mäuse, ein zusammengeleimter Kranz aus Igelborsten, Teerquäste und Federschöpfe, ein Sammelsurium der aller unbegreiflichsten, unsinnigsten und unnützesten Gattung. Der recht wenig gemüthliche und ziemlich unordentliche Raum ist die Stube der beiden derzeitigen „Kostgänger" auf dem van Hoveschen Gute, junger Leute, wie sie auf den meisten Gütern als Volontäre zur Erlernung der Landwirthschaft aufgenommen werden.

Die Maßunterschiede der Betten zeigen sich als nicht unbegründet, denn sie entsprechen offenbar nur genau den Körperlängen der nächtlichen Inwohner. Diese stehen gegenwärtig beide in etwas weniger als halber Toilette nach Norden und Süden des Zimmers vor ihren Waschtischen und tragen mehr oder minder Sorge für ihren äußern Menschen Von dem Kopf des Kleinen ist eigentlich nichts zu sehen, da derselbe vollständig in einer Waschschüssel steckt; ohne den daransitzenden Körper würde man ihn bei dem spärlichen Lampenlicht wahrscheinlich für einen ertrinkend umherzappelnden Maulwurf halten, das allein sichtbar verbliebene Hinterkopfshaar stimmt wenigstens mit dem Fell eines solchen hinsichtlich der Farbe und Kürze voll überein. Der junge Goliath dagegen ist strohblond bemähnt, hat sein stark röthliches Gesicht schon bis zur Tadellosigkeit gesäubert und ist eifrig bemüht, dieses Reinigungsverfahren noch nach einer andern Richtung fortzusetzen. Er bückt sich vor einem allerdings ziemlich alterserblindeten Spiegel, hält in der Linken eine Lampe und schabt mit einem Schermesser in der Rechten an seinem dick eingeseiften Kinn. Sein Name ist Schwegler, die Magerkeit seiner ins Kraut geschossenen Figur läßt ihn kaum höher als neunzehn Jahre schätzen, und eine Brillantnadel auf dem Einsatz seines schon frisch angelegten Hemdes legt nahe, daß er vermöglicher Leute Kind ist.

Nun zieht der andere sein Gesicht prustend aus dem Wasser und hat mit dem dunkeln Borstenschopf,

der winzigen Nasenspitze und den kleinen, quicken Blinzelaugen jetzt doch noch mehr von einem Igel als von einem Maulwurf, allerdings von einem Igel mit unglaublich groß gerathenen, brandrothen und wagerecht abstehenden Ohrmuscheln. Er heißt Florian Stoppel, besitzt ebenfalls wohlhabende Eltern, aber man sieht's ihm nicht grad' an. Sich das Gesicht mit einem Handtuch mehr abscheuernd als trocknend, tritt er zu seinem Zimmergenossen hinan und fragt, auf die Diamantnadel desselben deutend:

„Wem wollen Sie denn heute wieder in die Augen stechen, Hugibald?"

Sein Mund bläst die erste Silbe des Namens gewohnheitsmäßig von sich, als ob sie mindestens aus vier aneinandergehängten u-Lauten bestehe. Der Vorname des blonden Kostgängers ist Hugo, doch der schwarzschöpfige hat am ersten Tage ihrer Bekanntschaft steif und fest behauptet, er wisse es besser und sein Kollege sei „Hugibald" getauft. Was Florian Stoppel aber weiß, das vergißt seine Zunge nie wieder.

Da der Goliath seine Beschäftigung antwortlos fortbetreibt, fragt David weiter:

„Machen zarte Gefühle denn so morddurstig, daß Sie durchaus Blut vergießen wollen? Ich dachte, Sie könnten keines fließen sehen und schössen deshalb immer an den Hasen vorbei, Hugibald."

„Ach, lassen Sie doch Ihre Dummheit, Stoppel," bringt der Blonde etwas mühsam hervor, da er die Lippe unter dem Rasirmesser niederzieht.

„Nein, Sie sollen sie lassen, Hugibald. So kommt Ihre Haferwirthschaft nie auf einen grünen Halm, Sie mähen ja, eh' die Saat aufgegangen ist. Das Schönste sucht er auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt, heißt's, aber Sie suchen's und werfen's weg, das ist ein hartherziger Zug an Ihnen. Wenn Sie wirklich einen gelben Haferhalm finden, sollten Sie ihn für unvorhergesehene Fälle in einen Ring fassen lassen, aber nicht nach Ihrem Fingerumfang, sonst müßten Sie ihn der Riesenjungfrau vom letzten Jahrmarkt anstecken, die mehr Haare auf den Zähnen hatte, als Sie. Für wen blitzt denn eigentlich heute Abend Ihr Busen so verführerisch?"

Die Arbeit des Langen ist zu Ende, doch nach einem ärgerlichen Mienenausdruck seine Geduld auch. Die Lampe noch in der Linken haltend, streckt er seine wuchtige rechte Handschaufel andeutend aus und antwortet mit seiner dünnen, hohen Stimmlage:

„Stoppel, ich kriege Sie noch bei Ihren Maulthierohren!"

„Hugibald, dann box' ich Sie vor Ihren Büffelmagen, daß er zu Ihrem Mäusegequiek einen Baß brummen soll, wie die große Pauke zur Dudelpfeife. Die Lampe soll das Beckengeklirr dazu schlagen und Sie so von Ihrer Löwenmähne bis zur Elephantensohle mit Petroleum einsalben, daß Ihr ganzer Harem heut' Abend entzückt ausruft: „Ah, der neueste, feine Hugibald-Parfüm! Kommen Sie doch näher, holdester Seelenfreund, daß ich Sie anriechen kann!"

Der Kleine hat beim Sprechen ebenfalls andeutungsweise mit seinen Händen einige hurtige Boxknäuelbewegungen ausgeführt, schlürft jetzt mit den Nasenflügeln in zimperlicher Nachahmung den angepriesenen Duft ein und setzt hinzu:

„Sie entwickeln aber zwei Eigenschaften, die ich gar nicht an Ihnen kenne, Hugibald. Erstens vergreifen Sie sich trotz Ihrer Sprachgewandtheit im Ausdruck und reden von einem Maulthier, wo Sie ein Geschöpf meinen, das nicht auf den Mund gefallen ist, und dann grünt der Neid über meine Ohren Ihre Rosenwangen an. Sie möchten wohl ein Paar so nützliche Gehörswerkzeuge haben, um alle Seufzer, die Sie bis Mitternacht entpressen werden, auf einma auffangen zu können."

Der Blondmähnige ergiebt sich, ebenfalls mit einem halben Seufzertone, stumm in sein Schicksal; er hat schon einigemal mit der Boxfertigkeit der kleinen Fäuste seines Stubenkumpans Bekanntschaft gemacht und zieht es vor, diese nicht zu erneuern. Beide fahren an ihrer Toilette fort, Florian Stoppel summt vor sich hin: „Aber in Welschland tausend und eins."

Dann dreht er sich um und sagt in einem treuherzig veränderten Tone:

„Nein, es ist unrecht, mit ernsten Menschenempfindungen Spaß zu treiben. Ich weiß, Sie sind kein Türke, Schwegler, und Sie wissen, ich bin Ihr Freund. Erleichtern Sie Ihr Herz! Sie können mir anvertrauen, wer sich seiner ganz bemächtigt hat. Mein Ohr ist ein

Grab, und mein Mund hält Ihr süßes Geheimniß so sicher bewahrt und fest, wie — wie dieser Gummiträger meine Hose — der Sprecher knüpft sich den genannten Gegenstand grad' über; — Sie werden mit Ihrer poetischen Gemüthsrichtung das kein zartgewähltes Gleichniß nennen, lieber Schwegler, aber es ist doch tiefsinnig, denn Gummi reißt nicht, und jeder giebt, was er hat, ein Schiller wird 'mal nicht aus mir, dazu fehlen mir die rothen Haare. Also ist es Fräulein Katharina Wendnagel, oder Hildegard Neddermannn — Fräulein Fleugimtanz kommt wohl auch — wie heißt sie doch — Rosamunde, glaub' ich?"

Unter die Augen Hugo Schwelgers hat sich eine Röthe gezogen, er wendet den Kopf zum Suchen nach einem Knopf ab und versetzt:

„An Ihrem Blick geht eben weibliche Schönheit ohne Eindruck vorbei, Stoppel" —

„Ja, den Druck können meine Augen leider nicht lesen."

Der Antwortende benutzt die Abkehrung seines Gefährten, um hinter dem Rücken desselben die etwas zwischen den Zähnen hervorgestreckte Zungenspitze rasch einige Mal hin- und herschwänzeln zu lassen, der andere fährt mit elegischer Stimme fort:

„Und Sie wissen nicht, was es heißt, nach Unerreichbarem aufzublicken —"

„Unerreichbar? Halt! Das ist nicht die Katharina, bei der erreichten Sie einen perennirenden Katarrh, denn ich habe sie noch nie ohne Schnupfen gesehen. Und

die Neddermann auch nicht; der wäre ein so netter Mann, wie Sie, jeden Augenblick willkommen, und von der Mitgift könnten Sie noch dazu ein fetter Mann werden. Hu—u—u—gibald, Ihr Herz liegt offen vor mir wie eine aufgeplatzte Erbsenschote! Sie schmachten, an einem Rosenmunde im Tanz zu fleugen und haben als Nadelgeld für ihn Ihr Haferfeld abgeerntet. Das ist freilich selbst für den Aufblick Ihrer seelenvollen Augen unerreichbar, wie der Büschel über einer Hopfenstange für eine Bohnenlatte.

Der treuherzige Ton des Maulwurfs hat wieder der herkömmlichen Narrerei Platz gemacht, trotzdem zeigt der Gefoppte diesmal keinen Aerger, sondern erwiedert gelassen, während die Röthe aus seinem Gesicht fortschwindet:

„Da könnte jemand ebenso geschmacklos sein, sich für Fräulein Fenna zu begeistern!"

„So? Nun gerathen Sie mir über, Schwegler, denn nun werden Sie auch noch witzig. Wenn ich nicht christliches Erbarmen mit Ihnen fühlte, könnte ich Ihren geistreichen Vergleich gelegentlich Fräulein zur Hellen mittheilen, und dann, glaub' ich, hätten Sie lieber die Nacht durch einen Igel im Bett, als ihr zu begegnen. Da wäre Ihre Hafergrütze bald eingekocht."

Florian Stoppel ist der Unterhaltung satt, greift nach einer Bürste und bearbeitet sich damit ganz unnöthiger- oder wenigstens erfolgloserweise den Kopf, da keine seiner kurzen Schopfborsten sich drum bekümmert. Eine Thür vom Nebengemach her geht auf und Konrad Neubauer, der Gutsverwalter, tritt ein.

„Na, meine Herren, sind Sie bald geputzt genug für die Geflügelausstellung? Ich habe schon drunten ein paar Truthühner glucken hören."

Der Verwalter ist auch noch ein jugendlicher Mann von höchstens fünfundzwanzig Jahren, doch den „jungen Leuten" gegenüber immerhin durch seine Stellung eine vorgesetzte Autorität. Anderseits aber nehmen sie auch bei ihm eine gewisse Stellung dadurch ein, daß sie die Söhne reicher Gutsbesitzer sind, die ihm, dem von Haus aus Mittellosen, einmal bei seinem weiteren Fortkommen von Nutzen sein können, wenn ihm später eine Hofpacht oder derlei in Sicht geräth. So haben alle ein wechselseitiges Interesse an gutem Verhältniß, welches gelegentliche kleine Anzapfungen und Reibereien nicht ausschließt, jedoch im allgemeinen die beiden Kostgänger zu einem Behaben der Gleichstellung berechtigt und Neubauer einen leicht cordial=überlegenen Ton gegen sie innehalten läßt. Man sieht ihm Tüchtigkeit in seinem Beruf an, wenn sein Gesicht auch nicht grade von feinerer Intelligenz spricht; aber für die ländlichen Gesellschaftskreise reicht sein Bildungsstand aus. Sein Lieblingswort ist „forsch", und so tritt auch seine untersetzte Gestalt in einer gewissen forschen Manier auf; er hat z. B. für den Abend seine blanken Stulpstiefel anbehalten, weil irgend etwas Unvorhergesehenes ihn möglicherweise in den Schnee hinaus abberufen kann. Denn darin ist er auf dem Gute wie ein Arzt gestellt,

man kommt in jeder Not und bei allem Quark um Abhülfe zu ihm.

Nun lacht er geräuschvoll: „Zieht der sich weiß Gott einen Schwalbenschwanz um die Beine! Von welchem Onkel haben Sie den denn geerbt, Schwegler?"

Der Befragte hat sich eben in einen etwas altväterischen Frack gezwängt, der ihm muthmaßlich bei seiner Konfirmation Dienste geleistet; Florian Stoppel antwortet für ihn: „Von seiner Urgroßtante, die hat ihn beim Tode ihres Bräutigams als Trauerunterrock getragen."

Der Verdruß, von dem er vorher kurz angewandelt worden, scheint unter seinem Strubbelhaar verflogen, er tritt vor den Langen bewundernd hin und sagt:

„Hugibald, Sie sind berauschend — wie Eierbier mit Buttermilch drauf. Gehen Sie nicht so in den Kuhstall, sonst werden Sie von den Meiereimägden wie Orpheus in Stücke gerissen, und für Rosamunde bleibt nur Ihr zuckendes Herz übrig."

Der Verwalter platzt in eine Lache aus, obwohl ihm die Persönlichkeit des Orpheus nicht näher bekannt ist.

„Na, Stoppel, Sie sind wie ein kratziger Kartoffelschnaps, das ist auch Geschmacks-sache. Uebrigens können Sie Herrn van Hove sagen, es wär' richtig mit der ausgebrochenen Wildsau, ich hätt' sie heute Nachmittag am Eichbusch gespürt und wir könnten sie morgen in die Beize legen."

Stoppel ist mit seinem Anzug fertig und citirt:

„Im Eichwald grunzt die wilde Sau,
Des blonden Ebers Ehefrau —“

„Ich rechne drauf, beim ersten Frischling zum Taufschmaus gebeten zu werden, Hu—u—gibald!“

Damit läuft er hinaus; Konrad Neubauer lacht: „Tunken Sie den Maulwurf doch einmal in die Wassertonne, Schwegler, bis er seine Schnauze zum Luftschnappen braucht, wozu haben Sie denn die beiden Riesenforken an Ihren Armgriffen? Sie wollen doch nicht das Tanzbein heute Abend schwingen? Daraus wird nichts, Sie sollen forsch an den L'hombretisch; wir wollen Ihnen 'mal ein paar Kröten Ihres Vaters aus der Tasche holen. - Aber schmeißen Sie mir nicht wieder beim Kaufen die Manille weg, wenn Sie mit mir zusammen das Gegenspiel haben; sonst können Sie meinetwegen einen Solo mit sechs Vormatadoren herumschmeißen. Möglich, glaube ich, könnten Sie's machen.“

Draußen auf der Treppe begegnet der am Geländer herunterrutschende Volontär Emma Stoltenbek, die ihn erfreut anhält.

„Ach, Herr Stoppel, Sie könnten mir schnell helfen, den Kronleuchter anzuzünden; die Gnädige ist nicht bei Laune heute Abend und ich kriege sonst noch wieder eine Predigt.“

Doch der Angesprochene giebt großartig zurück: „Meinen Sie, daß ich Lampenputzer und Weiberknecht bin, Mamsell? Commandiren Sie den Unteroffizier

Neubauer zum Schürzendienst, damit er sich bei Zeiten an Subordination gewöhnt! Aber nehmen Sie sich in acht, daß er Sie nicht mit in Brand steckt, denn Sie sind nicht feuerfest, wenn er ein Zündholz anreibt. Ich habe für solche Anzünderei keine Zeit, denn ich bin außerordentlicher Gesandter in sau— sauberer Angelegenheit."

Er rutscht weiter; die Mamsell hat ein paar rothe Flecke im Gesicht bekommen und murmelt ihm halbverständlich nach: „Sie sind ein Kobold, wenn man Sie aus dem Haus los würde, wär's jedem recht." Unten läuft er der Stube Herrn van Hoves zu, doch ein leichter Schritt tönt über den Flur und es ruft hinter ihm: „Herr Stoppel!"

Wie ein vom Pfiff angehaltener Jagdhund fährt er herum.

„Ja, Fräulein?"

„Gut, daß ich Sie treffe; Sie könnten mir ein paar Epheublätter zum Anstecken aus dem Garten holen."

„Im Augenblick, Fräulein Fenna."

Florian Stoppel dreht schnurstracks ab und schießt zur Hausthür hinaus. In Sprüngen setzt er draußen über die brüchige Bodendecke und gräbt und wühlt dann mit seinen Händen wie ein Maulwurf in dem tiefen Schnee, daß man ihn nach seiner emsigen Diensteifrigkeit jetzt für einen Weiberknecht halten könnte.

Fenna zur Hellen tritt in ein Schlafzimmer, wo ihre Schwägerin letzte Hand an ihren Anzug legt.

„Bist du fertig, Helene? Die Glocken vom ersten Menagerieschlitten läuten auf dem Hof. Ich habe auch noch einen Bären eingefangen, der sich im Schnee verlaufen hatte. Er brummte so liebenswürdig, daß ich ihn am Nasenring mitnahm, um ihn heute Abend ein bischen tanzen zu lassen. Das gibt doch etwas Spaß."

Die junge Frau antwortet nachlässig: „Ich verstehe nicht, von wem du sprichst."

Der Ton sagt, sie hat auch keinerlei Interesse, es zu erfahren; Fenna fällt ihr mit der Hand in den Arm.

„Liebes Kind, du willst doch nicht den Kragen umnehmen? Die Frau Oberförsterin wird mit ihrer süßesten Stimme bewundernd fragen, das sei wohl ein theures Erbstück deiner Großmama?"

„Dann laß sie sich das Vergnügen machen, zu fragen."

„Purr, was du langweilig bist! Das wird nett werden, bis der letzte Casco ausgetrumpft ist. Gut, daß ich wenigstens meinen Bären zur Kurzweil habe. Ich will ihm ganz neues Futter angewöhnen, Nußkätzchen hab' ich ihm schon beigebracht, nun soll er Epheu fressen lernen, Stoppel wird mir vermuthlich den halben Garten hereinschleppen. Uebrigens ist er ein Freund deines Mannes und heißt Auffeß. Der Name paßt nicht übel, denn aufgesessen ist er. Hast du schon einmal durch Ferdinand von ihm gehört?"

Helene van Hove dreht den Kopf.

„Aufseß? Bernold Aufseß?"

„Wenn du auch seinen holden Vornamen weißt, scheinst du ihn zu kennen."

„Der ist hier?"

„Durch seine und meine christliche Nächstenliebe."

Fenna zur Hellen erzählt in Kürze das ihr begegnete Abenteuer, während ihre Schwägerin abgewendet im Spiegel ihre Toilette einer Prüfung unterzieht. Wie die erstere fertig ist, sagt die junge Frau:

„Du hast recht, der Kragen ist doch etwas zu altmodisch. Gefällt der dir besser? Ich glaube, der Herr Aufseß ist Maler geworden, er war damals, als ich ihn einige Mal gesehen, noch Student."

„Gesehen sogar hast du ihn mit beneidenswerthen Augen," fällt Fenna ein. „Ja, er pinselt, halb mit Lavendelöl und halb mit abgestandenem Essig. Der Kragen steht dir am allerbesten, mein Kind, auf meinen Geschmack kannst du dich verlassen. Da höre ich meinen Thyrsosträger!"

Sie läuft auf den Flur zurück, durch die Hausthür kommt Florian Stoppel, ganz vom Kopf bis zum Fuß in noch halb überschneite Epheuranken eingewickelt.

„Aber, Florian," sagt die junge Dame, ein Lachen unterdrückend, „Sie haben ja wirklich das Schönste auf den Fluren gesucht!"

„Ist es genug, Fräulein Fenna, sonst will ich —"

Er steht schon bereit, wieder umzukehren, sie antwortet:

„Ich danke, Herr Stoppel, doch ich denke, es reicht aus. Bin ich in Ihren Augen denn die Münchener Bavaria?“

Ihre eigenen Augen sehen ihn dabei ungefähr wie ein Hündchen, das man an der Leine zupft, vergnüglich-spaßhaft an. Er will etwas erwiedern — wenn Hugo Schwegler sich zu dem Vergleich verstiegen hätte, würde er ihm eine ganze Mitrailleusensalve um seine Cheruskermähne knattern lassen. Aber gegenwärtig hat er auch nicht ein Gramm Pulver zu verpuffen, sondern bringt nur stotternd heraus:

„O, gar nicht, Fräulein Fenna — nicht im geringsten — ganz im Gegentheil —“

„Sie wollen ausdrücken, so nichtsig komme ich Ihnen vor,“ hilft sie ihm freundlich nach, sich einige der zierlichen Epheublätter an der Brust befestigend. „Das ist nun einmal mein Loos!“ Und sie seufzt leise dazu.

Drinnen im Zimmer steht Helene van Hove noch vor dem Spiegel und ordnet den neu umgelegten Kragen, der nicht richtig sitzen will. Ihr Gesicht scheint von dem Hantiren etwas lebhafter als vorher gefärbt; wie sie fertig ist, zieht sie den Vorhang des Fensters auf, öffnet dies und bleibt einige Augenblicke dran stehen. Draußen dehnt sich wie in der Abenddämmerung die weite, weiße Schneedecke, doch in dem Nebeldunst drüber zeichnet der Mond sich mit einer ungewiß verschwimmenden helleren Stelle ab, und die kleinen Frostcristalle lassen da und dort ein leichtes

Blinkern aufrieseln. Aus ziemlicher Nähe schon kommt Peitschengeknall und Schellengeläute, und die junge Gutsherrin verläßt ihr Schlafzimmer, um ihre Gäste zu empfangen.

2

Man war von jeher gern zu Gast auf dem Gute van Hoves; Küche und Keller, Räume und Einrichtung des Hauses boten gleich Angenehmes, und der jetzige Besitzer hatte diese Ueberlieferung vom Vater her bewahrt. Auch vom Oheim her, der nach dem Tode des letzteren viele Jahre das Gut für den unmündigen Sohn verwaltet gehabt, als dessen Mutter eine zweite Ehe mit Herrn zur Hellen eingegangen. Der „Onkel Fritz" van Hove war ein vorzüglicher Landwirth, ein trocken-lustiger Kauz trotz großer Vorliebe für Feuchthaltung der Kehle und ein rundum in der Gegend berühmter „Spadille-Vermaurer" gewesen; man erzählte sich, er hätte am letzten Tage auf dem Sterbebett zu seinem Neffen gesagt: „Nun kommt's wohl ans Passen, Ferdinand, aber ich rath' Dir, spiel' nur Solo und verkneif' Dir die Spadille; kannst Du's mit der Basta dabei auch noch möglich machen, dann kommst Du sicher auf Deine Kosten." Der Onkel Fritz hatte seine Tage als Junggeselle verbracht, im

Ruf ziemlicher Abneigung gegen das weibliche Geschlecht gestanden, und die Frauen der Nachbarschaft ließen sich nicht ausreden, der Rath an seinen Neffen, „nur Solo zu spielen", habe sich nicht allein auf den L'hombretisch, sondern ebenso auf den Lebenstisch und was dazu gehöre erstrecken gesollt. Doch war Ferdinand van Hove — seine Familie stammte ursprünglich aus Holland — in beiden Richtungen der Mahnung nicht nachgefolgt; sein reicher Besitz erlaubte ihm im Spiel sorglos zu sein, und gleicherweise, sich eine Frau ohne Mitgift zu nehmen. Fräulein Helene Riedlaub lebte dem Augenschein nach von einem sehr bescheidenen Einkommen mit ihrer verwittweten Mutter in der Nachbarstadt, er sah sie öfter, sie gefiel ihm besser als die Gutsbesitzerstöchter umher, und eines Tages hielt er kurzweg um sie an. Was ihn eigentlich so plötzlich dazu veranlaßt, wußte er selbst nicht ganz, doch es war etwas von Verdruß und Schabernack mit im Spiel gewesen. Er merkte, daß überall die Gutstöchter und ihre Mütter es auf ihn abgesehen hatten, jede die andere bei ihm schlecht zu machen und mit sittsam-harmloser Unschuldsmiene ihn von ihren eigenen seelischen und leiblichen Vorzügen zu unterrichten suchte. Seine offene und grade Natur ward durch dieses Betreiben angewidert, so daß er ihnen allen den Possen spielte, sich ihnen einmal, schneller als er es sonst vielleicht gethan hätte, als verlobt vorzustellen. In dem Hause seiner Braut hatte ihn das Gegentheil von dem Verfahren der andern jungen

Damen angezogen, daß Mutter und Tochter sich in keiner Weise beeiferten, einen günstigen Eindruck bei ihm hervorzubringen und ihn zu einem Entschluß zu bestimmen. Das etwa achtzehnjährige Mädchen war still und schüchtern, kam ihm durch kein Wort entgegen, weckte sogar Zweifel in ihm, ob sie trotz ihrer bedrängten Lage einen Antrag von seiner Seite annehmen werde. Das befestigte ihn noch mehr in seinem Vorsatz, denn hier bildete er unverkennbar keinen Gegenstand der Speculation; außerdem trug er noch von dem holländischen Erbblut in sich, das bei aller Ruhe durch die Vorstellung eines zu bewältigenden Hindernisses zu vermehrter Hartnäckigkeit des Wollens angetrieben wurde. So machte er kurz ein Ende, indem er eines Abends, an dem er Frau Riedlaub allein zu Hause traf, diese um die Hand ihrer Tochter bat. Doch erlangte er auch dadurch noch keine Gewißheit; der Mutter kam seine Bewerbung allerdings nicht überraschend, und ihre Miene ließ erkennen, daß sie ein Glück für ihr Kind darin sehe. Aber eine Zusage Helenes konnte und wollte sie auch sichtlich nicht geben; sie versprach, derselben seinen Antrag mitzutheilen, und hielt für das beste, er unterlasse seine Besuche so lange, bis sie ihn durch ein schriftliches Zeichen zum Wiederkommen auffordere. Dieses Hinausschieben berührte ihn etwas wunderlich, erst auf dem Rückweg kam's ihm, in seinem Verhalten sei eigentlich auch etwas Unnatürliches gewesen, daß er die Anfrage nicht zuerst an das Mädchen selbst

gerichtet habe. Aber niemand hatte ihm Unterricht in der Brautwerbung gegeben, er wußte nur vom Hörensagen aus seinen ländlichen Bekanntenkreisen, es sei so die allgemein bräuchliche und schickliche Form. Umsonst wartete er indeß am nächsten Tage und auch an dem danach folgenden auf die verheißene Mittheilung; dieses vergebliche Harren rief in ihm eine seiner Natur fremde fiebernde Ungeduld hervor und es trieb ihn unwiderstehlich auch ohne die erhaltene Aufforderung zu dem Hause hin. Unterwegs sprach der Postbote ihn an und übergab ihm einen Brief; wie er diesen öffnete, enthielt er die schriftliche Einwilligung Helenes. Nun lief er, es war etwas von seiner Brust gefallen, daß er tief aufathmete; nachträglich kam's ihm zum Bewußtsein, er habe zwei Tage und zwei Nächte in der Angst zugebracht, seine schönste Lebenshoffnung einzubüßen. Es fing schon an zu dämmern, als er sein Ziel erreichte, Mutter und Tochter befanden sich zusammen in dem dürftig eingerichteten Zimmer. Wie er eintrat, schien die erstere zu erschrecken, sah ihn fragend an und sagte stotternd: „Sie, Herr van Hove? Ich hatte Ihnen doch nicht —" Aber Helene fiel ein: „Ich habe Herrn van Hove geschrieben, liebe Mama, und ihm mit Ja geantwortet." Sie wandte sich an Ferdinand: „Meine Mutter wußte es noch nicht, ich dachte nicht, daß Sie schon — ich wollte es ihr heute Abend sagen." Nun schlang Frau Riedlaub die Arme um ihre Tochter und drückte sie, laut in Weinen ausbrechend, lange an sich, wie eine

Mutter wohl in solchem Augenblick von ihrer Empfindung überwältigt wird, zumal wenn so innige Liebe zwischen ihr und ihrem einzigen Kinde herrscht, wie sie hier bestand. Dann hielt der junge Gutsherr die Hand seiner Braut, und alle Unruhe der letzten Tage war aus ihm gewichen; er machte muntere Scherze, um den beiden Frauen über die bedrückte Stimmung, die nach dem Thränenausbruch der Mutter noch geblieben war, hinwegzuhelfen. Bei Helene erreichte er diese Absicht auch bald, sie ward lebhaftberedt, wie er sie nie gehört, und erging sich in beglückten Vorstellungen, wie ihre Mutter in der herrlichen Natur des Gutes leben und ihre angegriffene Gesundheit völlig wieder herstellen werde. An eine Schwiegermutter und ein Zusammenleben mit ihr hatte van Hove bisher nicht gedacht, aber seine zukünftige Frau nahm dies offenbar als vollkommen selbstverständlich an, sein eigenes Gefühl sagte ihm jetzt auch sogleich, daß es anders unnatürlich sein würde, und er kannte Frau Riedlaub genug, um keine Schwiegermutter in der schlimmen Bedeutung des Wortes an ihr zu befürchten. Der Abend wurde doch ein freudiger, denn seine junge Braut redete sich immer mehr in gesteigerte Freudigkeit. Er erfuhr nun erst, daß beide für Geld gearbeitet hatten, um ihren Unterhalt bestreiten zu können; ein zufälliger Anlaß brachte es zur Sprache, der Vater Helenes war jung gestorben und die Wittwe in kärglichsten Verhältnissen zurückgeblieben. Es gefiel van Hove ausnehmend, daß sie

in so scheulos unumwundener Weise von der Erwerbsthätigkeit ihrer Hände — das Mädchen, das durch günstige Fügung eine vortreffliche Schulbildung erhalten gekonnt, gab auch Unterricht — redeten; Arbeit schändete in seinen Augen den Menschen nicht, sondern hob ihn, und es erfüllte ihn mit einem besonders wohlthuenden Gefühl, daß sie trotz solcher bedrängten Lage nie den leisesten Versuch gemacht hatten, seiner sich mehr und mehr kundgebenden Bewerbungsabsicht entgegen zu kommen. Dagegen berührte etwas anderes ihn — nicht unangenehm — doch wenigstens unerwartet. Er konnte sich nichts Mädchenhafteres, blüthengleich Sittigeres als Helene Riedlaub vorstellen, und so fiel es seiner Empfindung ihrer Natur als widersprechend auf, daß sie schon an diesem ersten Abend von der Hochzeit zu reden begann. Sie that es mit einer seltsamen Hast der Stimme, wie aus einer drängenden Furcht ihres Innern heraus, als könne sich noch wieder etwas ändern, noch etwas dazwischen kommen; es klang fast, als hätte sie am liebsten schon morgen diesen Abschluß ihres kaum geschehenen Verlöbnisses herbeigeführt. Dabei besaß es aber keinen Hauch von Unweiblichkeit, glich nur dem Verlangen eines Kindes nach einem ihm zugesagten Geschenk; keine Röthe färbte ihre Wangen, und ihre Augen sahen den jungen Mann bei ihrem wiederholten Zurückkommen auf die Hochzeit so unbefangen an, als ob es sich nur um die Beredung einer nothwendigen Förmlichkeit und einer festlichen Tagesbegehung handle. Doch entsprach die baldige Ver=

mählung naturgemäß den Wünschen des jungen Bräutigams nicht minder, und er konnte in ihnen keinen Grund finden, diejenigen Helene's länger, als unumgänglich nöthig fiel, zu verzögern. Diese Frist ließ sich nach Wochen bemessen, die schönste Spätfrühlingszeit nahte heran, so ward die Hochzeit auch schon auf den Beginn des Mai festgesetzt und fand an dem bestimmten Tage statt. Fenna zur Hellen, deren Eltern gestorben waren und die auf dem Gute ihres Bruders lebte, diente ihrer neuen Schwägerin als Brautführerin; es waren nur wenig Gäste bei der Trauung zugegen, und die geärgerten Gutsbesitzer der Umgegend fanden es, da sie nicht geladen worden, unnöthig, sich durch Hochzeitsgeschenke an der Feier zu betheiligen. Der Banquier Grevenhorst, ein nüchterner alter Junggeselle, in dessen großen Garten Helene als kleines Kind einmal gerathen war und dann oft darin gespielt hatte, führte als einer der wenigen Bekannten oder eigentlich mehr als langjähriger Geschäftsvermittler des van Hove'schen Gutes Frau Riedlaub zu Tisch und trug in seiner bekannten trocknen Steifigkeit wenig zur Belebung des Hochzeitsmahles bei. Doch hatte er sich „schimpfshalber", wie Konrad Neubauer sich ausdrückte, „aus seinem Geizhammelgeldspind etwas abgezwackt" und prunkte unter den geringfügigen Festgeschenken mit einem neuaufgeputzten altmodischen Schmuckkasten für die junge Frau, der recht kunstvoll gearbeitet, aber leer und — wieder nach Konrad Neubauer — für die Millionen in seinem feuerfesten

Schrank „eine miserable Lumperei“ war. Förmlich sprach er dann und wann ein paar pflichtschuldige Worte mit seiner Tischnachbarin, die ganz von den Gedanken an ihre Tochter in Anspruch genommen schien und ebenso wortkarg neben ihm saß. Das Mahl verlief recht „ledern“ (Konrad Neubauer) und gleich nach der Beendigung brach das junge Paar zu einer Reise nach dem Süden auf.

Diese erstreckte sich durch die Schweiz bis an die nördliche Mittelmeerküste Italiens, das sowohl Ferdinand van Hove als seine Frau, die überhaupt nie über ihre Heimathprovinz hinausgelangt war, zum ersten Mal sahen. Die Jahreszeit bot herrlichste Gunst, und die ganze Frühlingspracht der Riviera stand in Blüthe, Duft, Farben- und Himmelsschönheit. Der junge Landmann besaß von Kindheitsgewöhnung auf ein reges und aufnahmsfähiges Auge für alle Dinge der Natur; die südlichen Felslandschaften wie die fremden Pflanzen am Wege erweckten sein lebhaftes Interesse, er war durch den Wechsel jedes Tages immer neu entzückt, wenn er auch, seiner Wesensart gemäß, dies durch keinen Ueberschwang an Worten bekundete, sondern die Schönheit gewissermaßen gleich der köstlich-linden Luft mit ruhigen Athemzügen in sich aufnahm. Aber unerwartet und befremdend war es ihm, bei Helene fast einer völligen Theilnahmlosigkeit für alles noch so Fremdartige und Wundersame zu begegnen. Ihr Blick ging zumeist abgespannt-gleichmüthig darüber hin, die Reise schien sie nicht zu

erfreuen, nicht anzuregen, nur zu ermüden; widerspruchslos oder mehr noch willenlos-gefügig leistete sie stets jedem Wunsche ihres jungen Gatten Folge, doch alles eigene Wollen, Verlangen und Genießen fehlte ihr. Sie sehnte sich nach Hause und krankte daran, es ließ sich in der zunehmenden Blässe ihrer Züge lesen. Auch in Wirklichkeit las Ferdinand es einmal; sie schrieb täglich an ihre Mutter, und in einem der angefangenen Briefe fand er die Bestätigung. Die erste Seite enthielt nichts als sein Lob, wie gut er sei, sie nur zu erfreuen suche, daß sie keinen besseren Mann auf der Welt hätte finden können. Aber dann blickte überall die Sehnsucht nach der Heimkehr durch, ein Satz war wieder ausgestrichen und unkenntlich gemacht, es gelang dem Lesenden dennoch, ihn zu entziffern, und er besagte, „man macht sich eben vorher doch eine andere Vorstellung von solcher Reise, als wenn man sie kennen lernt." Ihrem Manne ging aus allem hervor, der längere Aufenthalt in Italien verursache ihr weder Freude noch sei derselbe ihrem Befinden zuträglich; er war in fraglichen Lagen stets von raschem, sicherm Entschluß und sagte kurz: „Morgen fahren wir nach Haus, Helene." Man sah, ihm that's leid, doch das konnte unter solchen Umständen nicht in Rede kommen.

Der Erfolg lohnte auch die schnell ins Werk gesetzte Umkehr, denn heimgelangt lebte die junge Frau sichtlich auf. Es war, als ob dieser Lebensquell aus den Augen ihrer Mutter in sie hineinfließe und sie

gleichsam mit einer zwingenden Gewalt zur Freudigkeit treibe. Sie ward wieder frischfarbig und heitern Sinnes, nahm sich unter der Anleitung ihres Mannes und besonders nach den Unterweisungen ihrer Mutter mit eifrigem Interesse ihrer neuen Pflichten als Hausherrin auf dem großen Gute an und bewies sich trotz ihrer Jugend dieser nicht leichten Stellung völlig gewachsen. Frau Riedlaub erfüllte ganz die Erwartung, die ihr Schwiegersohn auf sie gesetzt; sie mußte in ihrer Jugend von zauberischer Anmuth gewesen sein und war eine äußerst tüchtige, aber noch mehr weise und liebenswürdige Frau, die ihre Tochter überall unvermerkt zum Richtigen und Erfreuenden leitete. Dies fiel ihr allerdings nicht schwer, denn Helene trachtete auch ihrerseits nach nichts eifriger, als stets den Beifall der Mutter zu gewinnen; in jeder Aufmerksamkeit und Unterwürfigkeit, die sie gegen ihren Mann an den Tag legte, ließ sich die sanft, einsichtsvoll und auch im kleinen bedachtsam zum täglichen Frohsinn lenkende Hand Frau Riedlaubs herausfühlen. Es konnte Ferdinand van Hove ab und zu einmal kommen, daß er es sich vielleicht früher doch etwas anders, wenn er sich auch nicht zu sagen wußte, wie, vorgestellt habe, mit einer jungen Frau verheirathet zu sein. Aber eine günstiger einwirkende, liebenswerthere und in jedem Betracht vortrefflichere Schwiegermutter vermochte er sich nicht zu erdenken. In ihrer echt weiblichen Gemüthsart und dabei doch mit feiner Geistesbildung und Verständigkeit ausge-

stattet, war sie in Wahrheit ein Segen, wie ein guter Geist des Hauses, von dessen Einfluß hauptsächlich alle Einmüthigkeit und Behaglichkeit desselben ausfloß.

Nur die Gutsnachbarn schätzten sie weniger, sie hatten den Verdruß über die „simple“ Heirath van Hoves noch nicht verwunden, und ihr Verständniß wie das ihrer Frauen und Töchter war im allgemeinen nicht auf das eingerichtet, was den Werth der Frau Riedlaub ausmachte. So enthielten sie sich bis auf einige ländliche Förmlichkeitsbesuche ziemlich des Verkehrs mit „den van Hoveschen,“ die, ohne dadurch eine Entbehrung zu fühlen, in der Stille ihres schönen Besitzthums ruhig vor sich hinlebten. Der junge Gutsherr war ein tüchtiger, unternehmungslustiger Landwirth, der seine Kenntnisse aus Büchern und praktisch noch immer mehr zu erweitern strebte und kein Bedürfniß nach der gewöhnlichen und herkömmlichen Landgeselligkeit empfand.

Wie der Herbst begann, stand ein „frohes Ereigniß“ in der Familie, wenn auch noch nicht in nächster Zeit, doch für den Ausgang des Winters bevor und warf durch seine freudige Erwartung ein heiteres Licht in die einbrechenden, nebeltrüben Novembertage hinein.

Da traf ein jäher Blitzschlag ins Haus. Die Gesundheit der Frau Riedlaub hatte sich den Sommer hindurch erfreulich gehoben und gab zu den besten Hoffnungen Anlaß, doch eines Tages ward sie plötzlich, von heftigsten Athembeängstigungen erfaßt, nur mit

Mühe noch zu Bett gebracht, an dem ihre Tochter, beide Hände der Erkrankten umklammert haltend, saß, dann hatte der letzte, schwere Athemzug sich ihr aus der Brust gerungen. In ihrer Lunge war heimlich schleichend die Zerstörung doch vorgeschritten und muthmaßlich ein größeres Blutgefäß von dieser ergriffen worden; bewußtlos fiel Helene über die Todte hin. Man brachte sie auch, ohne daß sie zur Besinnung kam, ins Bett, wo sie in reglosem Zustande liegen blieb.

van Hoves Trauer über den Verlust der Schwiegermutter war eine tiefempfundene. Doch beschleunigte er die Beerdigung, damit diese geschehen sei, ehe seine Frau zu deutlichem Bewußtsein zurückkomme. Er brachte die Abgeschiedene auf dem Kirchhof der Stadt zu Grabe; wie ihr Leben ein still-einsames gewesen, war es auch, und jedenfalls in ihrem Sinne, ihr Leichenbegängniß. Nur Michael Grevenhorst, der keine bräuchliche Anstandspflicht versäumte, fand sich mit dabei ein, hörte in seiner steifen Haltung die Rede des Pastors an, der nichts von der Todten wußte, als daß sie ein erbsündiges Geschöpf gewesen sei, dem durch die Gnade der Erlösung sein sträflicher Erdenwandel vergeben worden, und legte einen großen Kranz weißer Maiglöckchen auf die Gruft. Es war seinem Geize fraglos hart angekommen, sich zur Bestellung dieser in der gegenwärtigen Jahreszeit sehr kostspieligen Blumen aufzuschwingen, aber er ließ sich diesmal nicht lumpen, vermuthlich in der zutreffenden Erwägung,

daß seine Börse von der Verstorbenen zum letzten Mal in Angriff genommen werde. Sonst standen auf dem Kirchhofe wie in den Gärten umher nur noch die buntmannigfachen Blüthen des Chrysanthemum; ihrer Art und ihrem Beruf gemäß, als Spätherbst- und Gräberblumen, verstreuten sie einen leisen, herben Geruch durch die naßkühle Novemberluft und sprachen mit ihm Ferdinand van Hove ins Gefühl, wie der Herbst das Grab der Natur sei und das Grab vor dem Ausgangsthor des herbstlichen Lebens warte. Er setzte nicht viel Zuversicht auf eine Erneuerung des letztern hinter dieser dunkeln Pforte, und heimkehrend richtete er seine Gedanken auf das einzige dem Menschendasein Gebotene, sich am Frühling und Sommer desselben vor dem Herbsteintritt noch so schön als möglich zu erfreuen.

Doch bei der Ankunft auf dem Gute erwartete ihn eine neue Unglücksbotschaft. Seine Frau hatte durch eine Unvorsichtigkeit von der Fortbringung ihrer Mutter vernommen oder vielmehr verstanden, daß man erst beabsichtige, die Leiche wegzuschaffen. Sie war aus ihrem dumpfen Hinliegen mit einem Schrei aufgesprungen, in das Sterbezimmer hinübergelaufen und, als sie dies leer gefunden, wieder ohnmächtig zusammengebrochen. Aber gleich darauf hatte sich diesmal eine schlimme Folge für sie eingestellt und die Hoffnung, die sie unter dem Herzen gehegt, vernichtet. Wie van Hove auf dem Gute eintraf, war das Unglück geschehen und es blieb nichts als die behutsamste Sorge für die junge Frau übrig.

Dieser Pflege unterzogen er und seine Schwester sich aufs Hingebendste. Trotz der Verschiedenartigkeit ihrer Naturen hing Fenna zur Hellen in ihrer Weise an der Schwägerin und gönnte sich in den ersten Tagen bei Tag und Nacht keinen Augenblick der Ruhe. Ungeachtet der gleichen Unähnlichkeit mit ihrem Bruder besaß ihr Inneres doch mancherlei von seinem Wesen, besonders die Energie, etwas als nothwendig Erkanntes oder ihr am Herzen Liegendes ohne viel Besinnen thatkräftig anzufassen und durchzuführen. Doch entsprach leider der Erfolg ihrer aufopfernden Sorgfalt für Helene nicht. Körperlich genas diese zwar langsam, aber ihr Geisteszustand hatte eine Trübung erlitten.

Der Arzt kam täglich aus der Stadt und zuckte die Schulter, solche Folge trete nach derartigem Vorkommniß zuweilen ein und lasse nur eine sehr allmähliche Besserung durch lange, vorsichtigste Behandlung und äußerste Schonung in jeder Richtung erwarten. Er ordnete die Ueberführung der Kranken in das sonnigste Zimmer des Hauses an und empfahl, sie am besten still für sich zu lassen, doch dabei stets im Auge zu halten, damit sie nicht in einem unbewachten Augenblick, wie er nach Symptomen an ihr besorgte, versuchen könnte, ihrem Leben ein Ende zu machen.

Sie redete nicht mit ihrer Umgebung, saß jedoch zumeist, regungslos vor sich hinblickend, halb aufgerichtet im Bett und sprach: „Umsonst — es ist umsonst gewesen.“ Das konnte sie stundenlang immer

wiederholen; der Arzt sagte: „Dieses Gefühl des Verlustes ihrer Hoffnung muß sich erst langsam in ihrem Gehirn austoben, dann wird es besser werden.“

Im Gang des Winters bewährte sich diese Prognose auch ziemlich. Die Geistesumdunklung der jungen Frau ließ merkbar nach sie begann wieder die Personen, die sich um sie befanden, zu unterscheiden, wollte am liebsten Fenna neben sich haben. Eigenthümlicherweise erkannte sie nur durch mehrere Wochen lang ihren Mann noch nicht, sie schien sich seiner überhaupt nicht zu erinnern, doch er ihr, wahrscheinlich durch seine Körpergröße, Schreck einzuflößen, denn sie verbarg den Kopf, wenn er hereintrat, unter der Decke. Sonst war ihr Verhalten ein völlig apathisches, zu dem nach dem Ausspruch des Arztes eine manchmal sich offenbarende heftige Reizbarkeit mehr im Einklang als im Gegensatz stand. Ein Ausbruch derselben erfolgte an dem Tage, als sie ihren Mann gleichfalls zum ersten Mal wiedererkannte. Sie sah ihn an, und das erste von ihr an ihn gerichtete Wort war die mit tiefer Empörung herausgestoßene Frage: „Trägst du nicht einmal Trauerkleider?“

Er legte kein Gewicht auf derartige inhaltslose Aeußerlichkeiten, und auch der Tod seiner Schwiegermutter hatte ihn nicht zu einem Wechsel seiner täglichen Kleidung veranlaßt. Da er aber wahrnahm, daß die Kranke in ihrem Schmerz durch diese Unterlassung reizbar erregt wurde, kam er das nächste Mal in schwarzem Anzuge mit einem Flor um den Arm zu

ihr zurück. Man mußte, ohne Rücksicht auf Sinnwidrigkeit, alles von ihr abhalten, was sie in Erregung zu setzen vermochte.

Dann, wie der Frühling eintrat, verließ sie das Bett und das Zimmer, um sich zumeist in der sonnigen Luft des großen, parkartigen Gartens aufzuhalten. Man durfte sie dort jetzt unüberwacht allein lassen, denn der Arzt hatte völlig beruhigt, es sei keine Gefahr einer unbedachten Handlung von ihr mehr vorhanden. Alle Vorgänge des Lebens weckten noch keine Theilnahme in ihr, aber sie besaß einen Schauder vor dem Tode; wenn dieses Wort zufällig gesprochen wurde, überlief es sie kalt, sie fror überhaupt fast immer — der Arzt erklärte, sie leide an Blutmangel — und sie setzte sich am liebsten in die Sonne, um sich zu wärmen. Ihre Vernunft war völlig zurückgekehrt, doch ihr Gefühl seltsam abgestumpft, auch in Bezug auf dasjenige, was ihre Gemüthsstörung verursacht gehabt Sie sprach gleichgültigen Tones von dem Unglück, das sie betroffen, alles in und an ihr war lässig und mechanisch geworden. Auch ihre Erscheinung hatte sich während des Krankenlagers eigenthümlich verändert, zunächst in begreiflicher Weise die zarte, durchsichtige Färbung ihres Gesichtes sich noch blasser gestaltet Aber als ihr Mann sie zum ersten Mal im Garten sah, fiel es ihm auf, daß sie wie in der körperlichen Entwicklung zurückgebildet erschien. Sie machte einen mädchenhaftern Eindruck als an dem Tage, an dem er sie zuerst kennen gelernt, fast den eines groß

aufgewachsenen Kindes. Es konnte Niemandem bei ihrem Anblick der Gedanke kommen, sie sei eine schon seit Jahr und Tag verheirathete Frau, die in ihrer ersten Erwartung schmerzliche Täuschung erlitten.

So aber, wie Helene van Hove mit dem Ausgang dieses Frühlings zu leiblicher und geistiger Wiederherstellung gelangt war, verblieb sie fortan. Körperlich schritt sie wohl in der Erholung noch fort und ward sich wieder ähnlicher, wie sie vorher gewesen, doch ihr Seelenleben hatte eine Veränderung erfahren, die nicht mehr weiter schwand Eine Grundstimmung innerer Theilnahmlosigkeit lag in ihr und erstreckte sich auf alles; sie legte die Gemüthsapathie nicht an den Tag, doch man fühlte sie stets heraus. Von der Reizbarkeit hatte sich kaum etwas erhalten, wenigstens gelangte sie nur äußerst selten einmal zum Ausdruck; die junge Frau war nachgiebig, von einer höflichen Freundlichkeit und durchaus selbstlos, aber aufröstelnd kühl in ihrer Stimme wie in ihrem Blick, ohne wirkliches Interesse an dem Thun und Treiben um sie herum. Sie sprach nicht mehr, als sie mußte, und lachte nie; mechanisch erfüllte sie ihre hausfräulichen Obliegenheiten wieder, ließ sich diese indeß gern von Fenna abnehmen

Eine Saite schien unwiederherstellbar in ihr zerrissen, ihr Dasein den Zweck verloren zu haben, den es früher besessen. Sie zog sich zurück, wo sie konnte, lebte im Grunde ganz für sich; ihr der Sonnenseite zugewandtes Zimmer hatte sie von der Krankheit her beibehalten und brachte, wenn sie nicht draußen zu

sein vermochte, nicht nur die Nacht, sondern auch den größten Theil des Tages allein darin zu.

So vergingen die nächsten Jahre; in ihrem Bekanntenkreis erwartete man ein kräftigeres Wiederaufleben von ihr, wenn sie einen Ersatz für ihre verloren gegangene Hoffnung gewinnen werde. Doch der Weitergang der Zeit erfüllte diese Voraussicht nicht; man wunderte sich anfänglich drüber, sprach von Aeußerungen, die der Arzt gethan haben sollte, zuckte die Achseln und hörte schließlich auf, sich darum zu bekümmern.

Es dauerte ziemlich lange, bevor sich Ferdinand van Hove das Gefühl aufdrängte, daß er eigentlich nicht verheirathet sei, keine Frau mehr besitze, oder vielleicht kam es ihm nie ganz deutlich zum Bewußtsein. Er hatte so lange Monate in täglicher Sorge um Helene verbracht, war so an ihre Gemüthsbelastung, an sein Getrenntsein von ihr und an behutsamste, von ihrem Zustand erheischte Schonung und Fügsamkeit in alles von ihr kaum Angedeutete gewöhnt worden, daß diese Gewohnheit ihn auch weiterhin kaum zu einem sich klar besinnenden Nachdenken kommen ließ. Er empfand nur mehr und mehr die einförmige und anregungslose Einsamkeit seines Tagesverlaufs; in Wirklichkeit bildete seine Schwester mehr seine Lebensgefährtin als seine Frau.

Die Landwirthschaft konnte im Frühling und Sommer seine Zeit und sein Interesse wohl in Anspruch nehmen, doch Herbst und Winter gingen lang-

sam eintönig Tag um Tag dahin. Er hatte früher wohl dann und wann gejagt, indeß mehr aus Freude daran, mit der Flinte auf dem Rücken in der Natur herumzustreifen, als um ernstlich auf Beute auszugehen; nun ward er, um die Stunden hinzubringen, nach und nach zum ausdauerndsten und passionirtesten Jäger der Gegend, kam allmählich dahin, auch im Hause die meisten Dinge mit Ausdrücken der Jagdsprache zu belegen.

Die langen, leeren Winterabende blieben jedoch nach wie vor, bis er fast unvermerkt einen Verkehr mit den Nachbargütern wieder angeknüpft hatte. Dies bot doch ein Mittel, den trägen Gang der Tage dann und wann zu unterbrechen, und er fand die ländliche Geselligkeit nicht mehr so fade und langweilig wie früher; das bräuchliche L'hombrespiel, das er seit einer Reihe von Jahren nicht mehr betrieben, regte, zumal bei höherm Einsatz, lebendig an, bildete eine geistige Thätigkeit, und eine Flasche Wein oder eine gute Bowle dabei unterstützte den frischern Kreislauf des Blutes. Fennas Trachten begegnete sich mit dem seinigen; ihr verursachte das eintönige Zuhausesitzen mit dem Verwalter und den Kostgängern auch Langeweile, und über die Frauen und Töchter der Gutsnachbarn konnte sie sich wenigstens mehr oder minder verhohlen belustigen. So fuhr sie mit ihrem Bruder zu den gesellschaftlichen Zusammenkünften, während ihre Schwägerin fast immer im Hause zurückblieb. Es ward nach ländlichem Brauch stets spät, bis sie heim-

kamen; man spielte bis weit über Mitternacht hinaus, und die Art, wie Ferdinand van Hove auf der Rückfahrt die Pferde lenkte, verrieth zumeist, daß er tüchtig getrunken haben mußte. Er war nicht verroht, die Bezeichnung wäre erheblich zu stark gewesen, aber seine Natur hatte sich vergröbert. Er entbehrte nichts mehr, sondern fühlte sich ganz mit seiner Lebensführung befriedigt. Vielleicht bezeichnete es in einem geringfügigen Beispiel die mit ihm vorgegangene Veränderung, daß er seine Frau nicht mehr „Helene", sondern mit der landesüblichen Abkürzung „Lena" nannte; auch das war unvermerkt geschehen, er glaubte, er hätte es nie anders gethan.

Die Nachbarn umher aber, männlichen wie weiblichen Geschlechts, hatten ihren ehemaligen Ärger über seine nicht in ihren Kreis gefallene Heirathswahl längst vergessen. Aus seiner Wiederbetheiligung entsprang ein großer Vortheil für die Geselligkeit der Umgegend, denn Küche und Keller, Räume und Einrichtung des Hauses boten gleich Angenehmes. In die Ueberlieferung vom Vater und „Onkel Fritz" hatte sich nur eine kurzjährige, rasch im Gedächtniß überüberwucherte Unterbrechung eingeschaltet gehabt, und man war, wie man es von jeher gewesen, gern zu Gast auf dem Gute van Hoves

3.

So sah das Herrenhaus schon seit zwei Jahren wieder fast allwöchentlich im Winter eine Zusammenkunft, heute indeß war eine größere Gesellschaft aus Stadt und Land geladen. Die Schlittenglöckchen läuteten eine halbe Stunde lang fast unausgesetzt durch die kahle Ulmenallee her, die auf den stattlichen Gutshof zuführte, und brachten die Neddermanns, die Eichholz, die Wendnagels, die Fleugimtanz, die Einfeldts, lauter reiche Gutsbesitzer mit Frauen und Töchtern; nur einer, ihnen im strengern Sinne nicht Zugehöriger befand sich darunter, war jedoch trotzdem als großer Domänenpächter allen ebenbürtig und obendrein weit und breit unbestrittene Autorität in schwierigen L'hombrefragen. Er hieß Johannes Schlump und erschien gleichfalls mit Frau und Tochter; „Fräulein Hersilie Schlump" klang allerdings nur zur Hälfte schön, aber die im Ohr etwas abfallende zweite Namenshälfte erhielt in den Augen Verständiger einen außerordentlich wohlthuenden Anstrich durch die von ihrem Vater in die Welt gehenden größten Butterlieferungen der Gegend.

Aus der Stadt hatten sich hauptsächlich Persönlichkeiten eingestellt, mit denen Ferdinand van Hove oder eigentlich das Gut von Alters her in geschäftlichen Bezügen stand, ein alter Rechtsanwalt mit dem Titel „Justizrath", der Banquier Grevenhorst, ein würde-

voller „Sanitätsrath“, der dem Onkel Fritz noch zum Sterben behülflich gewesen, seitdem indeß seine Praxis aufgegeben und nur am Kartentisch mehr saß. Sonst größtentheils „junge Leute“ für die jugendlichern weiblichen Anhängsel der zumeist mehr mit Töchtern als männlichen Sprossen gesegneten Gutsherren.

Es ging alles nach stetem Herkommen zu, das heißt — vorderhand wenigstens — unsagbar langweilig. Man trank in einem großen Raume Thee, die Männer stehend, die Frauen sitzend: die ersteren schielten über ihre Tassen nach den in der Nebenstube bereitstehenden L'hombretischen und bestritten oder bestätigten sich ihre Meinungen über die Andauer des Frostwetters; die Frauen redeten von den Vorkommnissen der letzten Woche, bemerkten jede einmal, daß es draußen sehr kalt heute sei, und aßen eifrig Gebäck dazu. Wie ein halb auseinandergerupftes Garnknäuel oder wie eine gemeinsam rupfende Heerde in einer Koppelecke mit besonderm Futterwachsthum stand die ledige Welt zusammen. Die Sprechwerkzeuge der Jünglinge verursachten ein durcheinander surrendes Geräusch, und ihre Mienen erregten die Muthmaßung, daß sie ihre Zungenäußerungen für witzig hielten.

Sie ernteten auch als Lohn und Bestätigung dieser Ansicht ein fast unausgesetztes Gekicher von den Lippen der jüngsten Damen ein, während die schon in höhere Reife eingetretenen sich Mühe gaben, den noch stellungs- und aussichtslosen jungen Witzbolden ab und zu durch eine zugespitzte Bemerkung ihre Be-

deutungslosigkeit für praktische jungfräuliche Beachtung verständlich zu machen. Man erfüllte brauchgemäß den ersten Theil des Programms der Zusammenkunft und wartete allseitig auf das besser Nachkommende; so grenzenlos langweilig war es, daß selbst Fräulein Fenna zur Hellen völlig auf den Mund geschlagen dastand und manchmal wie mit den halb geisterhaft nach einem Rettungsanker suchenden Augen einer Ertrinkenden umhersah. Sie zog zuletzt damit den gleichfalls rathlos umstehenden Zufallsgast des Hauses, Bernold Aufseß, zu sich heran und raunte ihm in einer Ecke zu: „Haben Sie einen Bärengrimm auf mich?“

Er verfügte ihr gegenüber in der unbehaglichen Rückerinnerung noch nicht ganz über seine gewöhnliche Schlagfertigkeit und entgegnete repliklos:

„Warum sollte ich, Fräulein – ?“

„Daß ich Sie aus dem Regen oder vielmehr aus dem Schnee in diese Traufe gebracht habe. Wenn Sie ein Sünder wären, könnte Ihnen wahrhaftig viel dafür vergeben werden.“

Der Maler lächelte: „Im allgemeinen bin ich auch eher noch dafür, mit Schneeballen geworfen als mit Wasser übergossen zu werden; aber da wir eben alle nicht sündenfrei sind, muß man sich christlich in das eine wie in das andere fügen. Schließlich dauern beide Bußen doch nicht ewig.“

„Sie sind ja, seitdem Sie Ihr Bärenfell abgelegt haben, ein wahres Lamm Gottes, und ich glaube,

wenn ich Ihnen noch länger zuhörte, würde sich herausstellen, ich sei der arglistige Isegrim, der Ihre Harmlosigkeit beschuldigte, dieses Wassergeplätscher um uns herum getrübt zu haben."

Das war eine unliebsame Zurücklenkung auf ein heikles Thema, welches Aufseß nicht mehr berührt wünschte, und er versetzte ableitend:

„Machen wir denn aus der Noth eine Tugend, indem wir mit den Wölfen heulen und uns trösten, daß wir gegenseitig ein mitfühlendes Herz in uns wissen —"

„Ja, das thut zuweilen noth," schaltete Fenna offenbar nicht auf den Schluß, sondern auf den Anfang seiner Aeußerung ein, doch er fuhr schnell fort:

„Mit uns fühle ich deßhalb nicht so viel Mitleid, mich dauert nur Ihre Schwägerin, die sich dabei der Hausfrauen-Liebenswürdigkeit unterziehen muß. Ich hätte Fräulein Helene — Pardon, aber sie sieht noch grade wie vor vier Jahren, fast noch jünger aus, da kommt einem alte Gewöhnung über die Zunge — an Ihres Bruders Stelle würde ich Frau Helene solche Pflichten ersparen. Ich bin kein Arzt, doch ihre Farbe scheint mir etwas zart, mehr noch als früher, und zeitige Ruhe, däucht mich, wäre ihr besser anzuempfehlen."

Fenna zur Hellen zuckte leicht mit ihrer zierlichen Schulter. „Ach, sie nimmt's nicht so schwer mit ihren Pflichten und beunruhigt mich durchaus nicht; im Nothfall oder auch ohne solchen schläft sie wie die

Hasen mit offenen Augen und antwortet doch höflich dabei. Ich weiß schon, daß Sie leicht Besorgniß hegen und vorschnell hülfbereit sein zu müssen meinen. Das ist gewiß ein sehr menschlicher Zug an Ihnen, aber da Sie kein Arzt sind, wie Sie sagen, so thut man nach meinem Laienverstand klüger, sich Ihren Diagnosen und Ihrer Behandlung nicht unbedingt als richtig und zweckdienlich zu fügen. Sind Sie denn etwa in umgekehrter Weise selbst zur Kur hierhergekommen?"

„Sie meinen, daß ich zur Cour hier sei? Am Hofe van Hoves? Da müßte ich mich doch erst einmal näher unter den Hofdamen umsehen. Bis jetzt hat mir keine – "

Zu einer gewissen Nothwehr gedrängt, hatte Aufseß dem fortgesetzten Angriff auch wieder eine kleine Spitze entgegengebogen und stand im Begriff, sie noch mit einem Widerhäkchen zu versehen, allein er wurde im Abschnellen desselben unterbrochen, denn van Hove trat mit der Frage heran: „Du spielst doch eine L'hombrepartie?" Fenna antwortete hurtig: „So weit meine Kenntniß reicht, ist L'hombre ein spanischer Mann, und da kann Deine Frage wohl nicht in Frage stehen, Ferdinand."

Der große, erharrte Augenblick der Trennung der Geschlechter, wenigstens der altersgewichtigeren, war angebrochen, einmüthig, wie eine schmachtend ernsthaft zum Wüstenbrunnen pilgernde Kameelkarawane, durchwanderten die Väter und Ehegatten die zu den Karten-

tischen führende Thür, während nach der andern Seite die jüngern Jahre sich ohne Scheidungsvollzug, mehr einem schnatternden und auf die Freiweide flatternden Geflügelschwarm gleichend, ebenfalls in eine große Nachbarstube hineindrängten.

Der Maler drehte den Kopf noch einmal und murmelte mit einem Ausdruck des Schauders unter seinem sorglich gehaltenen Schnurbart hervor: „Die Mütter bleiben zurück — Faust, sattle Deine Sohlen!“ In der That behielten die Mütter und Ehegattinnen ihre Sitze um den großen Sofatisch bei, packten aus mitgebrachten Handbeuteln Näh- und Stickarbeiten, Häkel- und Stricknadeln hervor, räumten jedoch diese Tischbelastung sogleich außerordentlich zuvorkommend wieder aus dem Weg, da die Mamsell mit zwei gewaltigen Korbschalen neuen Theegebäcks erschien. Alle beeiferten sich gleichmäßig, Platz dafür zu beschaffen, und die Frau Sanitatsräthin äußerte unter allgemeiner Beipflichtung, zwei etwas vergilbte Finger wie eine Zuckerzange vorbewegend: „Ihr Spritzgebackenes ist wirklich noch besser als anderswo, liebe Frau van Hove, ich wollte Sie immer schon um Ihr Recept bitten.“

Die Angesprochene schlug die Lider antwortlos auf, als ob sie ungewiß sei, wem das Lob und die Frage gegolten habe, und Fenna zur Hellen, unschlüssig im Mütterzimmer zurückgeblieben stehend, wie eine Schwarzdrossel, die nicht weiß, ob sie mit den Krammetsvögeln fortwandern oder hier zu überwintern

versuchen soll, erwiederte für ihre Schwägerin mit tiefem Ernst: „Es liegt alles daran, Frau Sanitätsräthin, daß man es bei zunehmendem Mond backt, dann nimmt es auch an Knusprigkeit zu und findet infolge davon bessere Abnahme.“

Dann klang ein paar Stunden lang von rechts gleichmäßiges Gelächter der „Damen“ über die „furchtbar komischen“ Ideen und Erfindungen der „Herren“ bei den in Angriff genommenen bräuchlichen Gesellschaftsspielen herüber, während in der linksseitigen Stube Schweigsamkeit mit einem für gewöhnlich kaum verständlichen Gesumme von halblauten Bemerkungen wechselte. Nur einmal tönte breit vernehmbar die Stimme des Domänenpächters Johannes Schlump durch sämmtliche Räume hindurch: „Hätt' die Manille auf der rechten Hand gesessen, dann hätt' ich wahrhaftigen Gott den Casco ohne Trumpf gewonnen. Das wär' mir auch in meiner Praxis noch nicht vorgekommen; man soll nie ein Spiel schmeißen, wenn's nicht partout unmöglich ist. Das hab' ich immer am Onkel Fritz nicht capirt, und höllisch gerieben spielte er sonst. Wie viel tausendmal hat er hier am Tisch die Spadille vermauert — na, Gott hab' ihn selig, ich hab' die Vorhand, kleinen Solo Couleur.“

Mit dem augenblicklichen, zufrieden seine Karten steckenden Inhaber des letztern spielten am Tisch zusammen der Hausherr und der Banquier Michael Grevenhorst. Dieser war ein angehender Fünfziger, sorgfältig rasirt, sorgfältig, doch etwas altmodisch ge-

kleidet und mit vollem, seinem Alter indeß in der Farbe voraufgeeilten, schneeweißem Haar auf dem Kopf. Um den Mund lag ihm ein gepreßter Zug, wie lange Gewohnheit ihn allmählich ständig bleibend ausprägt, seine Augen mochten blau sein, schimmerten jedoch hinter den Gläsern der goldenen Brille nur undeutlich hervor. Er besaß sehr schmale, langgestreckte Hände, die sich mit einer ausnehmenden sichern Ruhe bewegten, ob er eine Auszahlung zu machen hatte oder einen Gewinn einzog. Wenn er das letztere that, raunte an einem etwas entfernten Tisch der Verwalter Konrad Neubauer, der ihn mit Vorliebe im Auge hielt: „Da macht er wieder lange Finger, das Geschäft kennt er gründlich.“

Der Banquier versäumte nie, eine Einladung auf das van Hovesche Gut anzunehmen, obgleich er dieselbe niemals entgalt, sein Haus sah das ganze Jahr hindurch keine Gäste. „Er kratzt sich die Butter nicht dazu von seinen eigenen Semmeln, um sie für andere Leute draufzuschmieren,“ meinte Neubauer, und sprach damit auch das Mißvergnügen der übrigen Gutsangehörigen über „den filzigen Geldsack“ aus.

In der That konnte Niemand ihn leiden, auch Ferdinand van Hove hegte keine Zuneigung für ihn; er war indeß wohl ein tüchtiger Landwirth, aber kein Geschäftsmann und hatte seine Geldangelegenheiten, wie schon der Onkel Fritz es gethan, ganz in die Hände Grevenhorsts überlassen. Man warnte ihn

allerdings ab und zu — selbst der Verwalter nahm sich dies heraus — doch der junge Gutsherr hatte noch nie begründeten Anlaß zu einem seiner Natur freilich sehr fremden Argwohn gehabt und setzte in die Redlichkeit Grevenhorsts volles Vertrauen.

„Er nimmt's genau auf Heller und Pfennig zu seinem Vortheil, aber nicht andern zum Schaden; Gott verhüte allerdings, daß er einem aus der Noth helfen müßte!“

So war das Verhältniß zwischen van Hove und ihm ein äußerlich durchaus liebenswürdiges und der erstere lud den offenbar gern umsonst Essenden und Trinkenden nach dem guten alten Wort, daß man seinen Banquier nicht verdrießen müsse, stets mit zu Gast. Mit Helene stand dieser dagegen eigentlich gradezu auf schlechtem Fuß, weniger, wie es schien, von seiner als von ihrer Seite. Es war nicht ganz erklärlich, denn als Kind und erwachsendes Mädchen hatte sie als die einzige in der Stadt die Erlaubniß besessen, sich in seinem Garten und Hause aufzuhalten, nachdem, wie es ihr noch unklar im Gedächtniß stand, der Zufall sie einmal dorthin geführt, und oft täglich mit Freuden davon Gebrauch gemacht. Eine hohe Treppe brachte aus dem Garten zu einem Bibliothekraume hinauf, darin durfte sie gleichfalls sitzen und Bücher, die er für sie auswählte, lesen oder mit nach Hause nehmen. Aber die Krankheit Helenes hatte auch das Dankbarkeitsgefühl, das sie früher dafür gehabt, in ihr hinschwinden lassen und zu entschiedener Ab-

neigung gegen den Banquier umgeändert. Sie wich ihm aus, wenn er kam, vermied jede Berührung mit ihm; sprach er sie einmal an, so konnte ihre sonst abgelegte krampfhafte Reizbarkeit, wenn auch nicht in Worten, doch in einem kaum verhehlten Gesichtsausdruck plötzlich noch zutage treten. Es war zu auffällig, um sich nicht allen mehr oder minder bemerklich zu machen; man sprach es nicht gerade aus, hegte indeß ziemlich allseitig die Vermuthung, der alte Junggeselle habe sich einmal irgendwie zudringlich gegen die junge Frau benommen.

„Lange Finger macht er überall und hat gedacht, das ginge ohne Kosten ab," spöttelte Konrad Neubauer; Hugo Schwegler dagegen, der sonst in allgemeiner Menschenliebe aufging — Stoppel pflegte das Gleichniß zu gebrauchen „wie ein Stück Butter im Milchbrei" — war von einem merkwürdigen glühenden Haß gegen Michael Grevenhorst angefüllt und hatte einmal geäußert, er könne solche schmutzige Geldseele wie einen häßlichen Wurm zertreten, wonach sein Zimmerkumpan ihn eine Zeit lang mit dem auszeichnenden Namen „Drachentödter" belegte.

Doch der Banquier ließ sich durch diese deutlicher oder versteckter kundgegebene Unliebsamkeit seiner Person nicht abhalten, das Gut nach wie vor fast wöchentlich zu besuchen; nur gegen Helene van Hove betrug er sich allgemach zurückhaltender und machte, ihrer ausgesprochenen Ablehnung gemäß, keine Versuche mehr, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen.

Am L'hombretisch war er ebenfalls nicht eigentlich beliebt, obwohl ihm jeder zugestehen mußte, daß er vorzüglich spiele. Aber er saß steif und wortkarg wie immer und führte sein Spiel mit einer so ausdruckslosen, doch unbeirrbar zähen Sicherheit, daß Johannes Schlump ein paar Mal verdrießlich ausrief:

„Sie machen einen ganz kribbelig mit Ihrem Dachslauern hinter der Brille, Herr Grevenhorst — na, nichts für ungut — aber daß man zuletzt einen unverlierbaren Casco noch umschmeißt!"

„Dann lag's wohl an Ihrem Casco, Herr Schlump," versetzte der Banquier mit unveränderlichem Gesicht.

„Verfluchter Kerl," brummte Konrad Neubauer, mit einem Ohr von drüben herüberhorchend, „ich glaube, er schielt unter der Brille durch und weiß immer, wann die Spadille im Talon liegt."

Die Marken klapperten weiter, die Karten gingen rund und ein Haufe von Silberstücken mit Gold untermischt stapelte sich vor Grevenhorst an. Einmal unterbrach er seine Schweigsamkeit:

„Glaubten Sie das gewinnen zu können, Herr van Hove? So spielt man sich von Haus und Hof; Ihr Onkel Fritz war vorsichtiger."

Der Domänenpächter hatte das Gegenspiel mit gewonnen und lachte aufgeräumt:

„Ja, er verkniff die Spadille was — bloß Solo spielen! — mit den Frauensleuten meinte er's auch. Hat er's zuletzt wirklich noch gesagt? War ein ganz

guter Rath — na, ich meine nur, man weiß bei dem verdammten Tourniren nie vorher, was man aufschlägt, eine Manille gibt's selten. Ich will's aber doch 'mal probiren!"

Noch drei andere Spieltische standen in der Stube, an einem derselben saßen zu vieren jüngere Landleute, unter ihnen Hugo Schwegler, der wider seinen Willen vom Verwalter zum Spiel gepreßt worden war. Seine Augen gingen ab und zu mit einer wehmüthigen Resigation nach dem Nebenzimmer hinüber, und Konrad Neubauer sagte jetzt:

„Nu schmeißen Sie die Karten nur hin, Schwegler, und machen keine Fisematenten mehr, aufgelegt Codille sind Sie doch. Sie fuhrwerken heute wahrhaftig unterm Teckel ins Zeug, ich mag Ihnen die Moneten Ihres Alten nicht mehr aus der Tasche luchsen. Wenn Sie durchaus Herzen verwunden wollen, treten Sie nur aus, wir könnens mit Ihren Bêten nachher ins Reine bringen."

Der blonde Kostgänger athmete erlöst, warf Neubauer einen dankerfüllten Blick zu und verließ den Tisch; seine Hünengestalt bewegte sich schlingernden Schrittes durch die Thür, dem Versammlungsraume der Jugend entgegen, hielt jedoch ungewiß in dem Zimmer der Mütter an, wo er vergeblich seine rothen Riesenhände etwas in die Frackärmel hineinzuziehen versuchte. Wie Helene van Hove zufällig den Kopf in die Richtung seines eingewurzelten Standpunkts

hob, schoß es ihm jählings gleich einer Pistolenkugel von den Lippen:

„Soll ich etwas ausrichten, gnädige Frau?“

Sie sah ihn mit ihren grauperlenden Augen einen Augenblick wie gedankenabwesend an, und eine Naht an seinem rechten Frackärmel begann sich mit einem leisen Krachen aufzutrennen, doch zugleich kam eine weibliche Erscheinung von unendlicher Länge durch die Thür daher und sprach ihn mit verschämter Freudigkeit an:

„Ach, Herr Schwegler — ich wollte Sie grade suchen — wir können nicht ohne Sie sein — Gott, was habe ich da gesagt!“

Es war die junge Dame, die allerdings nicht Rosamunde, sondern nur Rosa hieß, den absondern Familiennamen „Fleugimtanz“ jedoch in Wirklichkeit und nicht nach einer poetischen Erfindung Florian Stoppels führte. Dagegen hatte sein bildlicher Vergleich das augenblicklich nebeneinander befindliche Paar nicht ganz unzutreffend bemessen, denn vom Standpunkt der Längenausdehnung betrachtet schwand der junge Kostgänger vor Fräulein Rosa Fleugimtanz in der That noch auf das bescheidene Maß einer Bohnenlatte unter einer Hopfenstange zusammen. Die letztere besaß ein etwas überhängendes Gesicht von der Form eines auf zwei Seiten angerötheten Flaschapfels und war noch so untröstlich-anmuthig-verwirrt über das, was ihr unbedacht aus dem Munde gekommen, daß sie es noch einmal wiederholen mußte:

„Wir wollen nämlich etwas spielen, wozu wir Sie nothwendig brauchen, Herr Schwegler. Sie haben doch nicht geglaubt —? Mein Gott, Sie hätten ja meinen können — ich könnte nicht ohne Sie sein!“

Ihr Blick suchte dabei in seinen Augen zu lesen, ob er diesen ungegründeten Verdacht etwa gehegt haben möge, aber er antwortete mit so tief überzeugender Aufrichtigkeit, während er vergeblich mit den Augen über ihre Schulter wegzuklettern strebte:

„Nein, gar nichts — ich habe gar nichts gemeint,“ daß sie schalkhaft erwiederte:

„Ja, wer Ihnen trauen könnte, Sie Boshafter! Ich weiß, Sie haben immer Ihre heimlichen Gedanken.“

Darüber schoß das Blut dem Beargwohnten wie ein Vollbewurf mit Mennigfarbe in beide Backen, und darüber wollte Fräulein Rosa Fleugimtanz wieder in ein köstliches Lachen ausprusten und hielt sich nur mühsam die Lippen noch mit der Hand zugekniffen.

So begaben sie sich zusammen in die große Stube nach rechts, wo der Blumenflor der jungen Damen, untermischt von den cypressenartigen Erscheinungen ihrer Ritter und Knappen, an den Wänden aufgereiht saß und bei dem Betriebe eines Pfänderspiels geistreichster neuester Erfindung angelangt war. Jeder hatte seinem Nachbar etwas ins Ohr zu tuscheln, und einer sammelte alsdann diese Geheimäußerungen am Schlusse der Kette ein. Daß dieses Amt grade Stoppel zugefallen war, mochte im Interesse der eifrigen Ver-

waltung recht zweckdienlich sein, konnte aber auch nicht ganz umhin, etwas an die Warnung zu erinnern, welche abräth, grade einen Bock zum Gärtner zu bestellen. Einstweilen erfreute er sich sichtlich an der Ankunft seines Stubendioskuren und rief:

„Zügeln Sie Ihren Pegasus noch einen Augenblick, Schwegler, und setzen Sie Ihren Menuettschritt hier durch! Dies ist nämlich ein Feenreich, und Sie kommen als Minnesänger herein! Aber nehmen Sie sich in acht, daß Sie keine Elfenfüße abtreten!"

Die letzte Warnung des Sprechers hatte den Erfolg, daß sich ein Dutzend bedachtlos vorgestreckter Schuhe von ebenso solider Breiten- als Längenausdehnung plötzlich erschreckt unter die Kleidersäume zurückflüchtete und nur da und dort ein schmächtigeres Ausnahme-Exemplar, der Gefahr sorglos entgegensehend, in seiner Stellung verharrte. Worauf Stoppel im Tone harmlosester Billigung bemerkte:

„So ist es klüger, meine Feen, Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!"

Bernold Aufseß betheiligte sich an keiner L'hombrepartie, noch am Pfänderspiel, sondern wechselte zwischen diesen beiden Thätigkeitsschauplätzen, doch das Zimmer der Mütter stets beschleunigten Fußes durcheilend, hin und her. Er sah dem einen wie dem andern Spielbetrieb zu, bis ihm allmählich beide phantasmagorisch ineinander überliefen, daß ihm aus den Karten die Jünglings- und Jungfrauenzüge von

drüben entgegenschauten und er in diesen die Carreau-, Coeur-, Pique- und Treff-Damen und -Buben vor sich zu haben meinte. Eine gewisse Unterhaltung für die Einbildungskraft war das auch, nur zog seine malerische Phantasie aus beiden Betrachtungsobjecten gleich wenig Gewinn, entschied sich schließlich noch mehr zu Gunsten der auf den Pappcartons aufgeklebten als der an ihren Stuhllehnen klebenden lebendigen Gesichter. Der Einfall, hierher zu kommen, war kein übermäßig glücklicher seines Lebens gewesen, in allen Räumen lag die Atmosphäre eines respektabeln Viehbestandes, dazwischen scholl das Gegacker und Gepieps eines Hühnerhofs, und van Hove hatte sich schrecklich „geeselt“. Er stand ganz anders in Aufseß' Erinnerung; nicht grade als ein selbstschöpferisches Genie, doch als ein innerlich regsamer, zur Aufnahme alles Schönen fähiger und vollempfindender Mensch jener Gattung, wie der Künstler sie sich am liebsten zum Freundschaftsumgang auswählt. Der Maler war an eine andere geistige Luft gewöhnt, ein Blick in seine äußern Züge reichte hin, dies erkennen und eine feinere Organisation seines Innern herausfühlen zu lassen. Er hatte zwar bei der Schneebegegnung mit Fenna zur Hellen nicht eben feinste Sensitivität an den Tag gelegt, sondern war ziemlich grob gradwegs „ins Zeng gegangen“; aber das bildete auch eine Mitgift der Künstlernatur und ihrer von ungebundener Lebensführung angewöhnten freien Anschauungen, besonders jungen Angehörigen des weiblichen Geschlechts gegenüber, und

hatte die Bedeutung, den Gehalt seines eigentlichsten Wesens nicht zum Ausdruck gebracht.

Und dieses fühlte sich gegenwärtig entsetzlich hülflos angeödet. Er wanderte hin und her, sah auf die Uhr und gähnte, und zwar nicht nur vor Langerweile, sondern auch aus Hunger. Wenn der letztere nicht gewesen, hätte er sich schon in französischer Manier kurzweg aus dem Staube gemacht, doch mit knurrendem Magen durch die Winterkälte zur Stadt zurückzufahren, sagte ihm gleichfalls nicht zu, und er faßte den schweren Entschluß, die Abendmahlzeit noch erst abzuwarten. Sein körperlicher Zustand interessirte sich lebhaft für diese, da sein Geist keinerlei Beschäftigung mehr vorfand, machte ihn sehr gegen seine Art gewissermaßen zu einem „Topfgucker", insofern er sich darüber zu unterrichten suchte, wie weit es mit dieser, ihm am wichtigsten gewordenen Frage vorgeschritten sei. So entdeckte er, aufs Gerathewohl einige Thüren öffnend, auch den Zugang zum Speisesaale, in dem zu seiner Befriedigung alles gerüstet aussah. Es hielt sich niemand drin auf — oder doch, eine einzelne weibliche Gestalt, denn er befand sich unversehen Helene van Hove gegenüber. Sie war begreiflicherweise aus der Mütterstube fortgegangen, um noch einen Hausfrauenblick auf den Tisch zu werfen, und stand an diesem. Aber sie schien vergessen zu haben, welche Absicht sie hergebracht, da ihre Augen leer durch den Raum vor sich hinaus gingen.

Aufseß hatte bei der ersten Begrüßung nach seiner

Ankunft einige kurze Worte mit ihr gewechselt, die fast nur in der Frage bestanden, ob sie sich seiner noch erinnere, dann waren andere Gäste dazwischen gekommen und er zu keiner weitern Unterhaltung mit ihr gelangt. Jetzte machte ihn seine offenbarte Abendessensneugier ein bischen verlegen, doch er fand am besten, sie geradeaus einzugestehen, und sagte halblachend: „Ich glaube, wir finden uns hier mit dem gleichen Gedanken."

Die junge Frau hob den Kopf gegen ihn, schwieg einen Augenblick, als wisse sie nicht, ob sie antworten wolle und solle, und versetzte dann:

„Mit welchem Gedanken?"

„Daß der Anblick eines wohlbestellten Tisches etwas Erfreuliches ist."

„Sind Sie vom Hunger hergebracht worden?"

Helene entgegnete es, abermals nach einem kurzen Stillschweigen, mit der gewöhnlichen Lässigkeit ihrer Stimme und ihres Benehmens, von welcher der Ton ihrer ersten Erwiederung um ein leichtes abgestochen hatte. Sie fügte ebenso nach: „Dann will ich Sorge tragen, daß Sie bald gesättigt werden," und sie ging hinaus.

Er blickte ihr nach, und seine Miene drückte den Gedanken, der sich ihm hinter dieser im Kopfe regte, unverhehlt aus. Derselbe besagte, Helene van Hove oder Helene Riedlaub habe sich ebenfalls „geeselt". Vielleicht gebrauchte seine Hirnthätigkeit nicht dies nämliche Wort dafür, aber begrifflich stimmte es damit überein.

Das Mitleid, welches er mit sich selbst über seine „Verirrung“ auf das Gut empfand, wuchs noch mehr an, und er hatte die beste Lust, die Geschehnisse in recht ungerechtfertigter Weise auf den Kopf stellend, Fräulein Fenna zur Hellen dafür verantwortlich zu machen. Wenigstens erschien es ihm überflüssig, noch irgend welche Rücksicht auf ihre Meinung über ihn zu nehmen, sondern der Sachlage entsprechend, ihre Anzüglichkeiten mit gleicher Münze zurückzuzahlen und sie zu diesem guten Zweck aufzusuchen, denn daraus schimmerte ihm der einzige Hoffnungsstrahl entgegen, sich bis zum Beginn des ersehnten Abendessens noch gleichsam geistig auf den Beinen fortzuerhalten.

Philosophische Betrachtungen anstellend, wie rasch ein Mensch herunterzukommen im Stande sei — da die L'hombrespieler ihn gegenwärtig im Vergleich mit ihm, der lediglich an Brod und Butter dachte, als Wesen von einer merkwürdig hohen idealen Sinnesrichtung bedünkten —, begab er sich in die Wohnräume zurück, fand jedoch die Schwarz- und Spottdrossel, nach der er umsah, weder bei den Kartendamen noch bei den Müttern vor. Er hatte die letzten Jahre in Italien zugebracht, sich dort unter manch' anderm Schönen auch dann und wann mit Dante befaßt und zog die Folgerung, wenn Fenna zur Hellen sich weder im „Fegefeuer“ noch in der „Hölle“ befinde, so bleibe in dieser „göttlichen Komödie“ als Aufenthaltsort für sie nur noch das „Himmelreich“ übrig, welches er vorher allerdings mit einem Hühnerhof in Vergleich

gebracht hatte. Doch auch literarisch, in Bezug auf den dritten Abschnitt des großen Danteschen Terzinenwerks angesehen, kam ihm die Verschmelzung dieser beiden Beziehungen gar nicht so unzutreffend vor, denn das taubenfromm langweilige Umhergeflatter im einen wie im andern schien ihm allerhand Aehnlichkeiten darzubieten. So wandte er sich dem Vereinigungsraume der Söhne und Töchter oder kürzer ausgedrückt, der großen Kindereistube zu, wo er, als sei er selbst ein umwandelnder Dante, von einem Chor himmlisch ausbrechender Freudigkeit empfangen wurde. Doch galt dies köstliche und engelhafte Lippengeräusch der jungen Damen nicht seinem Eintritt, sondern dem Ereigniß, daß Florian Stoppel eben die Frage gestellt, was der- oder diejenige thun solle, dem oder der dieses Pfand gehöre, und daß Fräulein Hersilie Schlump, in der Meinung, es sei das eines gleich ihr kastanienbraunlockigen jungen Gutsnachbarsohnes, geantwortet hatte, er solle mit dem Munde seine Hochachtung vor demjenigen Haar in der Gesellschaft erweisen, das dem seinigen am meisten ähnlich sei.

Das heißt, ehrerbietig einen Kuß auf den betreffenden Scheitel drücken, legte Stoppel aus, zog unter der Pfanddecke eine schuhlange Judenbartflechte hervor und äußerte ernsthaft: „Wem das gehört, sagt der erste Blick, auch wenn ich nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, daß es noch heute Abend vor der Ankunft der Damen als natürlicher Bestandtheil dem

Kinn meines Freundes Hugibald Schwegler angehaftet hat.“

Darüber erhob sich das einmüthige Gelächter, an dem allein der verdutzt dastehende angebliche Bartinhaber nicht theilnahm, und Stoppel rief, mit seinen Maulwurfsaugen hurtig in der Runde umherlaufend:

„Das gleiche Haar hat nur Fräulein Fleugimtanz — also, mein Freund, erfüllen Sie Ihre schöne Huldigungspflicht — warten Sie, ich helfe Ihnen!“

Er stürzte auf den Flur hinaus und kam im Nu mit einer kleinen, dreistufigen Setzleiter zum Hausgebrauch zurück, die er vor die junge Dame hinstellte, indem er Schwegler durch eine verbindliche Handbewegung zum Hinaufsteigen einlud. Das Ganze hatte in Wirklichkeit etwas Komisches, das durch den tiefen Ernst seiner Hülfeleistung erhöht wurde. Wenn die Sache sich auch nicht auf dem Rechtsboden abspielte, so fand „der Jux“ doch allgemeine Acclamation, und Rosa Fleugimtanz bewies die Liebenswürdigkeit ihrer Natur, indem sie ihre Mitbetheiligung daran nicht versagte. Sie zeigte außerdem noch die Geistesgegenwart, daß sie, als Hugo Schwegler, von mehrern Händen auf die Treppenstufen hinaufgeschoben, auszugleiten und zu fallen drohte, mit rascher Energie ihre beiden ausgiebigen Arme um ihn zusammenschlang und den Schwankenden so glücklich vor dem Sturz behütete. Mit seiner strohblonden Hauptmähne erinnerte er etwas an einen jungen, in ein Halseisen gerathenen Löwen, während anderseits das Gleichniß

eines sich mit den Vorderbeinen an einer Giraffe aufrichtenden Dammhirsches dem Anblick nicht übel entsprach. Unter begeistertem Händeklatschen der Zuschauer und hauptsächlich der Zuschauerinnen vollzog er, wie es schien, halb geistesabwesend, seine Aufgabe, das semmelfarbige Scheitelhaar vor ihm durch eine Berührung mit den Lippen zu verehren, und taumelte danach, von den hülfbereiten Armen freigelassen, an den Sprossen wieder abwärts. Dann stand er am Rande des Zimmers, seine Miene und Haltung besaßen einen Ausdruck völliger Gebrochenheit, und aus seiner Brust rang sich nur ein schmerzlich-vorwurfsvoller Laut: „Stoppel!“ heraus.

Der mehr Angestöhnte als Angesprochene hob mit einem Aufblick der Gefühlsentrüstung den Kopf gegen ihn und versetzte gekränkt, raunenden Tones:

„Na, sind Sie aber ein undankbares Geschöpf, Schwegler! Ich habe Ihnen doch einen Freundschaftsdienst geleistet, wie er wahrhaftig nicht oft vorkommt. Und dafür bringt Ihr Mund gegen mich solchen Mördergrubenton über sich? Das thut einem aufopfernden Freundesherzen weh. —“

Der Lippenköcher des Sprechers hielt offenbar noch mehr Geschosse eines gerechten Unwillens vorräthig, doch sein Gesicht ward plötzlich durch einen Stimmenklang unweit von ihm herumgezogen. Bernold Aufseß hatte Fenna hier ausfindig gemacht und stand schon seit einigen Minuten mit ihr in einem Gespräch, das nach den Mienen beider nichts an Lebendigkeit zu

wünschen übrig ließ. Die junge Dame des Hauses antwortete jetzt auf etwas von ihm Gesagtes:

„Ein Mitmensch in solcher Verfassung erregt wirklich mein Beileid, vorzüglich da ich, wie Sie mich beschuldigen, eigentlich die Urheberin bin. Nur würde ich statt „moralische“ „intellectuelle“ setzen, denn mit Moral hatte die Art Ihres Hierherkommens doch nichts zu schaffen. Aber bei der Vorstellung, daß Sie ohne mich jetzt draußen Ihren Hunger wahrscheinlich mit Haselnußkätzchen stillen müßten — anzubieten habe ich hier freilich auch nicht viel — doch befriedigt Ihr Appetit sich vielleicht mit etwas anderm Wintergrün —“

Fräulein Fenna zur Hellen führte aus, was sie ihrer Schwägerin als ihren Abendvorsatz angekündigt, den von ihr eingefangenen Bären Epheu fressen zu lehren. Sie löste eine kleine Ranke desselben mit einigen Blättern aus ihrem Brustaufputz, hatte indeß augenscheinlich nicht die Absicht, ihn aus der Hand zu füttern, sondern ließ den Epheu mit geschicktem Versehen zur Erde fallen. Der Zweck, daß der Empfänger sich danach vor ihr bücken solle, war nicht ausgesprochen, indeß auch nicht ganz undeutlich, er konnte es nehmen, wie er mochte und wollte.

Bernold Auffeß nahm es aber im wörtlichen Sinne gar nicht, sondern äußerte bedauerlich:

„Es ist recht schade, daß ich so darum komme und Ihre mildthätige Absicht derartig platt auf den Boden fällt. Das scheint die Schlußmoral der Geschichte, daß man nicht voreilige Hoffnungen hegen

soll. Wenn ich etwas besser mit dem Himmel stände, sodaß er mir einen hülfreichen Geist schickte —“

Es war, als ob der Himmel diesen Wunsch unmittelbar erhöre, denn im selben Augenblick schoß etwas Dunkelborstiges geschwind vorgebückt über den Boden heran, der Kopf Florian Stoppels duckte sich dicht an den Füßen Fennas nieder und seine Hand griff hurtig die Epheuranke auf.

Der Maler sah einen Augenblick auf das sonderbare Gewusel vor sich herunter, dann sagte er lächelnd:

„Hat mich etwa eine gütige Fee in ihr Herz geschlossen, daß sie, fast eh' ich's noch gedacht, einen ihrer geflügelten Knappen zu meinen Dienst heranzaubert? Ich danke Ihnen, lieber Ariel —“

Er streckte die Hand nach dem Zweig aus, doch der Volontär machte entschiedenste Miene, diesen als sein Eigenthum zu betrachten. Es stand in seinem Gesicht zu lesen, das durchaus keinen Ueberfluß an Zuneigung für den heute Abend ungeladen auf das Gut hereingeschneiten Fremden kundgab, und auch sein Mund brachte zuversichtlich hervor:

„Ich bitte um Entschuldigung, es gehört mir, ich habe es für mich aus dem Garten geholt.“

Aber mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit entgegnete Bernold Auffeß sogleich:

„Sie scheinen sich zu irren, junger Freund, es sind keine Kleeblätter,“ und er zog den Epheu aus den Fingern Florian Stoppels, der dies willenlos geschehen ließ und ihn nur wortlos anstarrte, als

ob er plötzlich einen Wespenstich auf seine gelenkige Zeugenspitze bekommen habe.

Fenna zur Hellen drehte sich um, weil ihre Lippen ein unwillkürliches Auflachen nicht verhalten konnten; in diesen Augenblick traf das wichtigste Abendereigniß hinein, die L'hombrespieler erschienen mit den Müttern am Arm von der Thür des Nebenzimmers her, um sich in den Eßsaal zu begeben, und hinter ihren vorüberziehenden Karawanenschritt reihten sich die Pfänderspieler mit den Töchtern wie paarweis' zusammengekoppelte junge Füllen drein. Aufseß hatte sich die Ranke durch ein Knopfloch seines Rockes gezogen und sagte mit einem halb erkünstelten, halb aufrichtigen, befreienden Athemzuge:

„Gottlob, jetzt gibt's etwas anderes für die mündliche Unterhaltung als Wintergrün; darf der Epheu sich dem Nußkätzchen als Stütze antragen?"

Er bot Fenna elegant den Arm; sie versetzte, denselben annehmend:

„Haben Sie vielleicht die Absicht, die Natur auf den Kopf zu stellen? Es pflegt umgekehrt zu sein, daß der Haselzweig dem Epheu den Halt gibt, und mein Kopf ist zu solcher Verdrehung nicht geeignet."

Sie kamen an Stoppel vorüber, der, ohne sie zu bemerken, tiefsinnig in einer Ecke stand und mehrmals vor sich hinmurmelte: „Kleeblätter!" Hugo Schwegler gerieth ihm herrlich in den Wurf, der, ohne zu wissen, wie es geschehen, von Fräulein Rosa Fleugimtanz zu Tisch geführt wurde. Allein auch davon nahm der

schwarzbeschopfte junge Kostgänger nichts gewahr; er hatte gegenwärtig entschieden etwas von einem durch einen Spatenstich jählings auf die Erdoberfläche herausgeworfenen Maulwurf und blieb, als sei er noch von dem Fall kopfbetäubt, allein auf dem Fleck stehen, bis niemand mehr um ihn im Zimmer war. Dann schüttelte er seine Ohren einmal wie ein Jagdhund, dessen „Löffel" einen Wasserguß bekommen haben, und ging nach. Doch behielt der Vergleich auch noch sein Passendes, als er in den Eßsaal eintrat; denn wie Waldmann, wenn er von einem Peitschenklitsch seines Herrn belehrt worden, daß dieser ihm über sei, suchte Florian Stoppel sich einen möglichst abgesonderten, von der Zunge des Herrn Bernold Auffeß nicht erreichbaren Platz am entgegengesetzten Ende der hufeisenförmigen Tafel aus.

Die Mahlzeit erwies sich von herkömmlicher untadelhafter Güte und verlief der Hauptsache nach unter lehrreichen Bemerkungen über besondere, heutabendliche Vorkommnisse an den L'hombretischen. Im Verlauf solcher Betrachtungen machte Johannes Schlump sich durch den lautvernehmlichen Ausspruch verdient:

„Ich hab' einmal gehört, L'hombre das soll „Mensch" heißen, weil man 'nen ganzen Menschen dazu braucht. Das muß wahr sein, denn das verspürt man. Na, ich denke, darauf können wir 'mal eins auf unsern freundlichen Wirth und auch auf seine Frau mit trinken!"

Dies fand unter pflichtgemäßer allgemeiner Be-

theiligung statt, allerdings nicht ohne einiges Sträuben von seiten der jungen Damen, ihr Glas völlig auszuleeren, „weil sie gar nicht daran gewöhnt seien,“ was ihren Tischnachbarn zu vielen geistreichen Wendungen über schlechte Gewöhnung, bessere Gewöhnung, Angewöhnung, Verwöhnung und Gewöhnlichkeit Anlaß gab.

Auch Aufseß und Fenna zur Hellen ließen ihre Gläser zusammenklingen; die letztere fragte: „Auf den ganzen Menschen?“

Er antwortete: „Nach Belieben, oder meinen Sie, auf die bessere Hälfte sei vorzuziehen?“

Messer und Gabeln klapperten weiter, die männlichen Tischgäste stellten, mit Einschluß Hugo Schweglers und nur mit Ausnahme Stoppels, dem das Kleeblättergericht den Appetit verdorben hatte, allen Gängen der Küche gleichmäßig einen ganzen Mann gegenüber, während die Mütter und Töchter ihre Hauptleistungskräfte bis zum „Auflauf“ und den nachfolgenden Torten in Reserve hielten, um bei diesen alsdann, wenn auch der Natur der Dinge gemäß nicht den ganzen Mann, doch die ganze Weiblichkeit zu entfalten. Außer der Hausfrau, die überhaupt kaum etwas von den Speisen berührte, betheiligte sich nur Fräulein Fenna an der wortlos-beredten Begeisterung des letztern Angriffs nicht mit, sodaß ihr Nachbar einmal fragte:

„Ist's Ihnen vielleicht nicht süß genug?“

Sie schüttelte den Kopf: „Haben Sie Neigung für Zuckerplätzchen bei mir entdeckt?“

Er lachte: „Sie sagten vorhin, man solle die Natur nicht auf den Kopf stellen, und solche Abneigung wäre gegen die weibliche. Schade, daß für mich das Vergnügen des Zusammenseins mit Ihnen schon heute Nacht ein Ende nimmt; ich habe zu Hause Bonbons mit Koloquinthensaft, an denen Sie vielleicht Geschmack fänden.“

Fenna zuckte leicht die Achsel: „Sie kommen möglicherweise wieder, dann bringen Sie doch ein paar zur Probe mit. Machen Sie die Dinger selbst oder beziehen Sie sie vom Konditor?“

„Nein, aus der Apotheke, aber ich werde Ihrer freundlichen Einladung schwerlich Folge leisten können, da ich für den Sommer schon anderweitig von einer etwas größern Dame engagirt bin.“

„Das muß eine sehr eigenthümliche Natur sein.“

„Richtig, wie jedes aus Ihrem Munde kommende Wort; das ist sie und so heißt sie, die Dame Natur. Ich weiß nicht, ob sie sich auch Ihrer persönlichen Bekanntschaft und Ihres Umganges erfreut?“

„Zuweilen; Sie fanden mich ja in ihrer Gesellschaft, und wir stehen recht gut miteinander, obwohl ich erheblich kleiner bin, wie Ihr Künstlerauge gleichfalls richtig wahrgenommen hat. Aber von einem Verhältniß zu Ihnen hat sie mir nichts mitgetheilt, und ich hätte gemuthmaßt, daß Ihre Kunst eher mit ihr auf gespanntem Fuß stehe.“

„Das glaube ich wohl, sie ist diskret und plappert

nicht alles heraus, was sie bei sich trägt. Sie werden deshalb vielleicht sagen, sie sei eine unweibliche Natur —"

„Aber entspreche der meinigen — bitte, geniren Sie sich nicht, es hinzusetzen," fiel Fenna zur Hellen lachend ein, und Bernold Aufseß lachte ihr ebenfalls entgegen, und man brach vom Tisch auf. Dieser hatte zur Kraftstärkung für die Fortsetzung des Gesellschaftsvergnügens gedient, dessen Inbegriff für die Väter und Gatten selbstverständlich die verschärfte Weiterführung ihrer L'hombrepartieen bildete. während Söhne und Töchter in dem ausgeräumten Eßsaale jetzt zu den Polka- und Walzermelodieen eines Flügels die ihrerseits geflügelte Anmuth ihrer Körperbeweglichkeit zu entwickeln anfingen. Die Mütter zogen sich wie ein Kreis sich zusammenhockender Reiher oder Rohrdommeln wieder in ihre Sofarunde zurück, nur traf dieses Gleichniß insofern nicht zu, als sie erstlich nicht, eins ihrer Beine anziehend, standen, sondern sich gemächlich auf ihre natürlichen Ruhstützen für eine dauerhafte Sitzung niederließen, und anderseits sich kein Vorbild an der sprichwörtlich berufenen Schweigsamkeit der genannten Stelzvögel nahmen. Der — verhältnißmäßig — saure oder herbe Tischwein hatte bei ihrer Enthaltsamkeit von demselben allerdings noch nicht wesentlich für eine Lösung ihrer Zungen förderlich sein können, dagegen übte diese Wirkung nunmehr desto ausgiebiger ein anderes in geräumigen Gläsern überall herumgereichtes Getränk, das auch die weibliche Abneigung der Mütter gegen „zu Starkes" überwand.

Es schmeckte seiner Natur gemäß „sehr süß und gut“, denn es war schwedischer Punsch, und versetzte, zumal nach dem voraufgegangenen Abendessen, rasch die Gemüther in jene behaglich-menschenfreundliche Verfassung, die sich in reger Antheilnahme an dem Wohl und Wehe ihrer Nächsten, an den großen Tugenden und kleinen Schwächen derselben kundgibt.

Zunächst freilich erzeugte die angenehm von außen und innen überfließende Wärme eine allgemeine mitleidsvolle Betrachtnahme des „Weh's“, des Zustandes solcher Bedauernswerthen, die gegenwärtig nicht der gleichen Annehmlichkeiten theilhaftig seien. Das gefühlvolle Herz der Frau Domänenpächterin Schlump leitete auch diese Wendung des Gesprächs:

„Wenn man bedenkt, daß es unglückliche Leute gibt, die bei solcher Kälte kein Feurungsmaterial im Hause haben!“

„Es muß schrecklich sein,“ stimmte die Frau Gutsbesitzerin Neddermann bei, „und wenn sie überdies noch kaum Brod besitzen!“

„Vielleicht mit einer ganzen Schaar kleiner Kinder!“ seufzte der Mund einer Schwester der vorherigen Sprecherin, hielt aber schüchtern inne, da er keiner wirklichen Mutter, sondern einer Tante angehörte, der noch rechtzeitig das Gefühl der Unschicklichkeit für ihren jungfräulichen Stand kam, sich weiter über Kinder und noch dazu über kleine auszusprechen.

Die Frau Justizräthin sagte: „Gewiß, man empfindet es tief mit, aber ein bischen Schuld tragen

die Leute doch auch selbst, daß sie meistens so viele kleine hungrige Creaturen zu füttern haben; davor sollten sie sich eben bei Zeiten selbst hüten."

„Aber wie könnten sie denn das?" fiel Fräulein Neddermann mit einem verständnißlos fragenden Augenaufschlag ein.

„Und dann," unterbrach Frau Fleugimtanz die augenblickliche Verlegenheit, „ermahnt doch der Herr Pastor alle Sonntage von der Kanzel zur Wohlthätigkeit in dieser harten Jahreszeit; meine Rosa hat schon das vierte Paar Wollenstrümpfe für unsere Dorfkinder in Arbeit."

„Ach ja, man findet das liebe Mädchen immer so fleißig, wenn man zum Besuch zu Ihnen kommt!"

„Und wie viele wohlthätige Vereine haben wir doch auch? So schlimm, wie unser Mitgefühl es sich unwillkürlich vorstellt, ist es am Ende doch nicht."

„Nein, Gottlob, man übertreibt in der Furcht leicht ein bischen, und man hat dann doch auch die Beruhigung, daß man alles thut, was einem in den Kräften steht, um sich selbst zufrieden zu stellen."

Die letzte Sprecherin schlürfte ein wenig an ihrem Glase mit schwedischem Punsch, und es floß aus ihren Worten sichtlich eine Erfüllung mit einem beschwichtigenden Bewußtsein auch über die andern Umsitzenden, sodaß sie dem Beispiel der Trostspenderin nachfolgten. Die junge Frau des Hauses, die bisher wenn auch nur schweigend an der Unterhaltung theilgenommen, stand auf und ging hinaus.

„Unsere liebe Wirthin muß natürlich heute ihre Augen an mancherlei Orten haben,“ äußerte die Frau Gutsbesitzerin Einfeldt verständnißvoll; „sie sollte sich doch mehr Ruhe gönnen.“

„Glauben Sie, daß sie deren besonders bedarf?“

„Nun, man muß doch einmal die Hoffnung hegen.“

„Ja, es ist eigentlich kaum recht zu verstehen —“

Die Mütter näherten im selben Verhältniß ihre Köpfe dichter aneinander, wie ihre Simmen sich gedämpfter herabminderten, während Fräulein Neddermann mit der Zurückhaltung, die sie ihrem noch ledigen Stand schuldete, nicht von der Bewegungsfähigkeit ihrer Halsmuskeln, sondern nur von dem Anspannungsvermögen ihres Trommelfelles Gebrauch machte. Diejenige, welche den Gegenstand des neuen, ebenso interessanten als eifrigen und scharfsinnigen Meinungsaustausches bildete, verursachte diesem keine Störung durch zu baldigen Wiedereintritt. Helene van Hove lag nicht mit ihren Augen hausfräulichen Ueberwachungen ob, sondern sie hatte einen Mantel und eine Kapuze übergeworfen, um draußen etwas Luft zu schöpfen. Sie fror heute Abend nicht, wie sonst zumeist, es war ihr im Gegentheil zu warm in den Zimmern, war ihr schon vor dem Zutischgehen so gewesen. Dann trugen die Stimmen um sie her dazu bei, ihr das Bleiben unmöglich zu machen, sie mußte eine Zeitlang fort, mit sich allein sein und trat vor die Thür auf den Gutshof hinaus. Im Augen-

blick, als sie die ersten Schritte vorsetzte, kam ein Junge aus dem zum Gute gehörigen Dorfe gelaufen und fragte nach dem Herrn Verwalter.

„Was soll er?“ entgegnete sie.

„Meine Schwester hat Holzreisig aus dem Walde geholt und ist dabei gefallen.“

Die junge Frau besann sich kurz, dann sagte sie: „Laß den Verwalter nur und bringe mich hin, ich gehe mit Dir.“

Sie hatte sich seit ihrer Krankheit nie mehr um die Gutsangehörigen bekümmert, aber es kam ihr augenblicklich so, der einsame Weg war ihr recht.

Doch trat gleichzeitig noch jemand mit der Frage herzu: „Was giebt's? und die Stimme ließ Bernold Aufseß erkennen. Er steckte wieder im Pelz, denn er hatte jetzt den Entschluß gefaßt, sich französisch zu empfehlen, und im Stalle vergeblich nach seinem Kutscher gesucht. Nun erkannte er Helene gleichfalls, die einige Sekunden schweigend vor ihm anhielt, bis sie fragte:

„War es Ihnen drinnen auch zu warm?“

Der Maler lachte halb: „Das eigentlich nicht, aber es wurde mir etwas zu schwül.“

„Und Sie wollten ebenfalls — ?“

Es war doch zu grob, wenn er seiner Wirthin ins Gesicht antwortete, daß er mit der Absicht hier umgehe, sich ohne Abschied und Dank aus dem Staube zu machen. So leugnete er zunächst sein Vorhaben mechanisch ab:

„Nein, ich wollte gar nichts“ — und da dies doch keine rechte Erklärung für sein Hiersein in Pelz und Kappe abgeben konnte, verbesserte er: „Ich wollte — natürlich, ich wollte nur, was Sie auch zu wollen scheinen.“

„Ich stehe im Begriffe, ins Dorf zu gehen, wo sich ein Unfall zugetragen.“

Helene hob zugleich mit der Erwiederung den Fuß, und Aufseß kam es zu spät zur Erkenntniß, daß er sich mit dem seinigen in eine fatale Fangschlinge verstrickt hatte. Er konnte ohne die grenzenloseste, an Flegelei rührende Unart nicht wie ein Pfahlklotz stehen bleiben und die Frau seines Freundes so gut wie allein ihren nächtlichen Weg fortsetzen lassen; es hieß die eigene Unvorsichtigkeit büßen, aus der Noth eine Tugend machen, sich in's Unabänderliche mit Seelengröße fügen, oder wie die einschlägigen Ermahnungen der deutschen Sprache sonst lauten mochten, und einen Seufzer zurückpressend, fragte er:

„Darf ich mich Ihnen vielleicht als Begleiter anbieten?“

Aus dem „vielleicht“ dämmerte noch ein matter Hoffnungsschimmer, und auch Helene van Hove hegte durchaus nicht die Absicht, ihm diesen zu mindern. Sie trachtete im Gegentheil danach, ihn zu überzeugen, daß er vollkommen Freiheit besitze, zurückzubleiben. Aber ihre Antwort fiel unglücklich aus:

„Wenn Sie nicht anderes vorziehen; denn darauf blieb ihm nichts übrig, als zu entgegnen:

„Selbstverständlich nicht,“ und von einer Kette der

Höflichkeit zusammengekoppelt, die sie beide vergeblich zu zersprengen gesucht hatten, wanderten sie nebeneinander der kahlen Ulmen-Allee zu.

Die Nacht lag verändert gegen den Abend, es war lichtloser, da der Mond untergegangen. Doch hatte der Nebel sich zerflüchtet und die Sterne glänzten durch den noch übrig gebliebenen leisen Dunstschleier; das vereinigte sich mit der Rückstrahlung der weiten, weißen Flächen doch zu einem Dämmerschein, der nicht den traurigen Eindruck des darüber hinsterbenden Taglichtes regte. Die Erde erschien so weniger todt, mehr unter ihrer Decke zum Schlaf hingestreckt; man konnte durch die Gestirne doch an das gleiche Geleucht einer Sommernacht erinnert werden. Der hart unter den Füßen knarrende Frostschnee redete dem Ohr freilich bei jedem Schritt von starrem Winter. Es war der einzige Ton in der windlosen Luft; der Dorfjunge trabte, manchmal auf den gefrorenen Seitengräben des Weges rutschend, etwas voraus, und die beiden Nachfolgenden führten keine Unterhaltung. Worüber hätte Aufseß mit seiner Begleiterin sprechen sollen? Er hatte genug an dem Versuch, den er vor Tisch bei dem Zusammentreffen im Eßzimmer mit ihr angestellt. Da war die curiose Promenaden-Conversation mit Fenna zur Hellen von dem Eisteich zum Gutshause doch etwas anderes gewesen. Er dachte mit einer gewissen Sehnsucht daran zurück. Wenn er hier auch den Ton anschlüge! — O weh, Helene van Hove und Humor! Wort und Witz, Laune und Lustigkeit froren

schon bei dem Gedanken an sie ein, wie die vorjährigen Grabenrandgräser hülflos in den Eisschollen steckten.

Aber schließlich ward ihm diese Trappistenwanderung doch zu einfältig, das Schicksal hatte ihm schon da und dort unvermeidlich das Weggeleit einer Schneegans aufgenöthigt und ihn mit mannhafter Zunge ihrem gelispelten „Ja“ oder „Nein“ Trotz bietend gefunden Er kam sich wie ein unbeholfener Schuljunge vor, daß er hier heute so auf den Mund geschlagen nebenher trotte, allein sein Kopf wußte trotzdem keine Abhülfe zu finden. Woran sollte er denn mit dieser wandelnden Landpomeranze anknüpfen? Ihm klang schon ihr „Ja“ und „Nein“ im Ohr, wie wenn man einer Schreipuppe mit dem Finger auf den Magen drückt.

Plötzlich stürzte er sich mit einem Saltomortale der Verzweiflung kopfüber in die geistvolle Frage:

„Haben Sie damals noch viel getanzt, nachdem ich einige Mal das Vergnügen hatte, mit Ihnen —?“

Doch er kam nicht zu Ende, denn sein Arm streckte sich unwillkürlich aus, um seine Begleiterin zu halten. Sie war bei seiner Anrede zusammengefahren und mit dem Fuß ausgeglitten; das matte Licht verstattete ihm so viel zu unterscheiden, daß sie eben die Augen erschreckt geöffnet und sich mit geschlossenen Lidern fortbewegt haben mußte. Helene van Hove schlief wahrhaftig sogar im Gehen.

Doch antwortete sie jetzt: „Nein, ich habe nachher nicht mehr getanzt.“

Es war eine kürzeste und einfach seine Frage verneinende Erwiederung, aber sie berührte den Hörer trotzdem unerwartet. Weniger deshalb, weil sie über die vermuthete einsilbige Wortzahl hinausging, doch es lag ein Ton darin, der ihm eigenthümlich ins Ohr fiel. Nicht als ob die Sprecherin dicht neben ihm gehe, sondern wie aus einer Ferne herüber klang's; er dachte nach, was diese Täuschung verursache, und fand's auch. Sie hatte, aus dem Schlafe auffahrend, noch halb wie in einem Traume gesprochen.

Aber sie sprach wenigstens, gab Hoffnung, daß er eine Unterhaltung nicht ganz allein auf eigene Kosten zu führen brauchte. So benutzte er den errungenen Vortheil, um sie an dem Wiedereinschlafen zu verhindern, richtete einige weitere Fragen in Bezug auf die kurze Zeit ihrer frühern Bekanntschaft an sie. Ob sie sich dessen und dessen noch entsinne? Ja, sie that's, ihr Gedächtniß war weniger lethargisch, als er es sich vorgestellt. Aufseß hatte sich damals als Student vorübergehend, wie jetzt, einige Monate zum Besuch in der Stadt aufgehalten, und sie waren nicht auf öffentlichen Bällen, sondern in einem befreundeten Hause zusammengetroffen, dessen Söhne und Töchter manchmal ihre Freunde und Freundinnen zu sich einluden, wo die abendlichen Spiele im Garten dann meistens in ein fröhliches Herumtanzen auf der kurzen Rasenfläche übergingen. Der junge Künstler hatte viel seitdem gesehen und erlebt, doch gemeinsame Erinnerung des Vergangenen regt immer unvermerkt die Vor=

stellung lebhafter an, weckt Vergessenes auf, und er sah jetzt plötzlich am letzten Abend vor seiner Abreise Helene Riedlaub seitwärts im Halbschatten eines überhängenden Syringenbusches vor sich stehen. Die leicht flackernden Windlichter hellten sie undeutlich an, ihm trat zum ersten Mal in dieser Beleuchtung vor den noch ungeübten Künstlerblick, daß ihre ganze Erscheinung etwas eigenartig Poetisches, Aetherisches besitze, wie keines aller übrigen jungen Mädchen umher, der feinen persischen Syringenblüthe ähnelnd, die neben ihr herabschaukelte. Zufällig besaß auch ihr Kleid etwas von der Farbe derselben, und er hatte, hinzutretend, eine der duftenden Blumentrauben abgebrochen, gesagt, diese gleiche ihr und müsse gut zu ihrer Gewandung stehen. Dann waren sie miteinander im Tanz über den Rasen hingeflogen; Helene Riedlaub hatte die zarte, röthlich-bläuliche Blüthe an ihrem Kleide befestigt, und sonderbar nickend vollzog die letztere jede der anmuthigen Bewegungen ihrer Trägerin mit. Dieser Anblick war von dem Gedächtniß des Malers bewahrt worden, stand ihm jetzt aufgeweckt vor den Augen, so daß er fragte, ob sie sich dessen auch noch erinnere.

„Ja."

Diesmal war es die einsilbige Antwort, auf die Bernold Aufseß sich beim Beginn seiner Unterhaltung mit geheimem Grausen gefaßt gemacht hatte. Aber obwohl seine Weggenossin gegenwärtig mit offenen Augen sprach, klang aus dem kurzen Laute der Erwiederung doch der nämliche traumhafte Aufhall, wie

bei ihrem ersten Entgegnen. Und ebenso kam der Ton wie aus einer weiten Ferne und ging seltsam über die öde Schneefläche hin. Vor der rasch thätigen Phantasie des Hörers gestaltete er sich zu einem märchenhaften Bilde; ihm war, als sei der Stimmenklang aus den Blüthensternen der noch vor seinem Blicke nickenden Syringe gekommen und habe geklagt, daß sie hier in der Winterstarre erfriere. Und zugleich war es doch auch die Stimme Helene Riedlaubs gewesen, die zum ersten Mal dem Ohr des jungen Künstlers bekannt wieder aufgeklungen. Wunderlich, wie der Ton einer Silbe so mancherlei in sich enthalten und mit sich bringen konnte!

Doch nun sagte fast gleichzeitig der vorangelaufene und am Wege wartende Junge: „Hier!"

Sie hatten unvermerkt das im Schnee vergrabene Dorf oder vielmehr das vorderste, etwas vereinzelt belegene Haus desselben erreicht, in das der Führer hineinwies. Es war eine baufällig-armselige Strohdachkathe, im Innern herrschte die gleiche Dürftigkeit, die sich von außen kundgab. Bei einer trübselig schwebenden Herdlampe saß in ungeheizter Stube eine noch nicht bejahrte, doch frühgealterte Frau, die Mutter der beiden Kinder, bei einer Flickarbeit; ein etwa zwanzigjähriges, schwarzhaariges Mädchen, die Gestürzte, lag neben ihr auf der Bank ausgestreckt. Ihr blasses Gesicht sprach von ungenügender Ernährung, doch die Züge fielen für die der Tochter eines ländlichen Tagelöhners als ungewöhnlich und ausdrucksvoll auf. Sie

war ohnmächtig nach Haus gebracht worden, hatte indeß ihr Bewußtsein inzwischen wiedererlangt und klagte nur über Schmerz am Knie.

Auf die Frage Helenes, ob dies verwundet sei, streifte das Mädchen, unbekümmert um die Gegenwart des Fremden, den Rock, der ihr einziges Kleidungsstück ausmachte, zurück und entblößte ein Bein von außerordentlich schön gebildeter Form, die das Auge des Malers unwillkürlich anzog, sodaß er sich näher heran bewegte. Doch trat im selben Augenblick die junge Frau mechanisch rasch zwischen ihn und die Liegende, vergewisserte sich durch eilige Anschauung, daß keine bedenkliche Verwundung vorhanden sei, und brachte mit der Aeußerung: „Es hat nichts zu bedeuten,“ den Rock des Mädchens schnell in seine Ordnung zurück. Nun erkundigte sie sich nach dem Namen der Frau; diese hieß Karsten und ihre Tochter Eva. Sie war Wittwe, ihren Mann hatte vor anderthalb Jahren beim Holzfällen im Walde ein Baum erschlagen.

Helene blickte sich, leicht zusammenschauernd, in dem frostigen Raume um und fragte, warum nicht geheizt sei, da die Tochter doch Reisig gesammelt habe.

„Das brauchen wir morgen zum Kochen, erwiederte die Frau.“

Aufseß sagte: „Hier scheint ein anderes Medicament, als vom Arzt, erforderlicher.“

Die junge Gutsherrin streckte rasch die Hand nach ihrer Kleidtasche, zog sie jedoch leer zurück, da sie keine Börse fand. Statt dessen hatte zugleich der

Maler die seinige hervorgeholt und legte ein Goldstück auf den Tisch. Er lächelte: „Das wird der beste Verband auf das Knie sein.“

Helene fügte schnell nach: „Ich komme morgen wieder, der Herr hat das Geld für mich ausgelegt.“

Sie verließen die Stube, die Wittwe sah beiden verwundert nach, während das Mädchen sich auf dem schmerzlosen Beine aufgerichtet hatte und spielend, großstaunenden Blickes, mit der nie gesehenen Goldmünze klimperte.

„Das hab' ich verdient,“ sagte sie, „dafür kann man viel essen.“

Als die beiden jetzt allein den Rückweg Einschlagenden sich ein Dutzend Schritte von der Kathe befanden, äußerte Aufseß:

„Die Eva lebt nicht im Paradies.“

Helene van Hove war bis jetzt schweigend gegangen und antwortete nun, mit einer verhaltenen Erregtheit der Stimme einfallend: „Machen Sie es mir zum Vorwurf? Sie haben recht, ich verdiene ihn und muß Ihnen wie die andern erscheinen, die bei ihren Punschgläsern über das Frieren und Hungern ihrer armen Mitmenschen klagen. Schelten Sie mich! Wie Sie mich zuerst sahen, lernten sie mich als ein thörichtes Mädchen kennen und heute als eine pflichtvergessene Frau! Das wollten Sie sagen.“

Der Maler traute kaum seinem Gehör, er hatte es nicht für möglich gehalten, daß seine nächtliche Begleiterin überhaupt so viele Worte über die Lippen

bringen könne. Aber noch mehr setzte der Inhalt und am meisten der Ton derselben ihn in Erstaunen. Es klang doch ein inneres Leben aus dieser scheinbaren Automatengestalt hervor, wie die Natur umher unter der Schneedecke nicht wirklichen Tod, sondern schlafenden, die Zeit seines Aufwachens abwartenden Lebensdrang verbarg. Der Selbstvorwurf der jungen Frau besaß etwas sonderbar jäh Heraufbrechendes, Aufseß hatte nicht daran gedacht, ihr solchen zu machen, aber er bedauerte, dazu absichtslos Veranlassung gegeben zu haben, und suchte unvermerkt von dem Gegenstande abzulenken.

Er entgegnete, daß sie mit Unrecht in seiner Aeußerung eine derartige Hindeutung gesucht habe, es sei in der bestehenden Welt auch dem thätigsten Mitgefühl nicht möglich, allen vom Leben bedingten Uebelständen und Nöten abzuhelfen. Armuth werde immer vorhanden bleiben und finde sich anderswo in noch weit höherm Maße, wie er sie beispielsweise vielfach auf seinen Streifzügen in den von den großen Straßen abseits belegenen Gegenden Italiens angetroffen. Freilich sei das Land dort in Wirklichkeit ein Paradies, das seinen Bewohnern mancherlei Entbehrungen leichter mache. Ihm stehe eine armseligste Strandhütte am Mittelmeer in der Erinnerung, die er gezeichnet habe —

Er schilderte dieselbe lebendig, daß sie wie mit Linien und Farben vor die Augen trat — Feigengebüsch sich drüber rankend und Goldäpfel im Orangen-

gezweig daneben flimmernd — am Strande davor breitblättrige Aloe mit hohen, weiße Glocken wiegendem Blüthenschaft, das silberne Meer, nach den „frutti di mare“ darin umherplätschernde braune Kindergestalten, eifrig für ihren Hunger bemüht, doch auch sorglos dabei jauchzend, und Duft, Glanz und Geleucht rings um die dürftige Behausung. Der Sprecher erreichte seinen Zweck, den Gedanken Helenes eine andere Richtung zu geben; neben ihm gehend, hörte sie lautlos zu, aber dann sagte sie:

„Ja, so hab' ich's auch gesehen, ich erinnere mich; nur kommt's mir heute fast deutlicher durch das Ohr zurück, als es mir damals vor den Augen gestanden.“

Ueberrascht vernahm Aufeß, daß sie gleichfalls in Italien gewesen sei, und fragte, wann.

Sie erwiederte kurz: „Auf der Hochzeitsreise.“

Er versetzte: „Dann begreift's sich freilich, daß Ihre Augen nicht die Ruhe besessen, die Schönheit des Landes voll in sich aufzunehmen.“

Es war ihm entflogen, doch er hätte die Antwort gern zurückgehabt. Sie klang ihm im eigenen Ohr unpassend nach, fast wie mit einem frivolen Anhauch. Sein Gesicht hielt sich seiner Begleiterin zugewandt, und er sah sie eigentlich zum ersten Mal. Wie edel hob sich ihre Gestalt von der Schneefläche ab, unter der um ihren Kopf gefalteten weißen Umhüllung ließ das hervorblickende Stirnhaar im dämmernden Nachtschein einen braunen Schimmer ahnen, und wie leicht,

die Umrisse der ganzen Erscheinung in einem schönen, rhythmischen Gange tragend, bewegte sich ihr Fuß über den Boden. War das wirklich Helene van Hove? Wo hatte er denn bis jetzt seine Maleraugen gehabt? Es konnte nicht sein, irgend eine unerklärliche Verwandlung hatte sie ausgetauscht. So war sie am Abend nicht gewesen, sonst hätte er sie schon früher so sehen müssen.

Auch ihre Stimme hatte einen völlig andern Ton angenommen, als bisher im Hause, doch ihm nicht fremd, denn es war die Stimme Helene Riedlaubs, die aus der Ferne kam; nur klang sie ihm im Gedächtniß etwas heller und leichter, bedünkte ihn heute von einem leise klagenden Nachhall überschleiert. Aber er vernahm sie jetzt auf jedes von ihm selbst gesprochene Wort; die junge Frau schwieg nicht mehr, erwiederte stets und mit vollem Verständniß dessen, was er sagte. Das Gespräch verweilte bei Italien fort, und sie äußerte, daß sie wollte, sie käme auch noch einmal dorthin zurück; ihr Sinn würde jetzt fähiger sein, alles Schöne wirklich zu empfinden.

Sonderbar wendete sich allmählich der Anfang der Wegesunterhaltung für das Gefühl des jungen Künstlers um; ihm ward es nach und nach, als sei er nicht mehr der Schildernde, sondern als blühe in den Antworten Helenes van Hove ein italienischer Frühling aus der deutschen Winterschneenacht vor ihm auf. Ihm kam's, daß er schon einmal heute ähnlich so durch die weiße Oede gegangen sei — wie anders war der

Weg mit seiner damaligen Begleiterin gewesen! Nicht vergleichbar, wie eine lustige Faschingsscene mit einer von geheimem Zauber der Natur durchwobenen und beseelten Landschaft.

War das bereits der Gutshof? Bernold Aufseß hielt es kaum für möglich nach dem langen Hinweg zum Dorfe, daß der Rückweg so schnell zurückgelegt sein könne. Aber es ließ sich nicht anzweifeln, sie standen vor dem lichterhellen Herrenhause, die Hofuhr über dem Portal desselben schlug grade die erste Stunde des neuen Tages. Noch einmal auf die nächtlich matt überdämmerte Schneewelt, aus der sie gekommen, zurückblickend, sagte der Maler unwillkürlich: „Es scheint, wir sind in der Geisterstunde gegangen.“

* * *

Dann traten sie in's Haus ein, ihre Abwesenheit mochte etwa anderthalb Stunden gedauert haben, doch beide waren, wie es schien, von Niemandem vermißt worden. Dagegen ließ sich der Ablauf dieser Zwischenzeit gewissermaßen an einer von der Punschbowle dargestellten Klepsydra wahrnehmen; zwischen ihren Glaswänden war der Inhalt sichtlich tief gesunken und ebenso erkennbar dafür in manche Köpfe hinaufgestiegen. In allen Räumen bewiesen sich die Zungen rascher beweglich und die Stimmen hatten einen lautern Klang, selbst die der Mütter ließen auf zweite oder dritte Gläser schließen. Helene van Hove wollte sich wieder zu ihnen hineinbegeben, doch sie gelangte vorderhand

nur bis an die Schwelle. Wie sie die Thür öffnete, kam ihr eine Atmosphäre entgegen, die in solchem Gegensatz zu der frischen Nachtluft draußen stand, daß die junge Frau erst noch eines vermittelnden Ueberganges bedurfte und, schnell wieder zurücktretend, für eine Weile in ihr Zimmer ging. So suchte Aufseß sie vergeblich, von einer Stube in die andere wandernd; es trieb ihn, sich zu vergewissern, ob seine Weggenossin im hellen Lichte auch in ihren Gesichtszügen den sonderbaren Austausch erkennbar werden lasse, den ihr Wesen und ihre Stimme im Dunkel ihm zur Empfindung gebracht. Aber er fand sie nicht, gerieth statt dessen im Tanzsaale zu Fenna zur Hellen. Diese war die einzige, die, wenn auch nicht das Fortsein ihrer Schwägerin, doch seine Abwesenheit bemerkt haben mußte, denn sie fragte:

„Haben Sie vielleicht die Wegkunde, die Sie von mir gelernt, benutzt, um sich nach dem Abendessen etwas Bewegung auf dem Eis zu verschaffen?"

Er sah sie erstaunt an und antwortete: „Ich? Nein, an das Eis habe ich nicht gedacht."

Nun versetzte sie: „Etwas Bewegung ist sonst sehr zuträglich, auf dem Teich ist sie angenehmer, aber man muß mit dem Vorhandenen vorlieb nehmen und ich bin so genügsam gewesen, es hier einige Mal zu thun."

Darin klang eine ziemlich direkte Aufforderung, doch es vergingen einige Augenblicke, bis sie dem Maler zum Bewußtsein kam und er dann rasch entgegnete: „Ich bedaure, aber ich tanze nicht."

Halb ungläubig fragte Fenna: „Das vermuthet man bei Ihnen nicht; haben Sie nie getanzt?“

„Nein, nie.“

Ihm gerieth bei der letzten Antwort wohl in den Sinn, daß er für Zungenanzüglichkeiten Fennas zur Hellen nicht zu sorgen brauche, wenn sie zufällig von ihrer Schwägerin erfahre, daß er diese zuerst beim Tanzen kennen gelernt habe, doch der Gedanke ließ ihn gleichgültig. Er mochte heute nicht tanzen und mochte auch nicht länger eine Unterhaltung führen; sein Kopf war dumm oder vielmehr abwesend und trug keine Replik auf der Zunge. Er benutzte das Heranwirbeln eines Tänzerpaares, um sich von der Seite Fennas fortdrängen zu lassen; es waren Hugo Schwegler und Fräulein Hersilie Schlump, die miteinander walzten. Ihr Kopf ging ihm etwas über die Magengegend hinauf und erhielt, da er sich dicht an seine Brust andrücken mußte, von dieser ab und zu einen Knuff, daß er wie ein Gummiball von ihr abflog. Doch er war gleich wieder an seinen Platz zurückzuschnellen genöthigt, da der junge Goliath, so hoch er es vermochte, sich den linken Arm über den Kopf aufreckte und unbarmherzig ihren rechten zwang, unter drohendster Gefahr einer Ausrenkung des Schultergelenks ihm in dieser schwindelnden Höhe Gesellschaft zu leisten.

Die Stirn des blonden Kostgängers strahlte in einem Perlenkranz und seine wasserblauen Augen hatten zugleich etwas Begeistertes und Geistentrücktes.

Das erstere konnte vermuthen lassen, Hersilie Schlump bilde den Gegenstand seines beflügelten Herzschlags, aber das letztere schien darauf hinzudeuten, daß er nicht von Gedanken an die einträgliche Butterproduktion ihres Vaters bewegt werde, sondern in ihr nur einen körperlichen Ersatz eines vor ihm schwebenden Bildes seiner Phantasie in den Armen halte. Sein Gesicht redete nicht grundlos von außerordentlich reger Betheiligung an der Klepsydramessung der Bowle, denn Florian Stoppel fand beinahe sein einziges Vergnügen und seine Nachtlebensaufgabe darin, das Glas seines Kollegen bei jeder Tanzrast desselben, neu bis zum Rande mit schwedischem Punsch angefüllt, vor ihn hinzuhalten. Welchem Zweck er mit dieser bedenklichen Fütterung oder Tränkung nachhing, war nicht leicht ausfindbar, denn die Narrheitslust erschien dem jungen Maulwurf nach seinem Mienenausdruck noch immer gründlich verleidet.

Dann — da auch die ausdauerndste L'hombrepartie, das interessanteste Müttergespräch und der hingebendste Walzer doch schließlich ein Ende nehmen mußten — war der Zeitpunkt des allgemeinen Aufbruchs herangekommen. Draußen auf dem Hofe klangen die Glocken der vorfahrenden Schlitten und im großen Hausflur herrschte ein etwas chaotisches Durcheinander von Menschen und Stimmen, Mänteln, Pelzen, Kapuzen und Hüten, Hülfsbedürftigen und Helfenden, von Verabredungen, Danksagungen und Verabschiedungen. Ueber das Geflatter, Gesurre und

Gekicher der Töchterlippen hin scholl breit und befriedigt der von der Bowle noch vertiefte Baß des Domänenpächters Johannes Schlump:

„Das war 'mal wieder 'n guter Abend, und so'n Glas Schwedischer wärmt den inwendigen Menschen für die Fahrt. Aber man kann doch immer noch was Neues erleben; hätt' die Manille damals auf der rechten Hand gesessen, dann hätt' ich wahrhaftigen Gott den Casco ohne Trumpf gewonnen. Sie haben die Spadille heute was verkniffen, Herr Grevenhorst, beinah' als wär' der Onkel Fritz wieder lebendig geworden. Na, nix für ungut, aber unser lieber Wirth hat den Schaden davon gehabt. Bist 'mal angebündelt, Petersilie?"

Hersilie Schlump, die von der guten und geistreichen Laune ihres Vaters mit dem Namen dieses nützlichen Küchenkrautes angerufen wurde, entgegnete aus dem Gedränge:

„Gleich! Herr Wendnagel hat so viel Mühe, mir den Kopfshawl ordentlich zuzuknoten!"

In diesem Müheaufwand mußte etwas unendlich Komisches verborgen liegen, denn die junge Dame endete ihre Worte in ein anmuthig ausplatzendes Lachen, in das der junge Gutsbesitzerssohn die witzfunkelnde botanische Bemerkung einmischte:

„Ich hätte eine so gefährliche Pflanze eher Schierling genannt, Fräulein Hersilie."

„Ich lieber „Kälberkraut", brummte Stoppel unwillkürlich in einiger Entfernung, doch lag ihm

Wichtigeres zu beschaffen ob, als auf die beiden acht zu geben, denn er hatte sich an die Seite seines Stubengenossen durchgearbeitet, griff nach dem Arm desselben und raunte: „Nun zeigen sie 'mal, daß Sie ein Mann sind, Schwegler, ich kenne Sie als viel zu gediegen, als daß Sie solche windige Schwätzer, wie den Pinsel im Pelzrock da, ausstehen könnten. Er hat mir vorhin gesagt, Sie kämen ihm wie ein lockrer Buttervogel vor, der ohne ernstliches Gefühl von einer Blume zur andern flattre. Beweisen Sie ihm, daß Sie keine Schmetterlingsuntergestelle haben, sondern treten Sie ihm so unversehens einmal damit auf seine Lackstiefel, daß er wie Ajax auf dem Schlachtfelde aufbrüllt. Sie sind doch ein Hektor, der nicht mit sich spaßen läßt, zumal von solchem hergelaufenen Maulhelden."

Das Gesicht des blonden Kostgängers glühte, als ob sein sorglicher Freund ihm allein den gesammten Bowleninhalt eingetrichtert habe, und er wiederholte: „Kein ernstliches Gefühl, hat er von mir gesagt?"

„Ja, nichtswürdig — das von Ihnen!" bestätigte Florian Stoppel nochmals, ihn in die Richtung gegen den Maler vorschiebend.

Nebenan rief ein weiblicher Mund nach einer Stecknadel, und die Mamsell huschte rasch die Treppe hinan. Einige Augenblicke später kam's auch dem Verwalter Konrad Neubauer zum Bewußtsein, daß es seiner Galanterie gezieme, das Gewünschte herbeizuholen, er sprang ebenfalls nach oben. Doch er ver-

gaß offenbar seine löbliche Absicht, da er droben auf dem halbdunkeln Vorflur mit der zurückkommenden Emma Stoltenbeck zusammentraf, und schlang plötzlich den Arm um ihren Hals.

„Nehmen Sie sich in acht," sagte sie unter halbem Versuch sich loszumachen, „ich habe Stecknadeln!"

Er antwortete: „Das ist mir einerlei, ich habe einen Auftrag auszurichten, denn ich soll Ihnen von dem jungen Herrn Neddermann diesen Kuß bringen."

Zugleich that er's; wie die Mamsell wieder Athem geschöpft hatte, wisperte sie:

„Dann spüren Sie auch nichts davon, bringen Sie's nur Herrn Neddermann wieder!"

Sie stach ihm dabei leicht mit der Nadel in die Hand, die noch keckere Absicht als vorher zu hegen schien, und lief lachend abwärts.

Mehr oder minder führte der schwedische Punsch überall das Regiment, ziemlich deutlich erkennbar auch im Gesichte und auf der Zunge Ferdinands van Hove. Er hielt die Hände Bernolds Aufseß, der gleichfalls zur Abfahrt gerüstet stand, und sagte:

„Das war ein famoser Einfall von Dir, alter Junge — aber nicht, daß Du schon fortwillst. Du mußt wiederkommen und hier bleiben wenn's hübscher ist — ein paar Monate wenigstens. Wir stecken nicht immer im Schnee, bring' nur die Sonne mit, dann thaut er auf. Freilich interessant sind wir beide nicht, meine Frau nicht und ich nicht, aber zu

malen wird's schon allerhand für Dich geben, und zum April gibt's Schnepfenjagd. Oculi, da kommen sie, also versprich's in die Hand, daß Du mitkommst, alter Freund!"

Der Maler antwortete: „Vielleicht — Du bist sehr freundlich - vielleicht, wenn die Syringen blühen."

„Nein, sicher!"

„Wenn Du mich willst —?"

„Also gewiß?"

„Nun ja — meine Hand darauf —, gewiß, gewiß, van Hove."

Aufseß trat an Fenna zur Hellen hinan, um sich zu verabschieden. „Mithin auf Wiedersehen im Frühling, Fräulein."

Sie that, als habe sie nichts von seiner Verabredung mit ihrem Bruder gehört, und antwortete mit einem Ausdruck vollsten Erstaunens: „Ah, Sie kommen wieder? Das hätte ich nicht gedacht; für Leute Ihres ungewöhnlichen Geistes ist so wenig Anziehendes hier. Allerdings an der großen Dame Natur können Sie sich ja auch bei uns schadlos halten. Dann vergessen Sie doch nicht, die hübschen Zuckerplätzchen mitzubringen mit dem Tinten- oder Quitten- oder Quinthensaft, ich weiß nicht mehr, was drin war."

Auf den Namen eines Bittermittels kommt's nicht an, Fräulein, wenn's nur seine Wirkung thut," lächelte der Maler kurz. „Ich behalte das Mitbringen sicher im Gedächtniß; auch aus Epheu soll sich ein guter Extractivstoff herstellen lassen."

Nun schritt er schnell noch auf Helene van Hove zu, von ihr gleichfalls Abschied zu nehmen. Artig sagte er:

„Ferdinand hat mich eingeladen, um die Zeit, wenn die Syringen blühen, für länger wieder zu kommen. Doch für solchen Besuch ist stets das Wichtigste, bei der Frau des Hauses anzufragen, ob man nicht Gefahr läuft, als ungebetener Gast zu erscheinen."

„Es wird mich natürlich ebenfalls freuen."

Als einfache und kaum zu vermeidende Höflichkeitsantwort kam es vom Munde der jungen Frau, konnte nach dem Tone auch das Gegentheil der Worte besagen. Nur eine leiszuckende Bewegung der rechten Hand regte den Eindruck, als ob diese sich nach derjenigen Bernold's Aufseß vorzustrecken beabsichtigt habe, doch wenn sie's gewollt, hielt sie schon im ersten Beginn der Ausführung inne. Der Maler verneigte sich ziemlich förmlich:

„Also darf ich auch Ihnen „Auf Wiedersehen" nach kürzerer Frist als der letzten sagen."

Florian Stoppel hatte mit scheinbar noch vergrößerter Aufweitung seiner Ohrmuscheln die zwischen Fenna zur Hellen und Aufseß gewechselten Abschiedsworte aufgefangen und zerrte Schwegler jetzt dichter an den letztern heran.

„Nun, Hugo, seien Sie ein Mann, der seine Ehre zu wahren versteht! Fest, wie ein Elephant, der eine Klapperschlange zertrampelt!"

Der in seiner tiefsten Empfindung verwundete junge Goliath hegte offenbar auch einen ähnlichen, vom Punsch in ihm befeuerten Vorsatz, gelangte indeß nicht zur Vollendung desselben. Er bewegte sich zwar auf den Maler zu, der grade Stoppel aus einiger Entfernung ein liebenswürdiges: „A rivederci, Arieluccio! würde man in Italien sagen," zurief und zunickte, allein Fuß und Blick Hugo Schweglers wurden plötzlich aus ihrem Vorwärtsstreben von etwas anderm abgelenkt und angehalten.

Bei Aufseß' letztgerufenen Worten hatte Helene van Hove den Kopf emporgehoben und hielt die Augen zu ihm hinübergerichtet. Niemand achtete darauf als der Banquier Michael Grevenhorst, welcher, allein in dem Getümmel umher stehend, der Blickrichtung der jungen Frau folgte und dann, ihr das Gesicht zuwendend, seinerseits sie aufmerksam ins Auge faßte. Dies letztere aber nahm, als dritter mit Sehvermögen Begabter, Hugo Schwegler gewahr, starrte wiederum seinerseis den Banquier wie mit zwei durchbohrenden Pfeilen an und begleitete diese Augenthätigkeit mit solchen Zuckungen der Backenmuskeln umher, daß Konrad Neubauer, grade herzukommend, nach seinem Arm griff und ausstieß: „Um Gottswillen Schwegler, haben Sie den Veitstanz?"

Der blonde Volontär fuhr zusammen, sah den Fragesteller geistesabwesend an und murmelte: „Zertreten könnt' ich ihn wie einen giftigen Wurm."

Dabei hob er die Kniebeuge und stampfte an-

deutungsweise den Gigantenfuß, doch ohne Zermalmungsgegenstand drunter, auf die Steinfliesen des Hausflurs nieder, während die Lackstiefel Bernolds Aufseß mittlerweile sich durch die Thür zum Schlitten hinausbewegten und dadurch die Ausrichtung des ihm zugedachten liebenswürdigen Abschiedsgrußes Florian Stoppels nicht mehr ermöglichten. Peitschen knallten und Glöckchen klangen in die Nacht; fast überraschend jählings war das laute Getriebe auf dem Flur verstummt und verschwunden, lag auch der Gutshof schon leer und jagte es wie ein schattenhafter Geisterspuk durch die kahlen Ulmen in die weiße Winter-Oede hinaus. Die verhältnißmäßig als ein winziges Häuflein Zurückbleibenden trennten sich rasch nach ihren Schlafstätten auseinander.

Ferdinand van Hove sagte: „Gut' Nacht, Lena" — er sah sie etwas unsichern Blickes an —, „solche Gesellschaft scheint Dir neuerdings auch gut zu thun, mich däucht, Du siehst danach eigentlich wohler aus als vorher, und die Hübschheste von all' den Frauenzimmern bist Du doch. Man könnt' Dich, weiß Gott, für ein Mädchen von siebzehn Jahren ansehen — der Wind ist wie Eis heute Nacht, ich will Dir in Deiner Stube das Fenster zumachen, daß Du Dich nicht dabei erkältest."

Er machte einen Schritt, mit ihr zu gehen, doch sie antwortete rascher, als sie sonst zu sprechen pflegte:

„Ja, es ist kalt, ich habe mein Fenster deshalb heute schon geschlossen. Gut Nacht."

„So, dann ist's ja nicht nöthig; ich bin auch sehr müde.“ Er gähnte, wiederholte noch einmal: Gut' Nacht, und ging den Corridor nach der andern Seite zu seinem Schlafzimmer hinunter.

In den Stuben räumten die Mägde noch unter Anleitung der immer thätigen Emma Stoltenbek Gläser und Geräthe zusammen, und hinter der letztern fragte die Stimme Konrad Neubauers:

„Kann ich Ihnen etwas helfen, Mamsell?“

Sie drehte den Kopf: „Nein, das ist nichts für Männerhände, die fassen alles zu vorschnell und zu kräftig an, wobei man sich vernünftigerweise Zeit lassen muß, damit nichts kaput geht. Legen Sie sich nur zu Bett, Herr Verwalter, daß Sie morgen nicht überäugig aussehen, das steht Ihnen gar nicht hübsch.“

„Dafür soll ein junges Mädchen gar keine Augen haben. Die Vorsicht hilft übrigens nichts, Mamsell, mit der Zeit geht's doch kaput, was dazu da ist, um kaput zu gehen. Darum soll man festhalten, was man in den Fingern hat.“

„Hat Ihre Hand schon wieder Lust nach Stecknadeln?“

„Ebensoviel wie Ihr Mund, zugehalten zu werden.“

Mit leiserer Stimme fiel die Mamsell ein: „Unterstehen Sie sich nicht, Sie diebischer Mensch, und machen Sie, daß Sie fortkommen, was sollen die Mädchen denken!“

„Daß Sie am liebsten nicht mehr lange eins blieben,“ lachte Neubauer und ging, mit Gepfeif die Treppe hinansteigend. Wie er an der Stube der beiden

Kostgänger vorüber kam, klang vernehmlich die knurrend grimmige Stimme Florian Stoppel's heraus:

„Ach was, wenn Sie's Punsch-Elend haben, winseln Sie Ihre Goldschmiedstochter überm Bett an! Was geht's mich an, wenn Sie wie ein Saugegel herunterschlucken! Ein Feigling sind Sie, der vor einem Pinsel Reißaus nimmt! Kein Elefant, sondern ein Nashorn sind Sie! Sie sind — wissen Sie was man sollte? Kleeblätter sollte man Ihnen als Futter geben, Hu - u—u—gibald!"

Das verdrossene Sprachorgan Stoppels verknurrte, der Verwalter setzte den Weg nach seinem Zimmer fort, und oben im Hause ward es still.

Unten waren Helene und Fenna zusammen bis an die Zimmerthür der letztern gegangen, vor welcher diese sagte:

„Gegen einen alten Jugendfreund seines Mannes könnte man übrigens, scheint mir, ein bischen weniger grob sein; der wird sich hüten, im Frühling wieder zu kommen. „Es wird mich natürlich ebenfalls freuen" — sie machte bei der Wiederholung der Abschiedsworte ihrer Schwägerin an Bernold Aufseß die Stimme derselben nach — puh, mir war's, als ob ich in einem Eiskeller säße und grade einen Eiszapfen verschluckte! Da hat mein Bruder recht, so interessant ist es am Ende bei Euch nicht, daß man sich nicht zur Abwechslung einmal auch ein anderes Gericht als Vanille-Gefrornes und L'hombre-Knochenmarken wünscht."

Fräulein Fenna war über den Abschluß des Abends ein wenig mißgelaunt, wie eigentlich mehr oder minder die größere Anzahl der Hausgenossen; die Zungen der beiden Kostgänger hatten zweifellose Proben davon abgelegt, und auch Ferdinand van Hove kleidete sich in seinem Schlafzimmer mit einer Miene aus, die etwas Unmuth kundgab, doch in einem Ausdruck, als wisse dieser selbst nicht recht, woher er stamme. Am leichtesten, gewissermaßen zum Wegblasen geartet, erwies sich jedenfalls der Verdruß Fennas zur Hellen, denn als sie kaum die Thür hinter sich geschlossen, verzog ihr Mund sich schon wieder zu einem halben Lachen. Sie legte ihr Oberkleid ab, warf im Vorübergehen einen ganz außerordentlich kurzen Blick in den Spiegel — so flüchtig, daß sie ihn vor sich selbst hätte ableugnen können — und begab sich daran, ihr Haar in den vorschriftsmäßigen Nachtzustand zu versetzen. Es fiel in seiner Auflösung unvermuthet lang auf die halb bloßen Schultern herunter und ihr Gesicht sah aus der dichten, dunkeln Einrahmung — nein, ideal-schön ließ sich auch jetzt nicht ohne starke Hyperbel sagen — aber doch so hervor, daß die Augen ohne Mißvergnügen einen wirklichen und etwas dauerhaftern Blick in den Spiegel wagen gedurft hätten. Außerdem war sie eigentlich im Interesse normaler und sorglicher Herstellung ihres Zopfflechtwerks jetzt dazu verpflichtet und schien dies auch anerkennen zu wollen, denn sie stand wieder auf. Doch im halben Wege nach der glimmernden

Glasscheibe streckte ihre Hand sich nach einem Seitentischchen, nahm einen darauf liegenden Haselbuschzweig, und ihr Rücken kehrte sich geringschätzig wieder dem Spiegel zu. Auch in ihrer Arbeit fuhr sie vorderhand nicht fort, sondern pflückte eines der winzigen Nußkätzchen ab, steckte es zwischen die Lippen und biß mit den kleinen, quarzweißen Zähnen darauf. Es mußte nicht sonderlich anmuthend schmecken, die Umgegend ihrer Nase runzelte sich zu einer höchst komischen Miene zusammen, und sie murmelte: „Nach Koloquinthen“ Trotzdem schluckte sie den kleinen Nachtimbiß heldenmüthig herunter, der Appetit auf die andern war ihr indeß sichtlich vergangen. Sie pflückte zwar noch ein Paar Kätzchen von dem Zweig, beförderte diese jedoch nicht mehr in den Mund, sondern in ein herbeigeholtes Buch und that danach etwas, das Florian Stoppel, wenn er es zu sehen vermocht, gegen seinen wie eine Brettersäge schnarchenden Schlafkumpan erheblich sanfter gestimmt haben würde. Denn Fenna zur Hellen nahm eines der Epheublätter, die sie den Abend hindurch an der Brust getragen, legte es neben die beiden Nußkätzchen, klappte das Buch zu und drückte einmal fest mit der Hand auf den Deckel. Dann befaßte sie sich mit ihrer eigenen zierlichen Persönlichkeit weiter, und der Spiegel hätte allmählich immer mehr Anlaß gehabt, in der Wiedergabe derselben ein Vergnügen zu finden, aber sie gab ihm keinerlei Gelegenheit dazu.

In einigem ähnelte diesem Betreiben Fennas das-

jenige, was weiter am Ende des Ganges Helene van Hove in ihrem Zimmer that, in anderem war es ungleich. Sie hatte noch nicht begonnen, sich auszukleiden, doch beschäftigte sich ebenfalls noch mit einem Buch, einem Bande Eichendorff'scher Gedichte. Auch sie las nicht darin, schlug nur zwei Blattseiten auf, die gleichfalls etwas zwischen sich gepreßt hielten, das dem Pflanzenreich angehörte. Nur hatte dies nicht heute noch lebend an seinem Stiele gehangen, sondern wies mit verblaßter Farbe darauf hin, daß es schon seit manchen Jahren verdorrt sei Es war ein kleiner Kranz nach Kinderbrauch mit den Stielchen ineinander befestigter Syringenblüthen. Färbung und Form ließen noch die feine persische Art erkennen. Man sah, daß sie sich an der Stelle, wohin sie frisch gelegt worden, leicht angeheftet gehabt hatten; einige leise violett schimmernde Fleckchen auf dem Blatt rahmten gleichsam die Anfangsverse des Gedichtes „Rettung“ ein:

Ich spielt', ein frohes Kind, im Morgenscheine,
Der Frühling schlug die Augen auf so helle,
Hinunter reisten Strom und Wolken schnelle,
Ich streckt' die Arme nach in's Blaue, Reine.
Noch wußt' ich's selbst nicht, was das alles meine:
Die Lerch', der Wald, der Lüfte blaue Welle,
Und träumend stand ich an des Frühlings Schwelle,
Von fern rief's immer fort: Ich bin die Deine!“

Helene van Hove hatte den kleinen vertrockneten Syringenkranz genommen und ließ ihn spielend über ihre schlanken Finger gleiten. Es war kein Frühling, sondern harter Winter umher, aber ihre ganze Er-

scheinung und der Ausdruck ihres Gesichtes konnte die Vorstellung wachrufen, als habe sich der Dichter das junge Mädchen — fast noch ein Kind — so gedacht, „das träumend an des Frühlings Schwelle stehe.“ Nun glitt der Kranz über den vierten Finger Helenes, daß er den schlichten Goldreif daran fast verdeckte, nur eben noch am Rande aufschimmern ließ. Ihre Augen hielten sich einige Secunden lang unbewegt darauf nieder gerichtet, dann fuhr sie plötzlich zusammen, legte hastig die verdorrten Büthen in das Buch zurück und schloß es zu.

Danach stand sie im Zimmer und blickte sich um. Obwohl ihre Augen weit geöffnet waren, lag etwas Abwesendes, wie Nachtwandelndes in ihnen, das an ihr vorheriges sonderbares Gehen mit geschlossenen Lidern und zugleich noch an die lange, krampfhafte Umdunklung ihres geistigen Lebens erinnerte. Der Warnung ihres Mannes uneingedenk, trat sie jetzt ans Fenster, öffnete es und sah hinaus. Der Wind stieß in der That eisig herein, doch sie fühlte nichts davon. Wie am Abend lagen reglos hingedehnt die weiten, weißen Flächen, und es war noch volle Nacht darüber. Aber völlig unverschleiert funkelten die Sterne jetzt auf die Schneedecke nieder, und vom Osten, über die Dächer der unsichtbaren Stadt her, empfand das Auge einen leisen, blassen Schimmer als den Vorboten eines neu aufdämmernden Tages.

Frühling.

1.

Die Stadt befand sich eine gute Wegstunde vom Herrenhause des van Hove'schen Gutes entfernt; von den höher belegenen Koppeln des letztern sah man da und dort im Sommer ihre Kirchthürme wie mit den Spitzen aus grüner Feldweite aufsteigen; zumeist wurden sie jedoch durch hohe Laubwaldränder verdeckt. Es war nach dem, was man noch im Anfang des Jahrhunderts eine Großstadt benannte, eine Stadt mittlern Ranges; indeß nicht in dem Maße manch' anderer, ihr früher gleichgestandenen, vorgeschritten, konnte sie nach neuzeitlicher Schätzung kaum mehr auf diesen Mittelrang Anspruch machen. An Umfang nicht gering und an Handel und Verkehr nicht ohne Bedeutung, war sie doch eben zurückgeblieben. Die Mehrzahl ihrer Bewohner bedauerte dies sehr und verwendete mit localpatriotischem Interesse ihr Hauptaugenmerk darauf, ihrem Wohnorte zu zeitgemäßem Aufschwung zu verhelfen; nicht an diesen Bestrebungen theil zu nehmen, galt ihnen als ein Beweis unzureichenden Zeitverständ-

nisses und mangelnder Heimathliebe. Doch gab es einige wenige, welche die seit ihren Kindertagen nur in Einzelheiten veränderte Erhaltung des Ganzen, den Mangel der Fabrikschornsteine und des Gelärms großer Industriewerkstätten als einen Vorzug der Stadt betrachteten. Es lag nicht in der Art dieser Leute, sich öffentlich laut darüber zu äußern und dadurch Unwillen zu verursachen, denn ihre geringe Zahl besaß von Natur aus etwas schweigsam Beschauliches, sich von einem Widerstreit der Meinung Fernhaltendes. Man sah nur an ihren Gesichtern, daß sie es liebten, wie die Sonne an grauem verranktem Gemäuer, auf schmalen, gewundenen Heckenwegen und stillen Plätzen lag, auch wenn sich zwischen dem Steinpflaster derselben ab und zu grüne Halme hervordrängten. Ihre Lieblingsgänge führten durch die Straßen, wo eine vergangene Zeit von alten Treppengiebeln, Erkern, überbauchenden Stockwerken und Thürmchen heruntersah, wo die steilen, dunkelbraun bepfannten Helmdächer der vorstädtischen Gartenhäuser des vorigen Jahrhunderts durch Gebüsch herübernickten, und sie bogen vielleicht vor einem entstehenden eleganten oder kasernenhaft nutzbringenden Neubau geflissentlich aus dem Wege.

Die so in stiller Weise Umherwandernden ließen fast ausnahmslos graues oder schon weißes Haar an den Hüten vorschimmern, unter der nachwachsenden Jugend fanden sie keine Genossen. Denn diese hatte keine Augen mehr für das Alte, Altmodische, alt Ueber-

lieferte, nannte es alt Ueberlebtes und begeisterte sich, wenn sie beim Wein oder Bier etwas in dieser Richtung that, für den zweckmäßigsten Fortschritt des Lebens auf allen Gebieten.

Nun wanderte an einem sonnenwarmen und lichten Aprilnachmittage jemand so am Stadtrande dahin, eine absondere Gestalt, nicht höher über dem Boden als der zehnjährige Junge, der, mit Marmeln vor sich auf tründelnd, vorüberlief, und doch fiel ihr unter dem breitkrämpigen Filzhut das halblange Haar schon von der Jahresbleiche hell geworden auf die Schultern. Diese machten den Eindruck, fast über den Kopf wegzuragen, denn der letztere saß zwischen ihnen und dem hoch zu einem Buckel aufgekrümmten Rückgrat wie hülflos eingeklemmt; ein schmächtiger Unterkörper fügte sich dran und ward von kurzen, dünnen Kinderbeinen getragen. Die ganze Erscheinung ähnelte einer auf die Spitze umgedrehten Pyramide, die die Befürchtung eines Abbrechens wachrief und, da der Kopf von der regelrechten Größe eines Erwachsenen war, beinahe noch über dieses Maß etwas hinausging, als zu schwere Last für die winzigen Füße bedünken mußte. Arme und Hände zeigten normale Ausdehnung und wurden dadurch unverhältnißmäßig; dem Bau der Gestalt fehlte alles Ebenmaß, sie war zugleich verkrüppelt und scheinbar ungeschlacht. Auch der Kopf hatte trotz seiner mächtigen Entwicklung in gewisser Richtung doch etwas Zurückgebliebenes. Nach der Haarfarbe mußte sein Träger zum mindesten in den

fünfziger Jahren stehen, aber das völlig faltenlose Gesicht bot noch den Ausdruck des Knaben oder wenigstens den einer schon seit einem Menschenalter hinter ihm belegenen Jugendzeit. Nichts Herbes, Bedrückendes und Verbittertes hatte sich hineingeschrieben, wie es als gemüthliche Folge seiner Mißbildung leicht zu erwarten gestanden; kein Schattenanflug fiel über die weichen und feingeschnittenen Züge. Sie erinnerten an ein Antlitz, wie man es wohl irgendwo einmal auf einem alten Bilde gewahrt hat, das im Winkel einer Ausstellung moderner Gemälde eigenthümlich schön und zeitfremd in die Beschauerwelt hineingesehen. Man fühlte, hinter der klaren, ausdrucksvoll gewölbten Stirn müsse etwas für gewöhnlich unter den Menschen behausungslos Landflüchtiges eine besondere Heimstätte haben, und wenn je Menschenaugen blauen Edelsteinen glichen, thaten dies die großen, ruhigen Doppelsterne in dem jugendlich stehengebliebenen Gesichte. Sie empfingen überallher Glanz und leuchteten ihn verstärkt wieder zurück; doch auch sie trugen zu dem knabenhaften Ausdruck dadurch bei, daß sie alles in der Frühlingsnatur um sich her staunend wie noch niemals Gesehenes, ungelösten Räthseln gleich anschauten.

Es war ein Stadtkind und eine stadtbekannte Persönlichkeit seit einem halben Jahrhundert. Man hatte ihn schon so verwachsen seinen ersten Schulgang antreten sehen, mit Anstrengung seine Tafel und Bücher unterm Arm tragend, und eigentlich war er bis zum

heutigen Tage immer der nämliche geblieben. Freunde besaß er nie; an dem Treiben anderer Knaben theilzunehmen machte die Schwäche seiner Beine ihm unmöglich, und er stand bei ihren Spielen abseits oder ging meistens allein in Wald und Feld hinaus, um sich, bald ermüdet, an einen Zaunwall hinzulegen. Straßen und Plätze möglichst zu vermeiden, ward ihm zur Gewohnheit, weil dort der Spott ihm nachfolgte. Er hieß Gerald Winnenpfennig, und die Gassenjungen riefen, wo er sich zeigte: „Willst Du 'nen Pfennig gewinnen, gieb uns Deinen Buckel dafür!“ Seine Eltern waren arm, wollten ihn aber trotzdem „auf den Advocaten“ studiren lassen, „weil er zu nichts sonst zu brauchen sei.“

So kam er ins Gymnasium und schob sich eine Reihe von Jahren lang mühsam durch die Classen aufwärts. Aber in der Secunda erklärten die Lehrer, es gehe nicht mit ihm, sein Kopf sei nicht fähig, die beiden Haupterfordernisse eines gebildeten Menschen, weder die classischen Sprachen noch mathematische Lehrsätze wirklich zu fassen; die bedauerliche Schwäche des Körpers erstrecke sich auch auf sein Gehirn und lasse in diesem nichts anderes als nutzlos umhertreibende Phantasieen aufkommen. Er fühlte selbst, daß sie recht damit hatten und daß er das Abiturienten-Examen niemals werde bestehen können.

Nun mußte er einen andern Beruf ergreifen, doch zu den meisten Handwerken fehlte ihm die Kraft. Er kam als Lehrling zu einem Uhrmacher, ward von diesem

indeß nach Ablauf einiger Jahre gleichfalls als unbrauchbar entlassen, weil er nicht die täglichen Reparaturen ordentlich zu besorgen verstehe, sondern immer unnütze Gedanken und Pläne eigener Erfindungen im Kopfe trage, auf die kein wirklich vernünftiger Mensch gerathen könne.

Um diese Zeit starb sein Vater und hinterließ ihn und seine Mutter völlig mittellos. Er war zwanzig Jahre alt geworden und es fiel ihm als ein Glück zu, daß er in seiner Rathlosigkeit bei einem Decorationsmaler Unterkunft fand. Die hier geforderten Handleistungen konnte er mit seinem Gebrechen vollbringen, zeigte außerdem nicht gewöhnlichen Farbensinn und Begabung für Zeichnungsentwürfe und stand bald in manchen Häusern mit seinem kleinen Körper auf Leiter und Gerüst, um die Vorschriften seines Meisters selbständig zur Zufriedenheit auszuführen. So brachte er's dahin, sich selbst und seine Mutter mit dürftig ernähren zu können, bis auch diese sich zum Sterben legte.

Da blieb er ganz allein in der Welt, mit stärker entwickeltem Kopfe, sonst immer noch von Aussehen der gleiche Knabe und ebenso dem Treiben seiner jetzigen Altersgenossen abseits. Er saß nicht mit ihnen am Schenktische, tanzte nicht, kein junges Mädchen sah nach ihm, oder wenn, mit einem spöttisch-mißächtlichen Blick.

Das alles gab ihm viel Zeit, allein zu sein, nach seiner alten Kinderweise draußen zwischen Wäldern und Feldern oder auf seiner Dachkammer inmitten wunderlicher alter Ziegelfirste und Dächer, die so einsam

wie die Steinrücken und Schluchten eines Hochgebirges und auch so lautlos nur von der Sonne beglänzt, um ihn her lagen. Manchmal ging ihm der Sommer und der Winter dort vorbei, da fragten sich eines Tages die Leute auf der Straße mit spaßigem Tone, ob sie schon gehört hätten, der bucklige Winnenpfennig solle mit seinem Pinsel statt an einer Hauswand auf einem Stück Leinwand herumgestrichen haben und diese im Schauladenfenster einer Kunsthandlung zu sehen sein.

Es verhielt sich in Wirklichkeit so: eine Landschaft allereinfachster Natur — gar nichts als ein weicher Herbstabendhimmel und einsames Feld mit einem stillen Buchenwaldrande, auf dessen schon leicht braungewordenem Laube ein letzter, schwindender Sonnenstrahl lag — schaute in ärmlichem Rahmen aus der großen Scheibe hervor, und die Vorübergehenden warfen einen flüchtig-neugierigen Blick hinein. Einigemal kamen indeß auch etliche, die etwas länger davor stehen blieben, Maler und Sachverständige; sie deuteten und sprachen laut, zuckten die Achseln und legten durch Wort und Geberde an den Tag, daß sie anerkannte Künstler und Kunstkenner seien. Was sie äußerten, gab der Stadt mehr als genügenden Anlaß, über den „Pinsel" zu lachen, der auf der Schule nichts gelernt habe und so kindisch naiv sei, zu glauben, man tünche Oelgemälde ebenso auf die Leinwand hin wie Schablonenfiguren an die Stubendecken; einige Gutmüthige bedauerten den „armen Kerl", dem es schlecht gehe und der in

seiner Noth nach einem Mittel gesucht habe, sich etwas zu verdienen, dabei aber freilich auf den unglücklichsten Weg gerathen sei, denn die Kunst stelle etwas zu Hohes und Heiliges vor, als daß man mit einem, der sie dergestalt entwürdige, ein falsches Mitleid haben dürfe. Der alte Spott, den der Name Winnenpfennig seinem Träger als Kind eingebracht, erneuerte sich wieder, man wandelte ihn witzig in „Winnenpech" um, weil er Pech statt des Pfennigs gewinne, und diese Bezeichnung setzte sich allmählich auf den Lippen derer, die überhaupt von ihm sprachen, fest.

Das Landschaftsbild stand, von Niemandem mehr beachtet, noch einige Zeit in dem Schauladen, dann verschwand es eines Tages, und bald darauf verschwand auch die kleine Buckelgestalt Gerald Winnenpfennigs aus den Straßen der Stadt. Niemand fragte, wo er geblieben sei, und man vergaß ihn völlig, bis er nach Jahren wieder in der alten unveränderten Erscheinung durch die Gassen hinging. Er hatte irgendwo eine Zeichenschule besucht und, wie man nachträglich erfuhr, die Mittel dazu durch einen Erlös für sein damaliges Bild erhalten, mit dem sich irgend ein unglücklicher, jedenfalls sehr verständnißloser Gemäldeliebhaber habe betölpeln lassen. So war es diesem nach Verdienst geschehen, wer es gewesen, wußte man nicht, muthmaßlich Jemand im Auslande.

Aber man amüsirte sich darüber, daß „Winnenpech" wieder da sei und sich jetzt wirklich für einen Künstler halte, denn er betrieb kein Handwerk mehr,

sondern miethete sich ein Zimmer am Feldrande der Stadt, und man sagte, er sitze dort auf einem alten, hochbeinigen Kinderstuhl und male Bilder. Mit eigenen Augen hatte dies allerdings Niemand gesehen, da er mit keinem verkehrte und es nicht zur Ehre gereichen konnte, persönlich mit ihm bekannt zu sein. Aber man interessirte sich doch dafür, wovon er denn eigentlich lebe, und hörte erstaunt, daß er ab und zu wirklich eines seiner Bildererzeugnisse an einen Kunsthändler in der Hauptstadt verkaufe, sodaß er sich davon, ohne am Hungertuch zu nagen, durchbringen könne. Die Sache erschien kaum glaublich, bis sie aus dem Munde der renommirten Maler der Stadt die Aufhellung fand, daß in der Residenz gewisse sogenannte Kunsthändler vorhanden seien, die alle in Rahmen gefaßten Sudeleien für einen Lumpenpreis ankauften, um mit ihnen dadurch ein gutes Geschäft zu machen, daß sie dieselben nach Rußland und in die Hinterwäldergegenden Amerikas schickten.

Und in der That mußten sich die Bilder Winnenpfennigs für diesen Betrieb gut eignen, denn die fortgesandten kehrten nie zu ihm zurück, und sichtlich verbesserten sich von Jahr zu Jahr seine Umstände. Er konnte eine geräumigere Wohnung beziehen, setzte schließlich sogar das Gerede durch die Nachricht in Erstaunen, daß er ein kleines, freundlich in einem Gärtchen belegenes Häuschen angekauft habe und mit einer alten Wirthschafterin darin ein, wenn auch anspruchloses, doch behagliches Dasein führe. Man entwöhnte sich

in der Stadt, über ihn zu lachen, und der Name Winnenpech gerieth, als nicht mehr zutreffend, außer Gebrauch. Man fand seine sonderbare Erscheinung eigenartig, nicht ohne Interessantes, zur Stadt gehörig, und man befliß sich sogar, ihn mit einer gewissen Achtung zu begrüßen Selbst seine jetzigen „Collegen" bemühten sich mehrmals, ihn in seinem Atelier aufzusuchen, um einen Einblick in seine Arbeiten zu gewinnen, die nach den von ihm erzielten materiellen Erfolgen muthmaßlich doch eine Art von Originalität besitzen müßten. Sie gaben indeß diese Versuche bald auf, denn es hieß stets bei ihrem Kommen, er sei nicht zu Hause. Das erschien auf die Dauer nicht mehr glaubhaft, die Vermuthung lag nahe, er wolle sie nicht empfangen. Aber man fühlte sich durch diese Abweisung nicht beleidigt, sondern nannte ihn nur einen Sonderling, wie er es von jeher gewesen sei.

Allgemach galt er als ein für Fremde nennenswerther Sohn seiner Vaterstadt, man hatte von klein auf große Erwartungen auf ihn gesetzt, und obwohl kaum Jemand mit eigenem Ohr ein Wort von ihm vernommen, liefen in den Gesellschaften mancherlei geistreiche Aussprüche um, die er schon als Knabe gethan habe.

Das war der unendlich einfache Lebensgang Gerald Winnenpfennigs gewesen, in dessen Verlauf sich nach und nach graue Fäden unter sein Haar eingemischt und jetzt vollständig das letzte Dunkel daraus verdrängt hatten.

Außer in den kurzen Jahren, die er irgendwo auf der Zeichenschule verbracht, war er immer so in gleicher Weise durch die Stadt hingegangen, ohne alle Ereignisse, die in seine einförmige Existenz eingegriffen. Man wußte, daß er nichts Bedeutendes erlebt und bei keinem berühmten Meister Unterricht genossen habe; was er sich so in der Stille angeeignet hatte, konnte mithin kein wirkliches Künstlerthum, sondern nur eine gewisse technische Fertigkeit sein, denn „von nichts", sagte der gegenwärtige Gymnasiumsdirector, welcher in jungen Jahren bereits sein Lehrer gewesen war, sehr treffend, „kann auch nichts kommen". Man hatte von Jahr zu Jahr vergeblich erwartet, daß er mit seinen Schöpfungen in der Vaterstadt hervortreten und ihr mit ihnen Ehre machen werde. Aber da dies nie geschah, mußte er selbst sie wohl als unfähig dazu erkennen, und die günstige Meinung, die man eine Zeitlang über seine Bedeutung gefaßt, wandelte sich allmählich wieder um. Es blieb immer achtungswerth, daß er mit einem geringen Pfund so fleißig gewuchert habe, es bis zum Hausbesitzer und Mitentrichter der städtischen Abgaben zu bringen, doch der Herr Director hatte mit logischer Schärfe das bezeichnende Wort gesprochen. Woher hätte denn der mißgebildeten Zwerggestalt dasjenige kommen sollen, was einen ungewöhnlichen, hohen Künstlergeist ausmachte? Man kannte die erforderlichen Quellzuflüsse eines solchen und wußte, sein Leben habe nichts Derartiges besessen, es lag ohne irgend einen genialen Aufschwung simpel vor Aller Augen da.

Und so entwöhnte man sich denn auch wieder, ihn auf der Straße zu begrüßen, achtete nicht mehr auf ihn. Wenn zufällig die wirklichen Künstler seines Namens noch einmal Erwähnung thaten, kam doch die Beifügung „College“ nicht mehr über ihre Lippen, und in den Gesellschaften erinnerte sich Niemand, jemals irgend etwas das Mittelmäßigste Uebersteigende von ihm gesagt oder gehört zu haben. Wie vor einem halben Jahrhundert zuerst, ging er einsam, zusammenhanglos zwischen seinen Altersgenossen, mit denen er nicht „aufgewachsen“ war, und unter dem nachgerückten Geschlecht durch die Straßen dahin, und nur durch die Ungewöhnlichkeit seiner Erscheinung bildete er eine stadtbekannte Persönlichkeit.

*   *
*

Wie Gerald Winnenpfennig nun heute so am frühen Aprilnachmittage daherwanderte, deckte Staub seine kleinen Schuhe und sprach, daß er schon ziemlich weiten Weg gemacht. Auch sein Thun wies darauf hin, denn er ließ sich vor dem Rande der Stadt, sichtlich ermüdet, ein Weilchen zur Ausrast auf einen an der Straße liegenden Baumstamm nieder, und die Lider nickten ihm ein bischen halb herunter. Doch nur ganz kurz, denn auf einmal schlug er die großen, blauen Augen weit auf und sah regungslos vor sich hinaus. Er saß neben dem Eingang eines Gartens, und unweit vor ihm blühten auf einigen Beeten bunte Krokos und Hyacinthen. Bienen summten drumher, und durch

die lindsüße Sonnenluft gaukelten wie beschwingte Goldblätter ein paar Citronenfalter drüber. Dann schoß rothblitzend etwas heran, flammend und funkelnd gleich geflügeltem Edelsteingeschmeide, ein unverkennbar erst eben aus seiner Winterpuppe entschlüpfter „kleiner Fuchs". Er taumelte wie lenztrunken durch die farbigen, duftenden Kelche, schien, mit geschlossenen Schwingen sitzend, verschwunden und flatterte wieder auf und glühte aufs Neue in den Sonnenstrahlen. Da lag das kinderhafte Staunen in den beiden Menschenaugen, die unbewegt auf dem bunten Farbengewoge ruhten, als hätten sie noch nie im Leben Frühlingsblumen und Schmetterlinge drüber gesehen.

Dann hatte Gerald Winnenpfennig seine Füße wieder gekräftigt, um seinen Weg fortzusetzen. Er hielt ein paar frühaufgeblühte weiße Maiglöckchen, die er an einer Waldlichtung gefunden, in der Hand, zog im Gehen manchmal ihren Duft ein und sah wieder nach den glänzenden, da und dort wie Segel im weichen Blau ziehenden Wölkchen in die Höhe.

Nun schrak er vor einem Tone zusammen, der seinen Blick herunterzog: vor ihm wurde eine neue Straße angelegt, und Arbeitsleute mit Aexten waren beschäftigt, einen alten, hochragenden, der Anlage im Wege stehenden Baum umzufällen; die Aeste zitterten von den kraftvollen Schlägen gegen den Himmel, und der Wipfel schwankte schon leis hin und wieder. Einen Augenblick schaute der verkrüppelte Maler hinüber, dann ging er, jäh in rechtem Winkel aus seiner

Richtung abbiegend, hastiger auf den dünnen Beinen vorwärts. Er lief fast, daß die Leute ihm verwundert nachsahen, bis der scharfe Aufklang der Beilhiebe hinter ihm verhallte, aber eine stillselige Freudigkeit, die zwischen seinen Lidern geleuchtet, war überschleiert. Er nickte zuweilen kurz mit dem Kopfe vor sich hin, die eigentliche Stadt begann um ihn, doch seine Augen brauchten nicht aufzusehen, um sich über die Straßen, durch die er seit einem halben Jahrhundert gegangen, zu vergewissern. Der von ihm innegehaltene Weg führte nicht nach seinem Häuschen, sondern mündete auf einen jener alten, stillen Stadtplätze aus, wo da und dort sich ein grünes Gehälm zwischen den Steinen ansiedelte. Ein Lindenkranz, wie die Vorväter ihn geliebt, hatte ehemals den Rand des Platzes umgeben und Steinsitze vor den Häusern beschattet; doch waren beide Erinnerungen an die Lebensführung der Vergangenheit nach und nach hingeschwunden und die bloßgelegten Gebäude zumeist mit einem neuen, zeitgemäßen Façadenaufputz versehen worden.

Nur ein Haus lag altmodisch hinter zwei verbliebenen Lindenbäumen, und der Zugang zur Thür zog sich zwischen zwei alten Beischlagbänken hindurch. Wer von den ehemaligen Anwohnern des Platzes seit hundert Jahren im Grabe gelegen und heute einmal durch den Frühlingstag zurückzukommen vermocht, hätte es auf den ersten Blick noch wieder erkannt.

Das Gebäude prunkte mit nichts, sondern hielt

sich in ruhiger Zurückgezogenheit, von einfachem, doch altsolidem Bau. Es entsprach mit diesem Aeußern ganz seiner innern, durch wechselnde Geschlechter gleichgebliebenen Ueberlieferung, aber ein Fremder hätte es ihm nicht angesehen, daß sich hinter den unscheinbaren Fenstern der größte Reichthum in der Stadt verberge. In dieser selbst jedoch wußte jedes Kind, man habe die Bankhausfirma „David Grevenhorst" schon zu Großväterzeiten auf mehr als eine Million geschätzt und der jetzige Inhaber habe diesen Besitz wenigstens auf das Doppelte vermehrt.

Man besaß eine außerordentlich hohe Achtung vor ihm, wenn man auch allerdings nicht begriff, daß er bei so ungeheurem Vermögen sein Geschäft in den altmodischen Räumen des uneleganten Hauses fortführe, selbst ohne allen vornehmen Anstrich darin lebe, niemals Gesellschaften zu sich einlade, noch irgend welche Festlichkeiten veranstalte. Freilich habe der vortreffliche Mann diese Genügsamkeit wohl vom Vater her als Erbtheil empfangen und es eben durch seine Sparsamkeit so unglaublich weit gebracht; aber unter vier Augen nannte man die letztere nicht selten Geiz, und ganz im Vertrauen setzte man diesem das Beiwort „schmutzig" vor. Denn wenn man ihn nicht — wie es ja leider zumeist in der Welt geschah — aus der Rücksicht auf seine Millionen, sondern vom Standpunkt menschlicher Beurtheilung ansah, so mußte man offen sagen, daß er jetzt nachgrade ein alter Filz geworden sei, wie er ehedem ein

junger gewesen, der niemals seinem Reichthum entsprechenden noblen Passionen nachgegangen, nie eine Liebschaft oder eine sonstige Leidenschaft gehabt, vielmehr stets nur, einer Spinne im Netze gleich, in dem „alten Kasten“ dagesessen, um sein Geld zu hüten.

Sogar zum Heirathen war er zu geizig gewesen, weil er die Ausgaben für Frau und Kinder gescheut hatte; „eine traurig verdorrte Seele“, pflegte wohl die Frau Oberbürgermeisterin sich in intimstem Kaffeekreise zu äußern, „ein erschreckendes Beispiel, meine Lieben, wohin die häßlichste und mir unbegreiflichste Charaktereigenschaft, die Selbstsucht, den Menschen bringen kann“.

Natürlich war, daß Grevenhorst sich in Acht nahm, sich in seinen öffentlichen Verpflichtungen nichts zu Schulden kommen zu lassen, und das Nämliche fand in betreff seiner geschäftlichen Zuverlässigkeit statt; er besaß in der That so viel, daß er nicht thörichter hätte handeln können, als den Ruf seiner Firma und sich selbst durch betrügerische Vornahmen zu schädigen.

Nach diesen Richtungen galt er durchaus als ein Ehrenmann — was man eben so nennt, fügte wohl der Mund hinzu, der ihm diese Bezeichnung beigelegt hatte, Gott behüte, daß ich ihm eine beweisbare Unredlichkeit nachsagte. Daß es sich mit meinen Begriffen von der Ehre eines mehrfachen Millionärs nicht grade vertragen würde, den Wohlthätigkeits-Vereinen und Armenunterstützungs-Anstalten unserer

Stadt gegenüber ebenso zu knausern wie an sich selbst, das geht ja am Ende Herrn Grevenhorst nichts an.

Es schien, daß Gerald Winnenpfennig gegenwärtig in dem Bankgeschäfte zu thun habe, denn er trat zwischen den steinernen Beischlagsitzen hindurch in die Hausthür ein. Ein großer Flur empfing ihn, zur Rechten durch eine Gitterwand mit geöffneten Schaltern abgetheilt; davor wartete ein halbes Dutzend von Leuten, und dahinter saßen und standen mehrere schreibende oder Gold, Silber und Banknoten abzählende Buchführer und Gehülfen. Alles ging still, beinahe geräuschlos vor, wie es von jeher immer hier geschehen; der Blick sah Tausende in Stößen aufgehäuft hinter den Eisengittern liegen, doch man konnte sich darauf verlassen, daß der abendliche Cassenabschluß keinen Pfennig an der Bilanz vermissen lassen werde. Die lautlosen, scheinbar todten Geldmassen hatten etwas Unheimliches, wenn die Einbildungskraft sie zum Leben aufweckte und sich vorstellte, wie viel Menschenglück und Unglück, Hoffen und Bangen, Leidenschaft und Begier sie schon gesehen und erzeugt haben mochten, und wieder von dannen wandernd tausendfach weiter sehen und erzeu en würden. Aber gegenwärtig lagen sie regungslos wie gesättigt verdauende Riesenschlangen da, die träg auf neuen Hunger und sich wieder fortwindenden Raubzug warteten.

Der kleine Maler erschien indeß nicht von lebhafter, zu solchen Vorstellungen anregender Phantasie, denn er warf keinen Blick auf die glitzernden Metall=

haufen. Er trat auch an keinen der Schalter, sondern wanderte gleichmüthig dem Ende des Raumes zu vorüber. Hier führte eine alte dunkle Treppe zum obern Stockwerk empor; allein Winnenpfennig mußte genau mit der Hausgelegenheit bekannt sein, da er sich auch an den Stufen vorbei in einen schmalen, fast unsichtbaren Gang verlor. Am Ende desselben öffnete er eine kleine Thür, und nun quoll plötzlich eine überraschende Lichtfülle ihm entgegen. Er trat in einen großen, sich weit entlangziehenden Garten, nach hinten von hohen, seltsam ruhig in der Luft stehenden Treppengiebeln überblickt; sie besaßen etwas von stumm dreinschauenden Wächtern, die seit Menschen- oder Vorvätergedenken acht gäben, daß nichts Neues und Fremdes sich in diesen weltabgefriedigten Raum einschleiche.

Der Garten lag im vollen Himmelsglanz, er mußte im Sommer sonnig und schattig zugleich sein. Jetzt fiel durch die breitwipfligen, doch noch unbelaubten Bäume überall goldenes Geringel herab, nur die Gebüschwandungen hatten erste helle Blättchen entwickelt, und an den Syringenzweigen standen die kleinen, dunkeln Knospentrauben aufrecht. Es ließ sich nicht gleich finden, von wo es kam, aber auch über dem ganzen Garten webte ein altväterischer, schwermüthig-süßer Hauch, etwas, als ob der Frühling bei seiner Wiederkunft hier besonders gern einkehre. Crocos blühten, und Hyacinthen dufteten gleichfalls da und dort, und Bienen und Falter schwirrten und flatterten drumher. Durch das leise Gesurre kam von einer Baumspitze am

Garten-Ende der Schlag einer Drossel, die ihren flötenden Schlußton immer gleich wie ein sonderbares, gerufenes Wort wiederholte. Sonst war alles lautlos und träumerisch, man konnte kaum daran gedenken, sich inmitten einer Stadt zu befinden.

Auch hier an der Rückseite des Hauses zeigte sich absonderliche Bauart vergangener Zeit. Zwischen altem, lang mit rund ausgearteten Blättern die Wand deckendem Epheu stieg eine hohe, nicht eben bequeme Treppe bis zum obern Stock hinan, sodaß man aus diesem ohne Berührung des Erdgeschosses in den Garten gelangen konnte. Die Stufen waren für die kurzen Beine des Ankömmlings fast zu steil, es bedurfte der Anstrengung für ihn, hinaufzukommen; dann jedoch erreichte er den Altan, auf den sie oben ausmündeten. Eine Glasthür mit zum Theil altmodisch bunten Scheiben führte ins Innere, durch ein paar farblose Gläser sah man in einen einfach ausgestatteten, nur in Bezug auf seine Büchersammlung reichhaltigen Bibliotheksraum. Repositorien bedeckten, dicht gefüllt, rundum bis oben die Wände, die gelben Vorhänge an den Fenstern waren niedergelassen, um dem gegenwärtigen übermäßigen Einbruch der Nachmittagssonne zu wehren. Dadurch entstand ein gedämpfter Goldton in dem Zimmer, durch den die ebenfalls vielfach goldig bepreßten, alten, braunen, grauen und gelben Bände eigenthümlich geheimnißvoll herüberschimmerten; dazwischen glitt da und dort der Lichteinfall der farbigen Thürscheiben wie ein rother oder grüner Funke über sie

hin. Einige Sessel standen um einen runden Tisch, und auf einem derselben saß der derzeitige Inhaber der Bankfirma „Daniel Grevenhorst“, Herr Michael Grevenhorst. Er hielt ein Buch auf den Knieen, hatte indeß seine Brille abgelegt und schien mit etwas zurückgelehntem Kopfe eingeschlafen. Die geisterhafte Stille des Raumes mit seiner ebenso schweigsamen Umrahmung mochte wohl schläfrig machen, doch wenn der Blick sich aus der Blendung draußen an das dämmernde Goldlicht drinnen gewöhnte, ließ es erkennen, daß der Banquier die Lider nicht geschlossen hielt.

Durch den Randspalt des Fenstervorhangs neben ihm fiel ein ganz schmaler Sonnenstrahl ins Zimmer, zog einen schrägen Glanzstrich zum Boden herab, in dem tausend feine, glimmernde Stäubchen tanzten, und in ihr rastloses Spiel schauten die Augen des Sitzenden hinein.

Nun, wie die Glasthür sich ohne eine vorherige Anmeldung öffnete, sah er auf, doch ohne Verwunderung, und sagte:

„Du kommst zeitig, Gerald, ich hatte Dich bei dem Sonnenwetter noch nicht erwartet.“

Aus der Anrede wie aus dem Tone der Worte klang Altvertrautes. Die Beiden kannten sich von frühesten Kindertagen her, hatten miteinander auf der Schulbank gesessen, und wenn der kleine, verspottete Bucklige je zu irgend einem seiner Altersgenossen in einem freundschaftlichen Verhältniß gestanden, so war es zu Michael Grevenhorst gewesen. Dieser hatte ihn

nie gehöhnt, sich sogar öfter seiner in einer Drängniß hülfreich angenommen; etwas wie ein wechselseitiges Verständniß ihrer Knabengedanken war manchmal zutage getreten, sodaß sie hin und wieder draußen in Feld und Wald gemeinsame Wege gemacht. Dann, wie Winnenpfennig vom Gymnasium als unfähig fortgeschickt worden und bei dem Uhrmacher in die Lehre trat, verloren sie sich naturgemäß mehr aus dem Gesichte; bald darauf ging auch Grevenhorst, als einziger Zukunfts-Erbe des großen Banquiergeschäftes, manche Jahre hindurch in fremde Städte, um sich für seinen Lebensberuf dort auszubilden, und als er, durch den unerwartet plötzlichen Tod seines Vaters heimberufen, zurückkehrte, hatte sein ehemaliger Schulgenosse grade den verunglückten und zum Gelächter in der Stadt gewordenen Versuch, statt einer Zimmerdecke Leinwand zu bepinseln, angestellt.

Die Trauer des jungen Banquierssohnes um den Vater, dem er von Kindheit auf niemals nahe gestanden, war nicht sehr groß, aber es gab vieles für ihn zu ordnen und er traf nicht wieder mit Winnenpfennig zusammen, da dieser nach dem unverhofften Verkauf seines Bildes seinerseits die Stadt verließ. Als dann auch er zurückkam, verflossen viele Monate, bevor er Grevenhorst wieder sah. Es ging ihm so schlecht, ja, er war dem Verhungern so nahe, daß er ein paar Mal sich auf den Weg machte, bei seinem eigentlich einzigen Bekannten aus Kinderzeit um eine Unterstützung zu bitten; aber er kehrte jedesmal muthlos

vor der Thür desselben um, da man schon damals in der Stadt im Vertrauen davon redete, daß der Sohn vollständig den Geiz seines Vaters geerbt habe und, wie er als Knabe von diesem nie einen Pfennig Taschengeld bekommen, keinen Pfennig, der ihm nicht Zinsen eintrage, aus der Tasche fortlasse. Und Winnenpfennig erschrak bei der Vorstellung, er stehe im Begriffe, seinen unglücklichen Namen vor dem frostigen Geldschalter drinnen zu bewahrheiten, und wanderte scheu vorüber, in seine Armseligkeit und Noth zurück. Dann begegnete er durch merkwürdigen Zufall auf seinem einsamen Lieblingswege, wo sonst nie ein Mensch außer ihm ging, Michael Grevenhorst doch einmal, und dieser sprach ihn in der alten Weise wie einst auf der Schulbank an.

Sonst aber lag Verändertes in ihm, etwas früh unjugendlich Gewordenes, wie wohl die stille Besorgniß vor einem drohenden Verlust es mit sich bringt. Seine Augen hatten den frühern Glanz verloren und seine Stimme den ehemaligen Klang, doch sie sagte, daß er erfreut sei, Gerald wieder zu sehen. Er begleitete ihn und erkundigte sich, wie es ihm gehe, nicht gnädig, nicht herablassend, sondern als ob sie einstmals wirkliche Freunde gewesen. Auch bis in die kümmerliche Wohnung des Malers ging er mit, betrachtete die dort fertig hängenden Bilder und wünschte ihm Glück und Erfolg dazu. Winnenpfennig hatte auf der Zunge, wie ihm geholfen sein würde, wenn er nur eine seiner Arbeiten, sei's um den billigsten Preis verkaufen könne,

aber er schluckte die Andeutung vor dem Gesicht des jungen Banquiers herunter, dessen Miene keinen Gedanken eines solchen Ankaufs für sich kundgab und ebensowenig etwas von der Jämmerlichkeit der Umstände umher wahrnahm. Er äußerte im Gegentheil mit einem tonlosen Lächeln: „So haben wir es denn ja beide zu etwas im Leben gebracht, lieber Gerald, und wenn's Dir recht ist, gehen wir öfter wieder miteinander, wie wir's damals angefangen."

Es war bittere Enttäuschung einer bei dem Darbenden im Verlauf der letzten Stunde geweckten Hoffnung, als Grevenhorst die Stube verließ; die Welt hatte nur zu sehr recht, der Reichthum ließ das Herz verschrumpfen. Doch zum Glück hatte er sich nicht nutzlos durch ein bittendes Aussprechen erniedrigt und brauchte auch nicht mehr daran zu denken, denn um eine Woche später kam, wie ein vom Himmel gesandter Bote, der Kunsthändler aus der Hauptstadt, feilschte allerdings geraume Zeitlang an jedem der fertigen Bilder herum, kaufte indeß schließlich doch ein paar und enthob dadurch den Maler der drückenden Sorge, sodaß dieser sich mit Eifer neuen Entwürfen hingeben konnte. Fast die erste Glückesstunde seines Lebens war's, in der die bittere Noth ihre Krallen von ihm abließ, und ein freudiges Selbstbewußtsein, daß seine Schöpfungen für andere nicht werthlos seien, sondern mit dem kostbarsten Gut der Menschheit draußen, mit dem Gelde, in Vergleich gebracht würden, seine Kraft erhöhte. Ein bald nachher von dem Kunsthändler

schriftlich mit ihm abgeschlossener Vertrag über seine ferneren Arbeiten sicherte ihm auch die Zukunft, und er sah sein Leben in einem milden ruhigen Sonnenlicht vor sich liegen. Das brachte ihn über ein herbes Gefühl hinweg, welches die Einkehr Michael Grevenhorsts in seiner Stube doch heimlich bei ihm hinterlassen. Er konnte, als dieser in der That wiederkam, um ihn zu einem gemeinsamen Gange abzuholen, freier den Kopf heben, ward nicht mehr von der Empfindung eines Verschweigens, einer sinnlosen Hoffnung auf die Beihülfe des Banquiers bedrückt. So gedachte er nicht mehr an die ihm von dem letztern bereitete Enttäuschung, sondern seiner ganzen Wesensart gemäß nur noch daran, daß jemand auf der Welt eine Kindheitserinnerung an ihn bewahrt habe und gleichfalls an dieser festhielt. Der Arme verlangte nichts von den Millionen des Reichen, er war unendlich viel reicher und in sich gehobener, als wenn er von jenem unterstützt worden wäre, denn er konnte sich selbst helfen. Aber der erneute Umgang mit dem alten Schulbankgefährten ward seiner menschlichen Vereinsamung doch bald eine Erquickung und ein Bedürfniß. Es zeigte sich, daß das wechselseitige Verständniß, welches in ihren Knabengedanken zuweilen an den Tag getreten war, in weit höherem, ja, eigentlich im vollsten Maße zwischen dem Denken und Empfinden der zu Männern Gewordenen stattfand. Sie erkannten sich als seltsam innerlichst verwandte Naturen. Wenn auch dem Banquier nicht selbstschöpferische Begabung innewohnte, so kam er doch

in der Empfänglichkeit für alles, was den Geist, die Phantasie und das Gefühl des Malers beschäftigte, diesem gleich, brachte nur einen höhern Grad von Weltkenntniß hinzu. Auch er stand völlig allein, hielt sich von jedem andern Verkehr abgeschlossen, und so näherte der Gang der Jahre die beiden immer mehr, bis sie sich kein Leben mehr ohne ihr tägliches Zusammenkommen denken konnten und zu einem unzertrennlichen, vertrautesten und rückhaltlosesten Freundschaftsverhältniß gelangten. Rückhaltlos in allem, bis auf den einen Punkt der Geldfrage. Der kam nicht zwischen ihnen in Rede, und Winnenpfennig rührte nie daran. Einmal hatte auch der Freund ihm — natürlich ohne um den Preis zu markten — ein Bild für das Bibliothekzimmer abgekauft, aber dem Maler eigentlich keine Annehmlichkeit damit bereitet. Offenbar war Michael Grevenhorst schwer zu dem Entschluß vorgedrungen, den er allgemach als eine Art Nothwendigkeit einsehen gemocht, und nach der Ausführung brachte er geraume Zeitlang so oft das Gespräch darauf, daß man hörte, er thue sich nicht wenig auf diesen Angriff seiner Casse zugut, und daß Winnenpfennig deshalb einer etwaigen Wiederholung solches widerwilligen Freundschaftsdienstes vorzubeugen beschloß. Und wie denn der reiche Mann nach Ablauf mancher Jahre in der That es nochmals an der Zeit erachtete, sich durch den Erwerb einer Arbeit des Malers in Unkosten stürzen zu müssen, erklärte dieser das Bild schon als verkauft, und empfand stilllächelnd, daß der

Banquier im Bewußtsein, das Seinige gethan zu haben, beruhigt von den Sache abstand.

Aber das änderte nichts an ihrem sonstigen engsten Verbande. Man mußte das Leben und die Menschen eben nehmen, wie sie waren, auch wenn wunderlichster Schatten hineinfiel, und Freundschaft und Geld waren zweierlei, wenigstens bei Michael Grevenhorst, dem Sohne seines Vaters, während Gerald Winnenpfennig mit dem Herzen auch den letzten Groschen mit dem Freunde getheilt haben würde. Aber darin war der erstere anderer Ansicht, bethätigte sie in jeder Richtung und hütete seine Schätze, als ob er sie entweder nicht selbst besitze, sondern nur für einen Erben verwalte, oder sie einmal mit sich ins Grab nehmen könne.

Und so war bald ein Menschenleben, zu dreißig Jahren gerechnet, über dem täglichen Bewähren dieser eigenartigen und doch innigsten Freundschaft hingegangen und hatte nach und nach beide Köpfe grau und grauer angefärbt. Einmal sah jeder Tag die kleine Buckelgestalt des Malers in das altmodische Haus hinter den Linden hinein und an den Gold- und Silberstapeln der Schalter vorüber die stille Gartentreppe hinaufwandern. Wie die Gewohnheit ihr Recht übt, kam er niemals von vorn über die eigentliche Hausstiege und betrat auch selten nur einen andern Zimmerraum als die Bibliothek, zu der er einen Schlüssel in der Tasche trug. Gewöhnlich fand er Grevenhorst hier auf ihn wartend, um einen gemeinsamen Spaziergang anzutreten.

Heut' indeß kehrte er schon von einem solchen zurück, und die Anrede des Freundes, daß er ihn bei dem schönen Wetter noch nicht erwartet, zeigte, dieser habe davon gewußt. Die Lippen des Eintretenden warfen den draußen in seine Augen gefallenen Kummer ab, er antwortete nicht, sondern erwiederte: „Nun ist sie auch gewesen."

„Wer?" fragte der andere.

„Die alte Pappel am Norderthorweg; eben schlagen die Beile sie für die neue Straße ab."

„Also todt," nickte der Banquier. „Was der Zeit im Wege steht, muß fort. Wenn sie uns umhauen könnten, thäten sie's auch gern."

„Als ich sie zum ersten Mal sah, war's in der Abendsonne. Hinter ihr zog's grauschwarz drein, und sie stand wie eine goldene Fackel in den Himmel. Auf ihrer Spitze saß ein Blaukehlchen und sang; das sah ich auch zum ersten Mal, die Brust leuchtete gegen die schwere Wolke, als blicke ein blaues Auge vom Himmel durch sie herunter Dann flog es auf und war fort."

„Ja, und war fort", wiederholte Grevenhorst, „aber in der Erinnerung ist's noch." Er schloß einen Moment die Lider, danach schauten die beiden Augen der grauen Köpfe sich an und nickten sich entgegen. Ein Einverständniß lag darin, Trauer über die Vergänglichkeit des Alten und des Schönen. Was da drüben für die Baumfäller als ein todtes Stück Holz umschlug, begruben die beiden hier als ein zu ihnen gehöriges Stück ihres Lebens.

Doch war's nur ein Stückchen, wie's schon oftmals davon abgesplittert, und der Maler sagte jetzt: „Da Michael, es sind die ersten." Er reichte ihm die Maiglöckchen, die er mit sich getragen; der Empfänger hatte sie noch nicht wahrgenommen und streckte mit einer plötzlichen Hast die Hand nach den weißen Blumen. Es mußte etwas Besonderes mit ihnen verknüpft sein, denn die Finger des Banquiers, die zu Konrad Neubauers Verdruß den Gewinn am L'hombretisch stets mit „so gaunerhafter Seelenruhe" einzogen, zitterten leicht. Er nahm die Maiglöckchen und athmete ein paar Mal tief ihren Duft ein, dann sagte er: „Sie kommen früh in dem Jahr. Von wo sind sie?"

„Von der Stelle. Da blühen sie immer noch zuerst."

Nun reichte Grevenhorst dem Freunde die andere Hand hin. „Hab' Dank, Gerald. Ich hatte sie noch nicht erwartet."

Die kleinen Glöckchen bildeten gleichsam einen Frühlingstribut, den Winnenpfennig ihm seit vielen Jahren zubrachte. Niemand in der Stadt kannte auf Meilen in der Runde die Umgegend so genau wie er, und wenn das Ende des April herankam, begann er stets nach den duftenden Kelchen umherzusuchen. Doch fand er die frühest aufgeblühten fast immer auf dem Standplatz, den er mit den Worten „an der Stelle" bezeichnet hatte, in einem hohen Buchenwald am Rande einer sonnigen Lichtung. Dort nickten sie allemal zuerst wie kleine, lichte Elfengestalten unter dem jungen, hellgrün sich aufrollenden Laub.

„Ihr Duft bleibt immer der gleiche," sagte Michael Grevenhorst noch, dann blieb es eine Weile still im Zimmer, denn er sprach nicht mehr, sondern hielt das Gesicht auf seine Lieblingsblumen vorgebeugt. Es lag wieder eine Schweigsamkeit in dem sonnenverhängten Bibliothekraum, wie sie wohl an einem offenen Grabe eintritt, wenn der Prediger das letzte Wort gesprochen und der Sarg niedergelassen worden; die alten Bücher mit dem matten Goldschimmer standen umher gleich regungslos übergebückten, noch einen Blick in die Tiefe nachwerfenden Gesichtern.

Nur ein einziger Klang kam durch die fast geisterhafte Stille; drübenher aus dem Garten vom Wipfel des Baumes wiederholte die Drossel unermüdlich ihren, einem dreisilbigen Wort ähnlich klingenden Schlußruf. Als einziger Laut des Lebens, der wie in eine ausgestorbene Welt hereindrang, erhielt er einen leicht melancholischen Ton, sonst aber hatte er eher etwas Drollig-Neckisches und Spaßlustiges, erinnerte an den flötenden Schlag des Vogels, den der Volksmund in Nordamerika nach seinem Lieblingslockruf „Whip-poor-will" benannt hat. Unablässig scholl es so, wie „Whip-poor-will — Whip-poor-will!" aus seiner Kehle herüber. Der kleine Maler hatte ein Weilchen darauf hingehorcht, dann ging unwillkürlich ein leises Lächeln um seinen Mund und er sagte:

„Klingt's nicht grad', als riefe er: „Win-nen-pech — Winnen-pech"?

Aus dem lebendigen Tone der Menschenstimme

kam es wie etwas Befreiendes durch das schweigsame Zimmer. Der Banquier hob den Kopf, horchte ebenfalls auf den närrischen Ruf und antwortete:

„Ja, als hätt' er's vor einem Vierteljahrhundert irgendwo in unserer lieben Vaterstadt von einem witzigen Munde abgehört."

Der über das Zimmer gefallene wunderliche Bann war gebrochen, auch Winnenpfennig ließ sich jetzt in einen Sessel nieder und erwiederte:

„Und heute hätt' er's just am wenigsten nöthig, mir den alten Spottnamen aufzutischen, er schwatzt, und ich hab's gut, drüber lachen zu können. Ich hab's überhaupt so gut in der Welt, daß ich einen Ring mit dem Kohinoor dran ins Wasser werfen möchte."

Die Augen des kleinen Krüppels leuchteten jetzt von einer strahlenden Freudigkeit auf, und er fuhr hastiger fort:

„Hätten sie's mir nicht dazwischen mit der Pappel angethan, so wär' ich Dir mit Lachen ins Haus gebrochen. Denk' Dir's, Michael —"

Da er, wie auf einen Gedanken des Freundes wartend, innehielt, fragte Grevenhorst, leicht mit dem Kopf schüttelnd:

„Was soll ich mir denn denken? Hast Du das Gesicht gefunden?"

„Kannst's auch gar nicht, es ist nicht zu glauben, die Welt steht auf dem Kopf!"

Es war ein, nicht körperlich, doch dem Gemüth nach großes Kind, das die Antwort mit einem halb

unterdrückten Jubeltone hervorbrachte. Der Banquier versetzte:

„Auf dem Kopfe steht sie, so lange wie wir sie kennen, Gerald, und wühlt mit ihren Augen und Ohren im Staube. Das ist nichts Neues.“

„Aber sie thut Neues, denn sie trennt sich von ihrem Götzen, vor dem sie im Staube liegt, gibt ihr Kostbarstes, gibt Geld heraus, ohne es nöthig zu haben —“

Der Erwiedernde verschluckte das Letzte halb, es kam ihm zu spät, daß ihm gedankenlos eine hier im Hause möglichst wenig angebrachte Aeußerung entfahren sei, und er fügte rasch hinterdrein:

„Ich meine — denk’ Dir — der Kunsthändler hat mir heute für mein letztes Bild das Doppelte, was ich verlangt hatte, geschickt. Er könnt’s grade besonders gut verkaufen und möcht’ mich aufmuntern, ihm bald wieder Aehnliches — ich weiß nicht, was er noch mehr schreibt — er muß nicht ganz richtig im Kopfe gewesen sein, denn keine Silbe hätt’ er davon nöthig gehabt. Ich wollt’ Dich fragen, Michael, was Du davon hältst, ob ich’s nehmen darf, wenn sein Verstand wirklich nicht ganz —?“

Mit einer leicht unruhigen Spannung in den Augen sah der Sprecher den Befragten an, der trocken entgegnete:

„Wenn ein Geschäftsmann Dir freiwillig eine höhere Zahlung macht, als sie bedungen worden ist, vermag ich Dir als Geschäftsmann zu sagen, Du kannst

Dich völlig dabei beruhigen, er wird seinen Vortheil davon haben."

„Meinst Du - ?" Die Brust zwischen den verkrümmten Schultern hob sich mit einem sichtlich erleichterten Athemzuge — „wenn Du es sagst — Du verstehst es besser. Dann will ich's — dann kann ich ja wirklich diesen Sommer — Du weißt, es war immer mein höchster Lebenswunsch, einmal für ein paar Monate zum Malen nach Thüringen — nur muß ein guter Hausvater erst an das Essen und Trinken denken, und wenn man auch noch Hausbesitzer ist, wie ich, an Steuern und was sonst noch alles. Aber nun" — ein närrisches Lachen kam oder schluchzte mehr aus der Brust des Sprechers herauf — „siehst Du, in meiner ersten Freude hatte ich nicht alles bedacht und mir gleich die Hälfte von den Dingern abgetheilt —"

Er griff in seine Brusttasche, holte ein kleines Päckchen Cassenscheine hervor, die er vorsichtig wie etwas Zerbrechliches zwischen den Fingern hielt, und fuhr, wiederum gänzlich bedachtlos, wo er sich befinde, fort:

„Hast Du schon einmal so viel Geld beisammen auf einem Haufen gesehen? Nun ja, ich vergaß — allerdings, wohl — doch das ist anders, Du willst ja nicht in Thüringen Studien machen. Aber ich habe ausgerechnet, drei Monate kann ich mir voll erlauben — hab' Dank dafür, Michael, ich bin Dir wirklich von Herzen dankbar –".

Ein kurzer Ruck ging durch den Körper des Banquiers, der ihn unwillkürlich vom Sitz aufzutreiben schien, und er versetzte:

„Mir dankbar? Ich weiß nicht — was heißt das? Wofür?“

„Daß Du mir versichert hast, es gehörte ohne Unredlichkeit mir, ich könnt's behalten. Damit hab' ich's eigentlich von Dir erst wirklich bekommen, sonst hätt' ich's ihm wieder geschickt. Aber unrecht ist's von mir, ich fühl's im Augenblick recht, daß ich nicht an eine gütige Vorsehung glauben kann; die Pastoren könnten mich als Beweis für ihr Vorhandensein hinstellen. So gut hätt's der Himmel nicht leicht wieder mit jemandem gemeint und immer so grad' zur rechten Zeit. Erst ein bischen Mühsal, daß man's nachher köstlich schmeckte, ohne Hungersorge zu sein — dann der Gedanke an ein eigenes Häuschen — anfangs ganz am Horizont, wie ein Berg im Dufte, der auch ein Wölkchen sein kann — aber immer ein bischen deutlicher, ein bischen näher, daß die Hoffnung von Jahr zu Jahr stieg, immer farbenfreudiger wurde, bis es zuletzt da war, so schön, wie die Phantasie es sich doch noch nicht vorgestellt. Und nun noch dies — in die Berge, ins Saalethal, zu den alten Burgen, den Wegen, auf denen Goethe und Schiller gegangen! Wie schön ist die Welt und wie wundersam ist's, zu leben! Das meine ich mit dem Himmel, es ist mir alles so gekommen, wie von einer Künstlerhand richtig für mich aufgebaut. Hätte mein Kopf es nur nicht verlernt,

ich könnte die Hände falten, um für eine väterliche Weisheit und Güte über mir zu danken."

Eine knabenhafte Seligkeit sprach von der Zunge, aus den Zügen des kleinen Krüppels, dem das Schicksal alles von Kindheit auf versagt gehabt, was jedem andern gleich der Luft als unentbehrlich, als erste Bedingung für den freudigen Genuß des Lebens erschien; der sich aus bitterster Jugendkümmerniß, Verhöhnung und Noth nur so weit aufgerungen, daß die Gassenjungen ihm nicht mehr: „Winnenpech!" nachriefen und seine Vaterstadt ihm die Achtung vor einem Hausbesitzer nach Maß des Umfangs seines Grundstückes entgegentrug.

Michael Grevenhorst hatte ihm schweigend, nur ab und zu mit einem flüchtigen Zucken um die Mundwinkel zugehört, nun legte er ihm den Arm um den ungestalten Rückenhöcker und sagte:

„Mein alter Gerald — ja, es freut mich auch für Dich."

Doch dabei bog sein Kopf sich plötzlich mit einem leicht schluchzenden Tone auf die Schulter des Kleinen herunter. Dieser drehte sich gegen ihn und fragte verwundert:

„Was hast Du, Michael? Das klingt nicht nach Freude."

Der Banquier richtete den Kopf wieder auf. — „Doch — doch; Du weißt, die Maiglöckchen — ihr Duft steigt leicht ein bischen in die Augen!"

Er setzte sich wieder und sagte, auf etwas vorher von ihm Gesprochenes zurückkommend:

„Als Du so freudig aussahst, dachte ich, Du hättest vielleicht jemanden für Dein Bild gefunden.“

„In unserer Stadt?“ lächelte der Maler eigenthümlich. „Wie käme die Wasserrose auf Sandboden? Die Blume, die Du meinst, ist einer andern Sonne Kind, leuchtet vielleicht irgendwo in einem Tropenwalde, aber ich komme nicht mehr dorthin. Sie ist überhaupt wohl nur ein Märchenbild, das man im Traume sieht; wenn man aufwacht, bleibt's noch vor den Augen, und man glaubt, es sei wirklich im Leben da. Doch, willst Du's fassen, Michael, dann geht's auseinander, ist nur ein rosiger Nebelduft, der aus uns selbst gekommen, vom Kopf oder Herzen her, und wir halten nichts in der Hand als die Einbildung unserer Sehnsucht. Die bleibt immer nur ein schönes, zerfließendes Scheinbild, wird nie ein Geschöpf aus Fleisch und Blut, mit Augen und Zügen, wie's der Maler braucht. Es ist wie ein Zusammengehen von Ahnung und Erinnerung, aber die Gegenwart fehlt — wie der Duft einer Blume, der einem seltsam zurückkommt, ohne daß sie selbst vorhanden ist —.“

Der Blick Winnenpfennigs fiel auf die Maiglöckchen in der Hand Grevenhorsts, sein letzter Vergleich konnte leicht das Gefühl regen, durch sie hervorgerufen zu sein, und wie dies ihm zum Bewußtsein gerieth, lag's merklich in seinem Wunsch, jenes nicht bei dem Hörer aufkommen zu lassen. So fuhr er rascher fort:

„Doch immer hat's mich nach Thüringen gezogen, als warte dort etwas auf mich. Es wird nicht sein, auch nur solch ein zurückverbliebenes Empfinden aus einem vergessenen Traum, aber das Finden macht ja nicht allein Glück für den Menschen aus, vielleicht ist das Suchen sogar das Schönste, wenn man nur das Gläubensgefühl, seinem Ziele näher zu kommen, wie ein Stückchen Frühlingssonne in sich trägt. Woher es stammt, weiß ich nicht, wahrscheinlich ist's mir aus einer alten Kindergeschichte im Kopfe irgendwo stecken geblieben, oder ein Volkslied hat's einmal gethan, das ist ja auch eine Feldblume, die zuerst im Thüringer Lande gewachsen. Und so sieht's mich immer von dorther an, besonders an Tagen wie heute, wenn der Winter wieder vorüber gegangen und die Drossel singt." —

Der kleine Maler schloß, um besser zu sehen, die Augen und hörte so auf den Schlag der Drossel, die sich jetzt an ihrem drolligen Ruf Genüge gethan hatte und in lang hingezogenen Flötentönen ihr Frühlingsempfinden ausströmte. Was ihn ansah und wovon er, allein Michael Grevenhorst verständlich, gesprochen, war aber ein Traumgebild seines Lebens, aus der Eigenart, dem Mißgeschick desselben hervorgegangen und schon von Jugend her durch die Jahre bis zum grauen Haar als Begleiter mit ihm fortgewandert. Er wußte selbst nicht, ob er es zuerst einmal in einem Traume gewahrt habe, doch vor seinen Augen schwebte deutlich ein Bild, das er mit allem Verlangen seines Innern auf der Leinwand wiederzugeben trachtete. Eine

Insel, in lichtes Blau des Himmels und des Meeres eingetaucht, mit flimmernden Wölkchen, wie ein spielender Zug kleiner, geflügelter Genien darüber. Fremde Bäume einer andern Zone wuchsen hoch und schlank am Rande des schimmernden Strandes auf, und durch ihr Laub fiel wie ein goldenes Funkenspiel das Sonnenlicht geheimnißvoll auf ein schönes, von weißen Säulen getragenes Gebäude, halb einem Göttertempel, halb einem friedvoll in tiefer Waldstille geborgenen Menschenhause ähnelnd. Die Insel der Seligen war's, und in einem kleinen, grünumkränzten Nachen ruderte, unter dem Blattgewinde nicht erkennbar, ein Ankömmling zu ihr hinan; auch von den Rudern sprühten goldige Sonnenfunken, doch lautlos, wie mit den Augen empfand man ein märchenhaftes Schweigen über Land und Luft und See. Alles lag in einsame Mittagsschönheit versunken, nur am Eingang des Säulenhauses stand eine Frauengestalt und blickte dem Anlandenden entgegen.

So gewahrte Gerald Winnenpfennigs Blick es immer vor sich, schon ein Menschenalter lang. Bis ins Kleinste war er mit jeder Einzelheit vertraut, als sei es seine Jugendheimath gewesen, und er hätte es in jeder Stunde hinzeichnen gekonnt, ihm alle zauberhaft leuchtenden Farben zu geben gewußt. Nur das Gesicht der wartenden Gestalt sah er nicht, kannte er nicht, vermochte er sich nicht vorzustellen und zu bilden. Ihn hatten niemals im Leben Frauenaugen so angesehen, wie sein Empfinden es in sich barg, daß sie dem zur

Insel der Seligen Kommenden entgegen schauen müßten, und er war's doch, den der Nachen dorthin brachte. Nur ein Kahn der Phantasie, glaubte er, sei es, doch ihm unbewußt trugen die Planken noch einen „blinden Passagier" mit sich, hielten etwas umschlossen, was er sich selbst nie gestanden. Die tödliche Sehnsucht nach dem höchsten Menschenglück führte die Ruder über das blaue Meer dem Wundereilande zu — es war ja selbstverständlich, daß kein Mädchenblick anders als mit Widerwillen an dem häßlichen Krüppel vorbeiging, und er war ja viel zu vernünftig vom Leben erzogen, um jemals etwas anderes zu erwarten. Aber das Herz in dem mißgebildeten Brustkorb trug doch vom gleichen Menschenblut in sich wie diejenigen in den schönen, gesunden, bevorzugten Körpern, vielleicht noch von einer ganz andern übermächtig, schmerzend schwellenden Fluth, als sie in jenen wogte.

Und ohne Vorwissen des Kopfes machte es sich von der Vernunft los und fuhr im Traume zu der Insel der Seligen hinüber, wo mit unbekanntem Antlitz die Liebe seiner wartete.

Was Gerald Winnenpfennig davon im Gange der Jahre und Jahrzehnte bewußt geworden sein mochte, über seine Lippen war jedenfalls nie ein Laut an ein Menschenohr, auch nicht an das Michael Grevenhorsts gekommen.

Und nun harrte sein graues Haar nicht mehr auf den bekränzten Nachen, der ihn hinüberbringen solle, er wußte, auf ihn selbst warte nichts, als der alte

Charon, ihn über das dunkle Lethewasser an das Ufer zu bringen, das kein Blick und kein Herzschlag mehr begrüßte. Aber das Bild war damit nicht in seinen Augen zergangen, es leuchtete noch immer ebenso in gleicher Zauberschönheit vor ihm. Wenn er auch nie an das Wundereiland kam, so war es doch kein Fabelmärchen der Phantasie, lag für Andere, Glücklichere erreichbar in der blauen See des Lebens, so seltsam, daß, außer ihm, fast jeglicher es finden und betreten konnte, wer es nur wollte, der Geringste wie der Höchste.

Und das sehnsüchtige Herz in der kleinen Mißgestalt war in dem großen Herzen der Menschheit aufgegangen, begehrte eigensuchtlos nichts mehr für sich selbst, sondern einzig das ihm versagte Glück im Besitz Anderer mit zu empfinden. So suchte er die Liebe, wie er sie als Ahnung und Sonnenduft gestaltlos in sich getragen, in den Menschengesichtern um sich her, um ihre göttlichen Züge dem Antlitz unter den Tempelsäulen zu geben, das zugleich als das einer Priesterin und einer Frau herüberschauen mußte. Doch das Leben hatte die stillen, hellen Augen des kleinen, schweigsamen Umwanderers zu scharfsichtig gemacht, Schein von Wahrheit allüberall zu unterscheiden, und so lange er nun auch täglich durch die Straßen seiner Vaterstadt dahinging, er fand nicht, was er suchte. Ihm war kein Gesicht jemals begegnet, aus dem jenes Ueberirdische geredet, das seine Phantasiegestalt zu lebendiger Wesenheit verkörpert hätte. Er sah Schönheit und Anmuth, gefällige Hinneigung und lodernde Leidenschaft.

aber der verklärende Himmelsglanz, der das höchste Menschenglück auf die Erde herabzubringen verhieß, kam aus keinen Augen, und sein Bild blieb immer ungemalt.

Das war's, worauf die Frage Grevenhorsts hingedeutet hatte, ob er etwa ein Gesicht gefunden habe. Sie sprachen oft davon, es hätte manchmal für fremde Zuhörer etwas wunderlich Unverständliches, ihnen vielleicht kinderhaft thöricht Klingendes gehabt, wenn die beiden grauköpfigen Einsiedler von diesem Gebild ihrer Vorstellung redeten, als sei es etwas Wirkliches und das Wichtigste ihres Lebens. Dann kam's wohl, daß der Maler nickend vor sich hin sagte: „Dir ward's doch gut, Michael, denn Du hast sie einmal gesehen. Mehr hätte ich nicht verlangt, dann stände sie bis ans Ende in meinen Augen und auf dem Bilde vor mir."

Die Worte rührten an etwas selten Aufgewecktem und nur den beiden allein Verständlichem; ihre Freundschaft war nicht daraus entsprungen, doch es hatte beigetragen, diese mit starken Einschlagsfäden fester zu verweben.

Nun antwortete der Banquier auf die Mittheilung der freudigen Sommerreisepläne des Freundes:

„Und Du glaubst, in Thüringen sei die Jugend eher dazu angethan, Deinen Traum ins Sonnenlicht herein zu tragen? Ein Lied hat's Dir gesummt, meinst Du; ist's etwa eins von „dem Mädchen im Städtchen", das Dir im Kopfe spukt, Alter?"

Der Fragsteller strebte offenbar danach, einer

Wiederkehr der Rührung, die ihn vorhin plötzlich übermannt gehabt, vorzubeugen, und seine sich an das thüringische Land knüpfende Anspielung auf das alte Jenaische Burschenlied trug eine, nur selten aus seinem Munde klingende leichte Schalkhaftigkeit im Tone. Doch der Maler faßte ein anderes Wort auf und entgegnete, langsam den Kopf zwischen den hohen Schultern hin und her wiegend:

„Ach, die Jugend unserer Tage, Michael! Das ist der traurigste Abschiedsgesang einer Zeit, die einmal gewesen und wohl nicht mehr wiederkehrt; sie macht mich hoffnungslos für die Zukunft eines edlern Menschenthums. Die Jugend! Was kommt aus dem Worte wie aus dem dorrenden Wüstensande, den der Zauberstab berührt! Ein Frühmorgen, von Thaudiamanten funkelnd, für alle Sinne in Glanz und Schönheit getaucht, in Klang und Duft, so herrlich, so übermächtig, um die Brust zu zersprengen, die ihren Reichthum nicht fassen kann. Alle Quellen der Erde springen auf und singen von uralten, ewigen Wundern, jeder Blutstropfen fühlt, daß er ein Kind der göttlichen Sonnenmutter ist, jede Scherbe auf dem dürren Ackerfelde wird zum blitzenden Edelsteine. Und das junge Herz kann's nicht tragen, zu viel ist's, die selig jauchzende Lippe schlägt vom Ueberschwang in ein närrisches Lachen um; die Begeisterung macht trunken, und aus den strotzenden Säften quillt ein Rausch übermüthiger Thorheit. Das ist die Jugend, so klingt sie aus Liedern, klopft sie als der Herzschlag aus der Menschengeschichte.

In den Händen, die noch nicht müde und schlaff geworden, trägt sie das Banner alles Großen, des heiligen Dranges aus dem Staub der gemeinen Wirklichkeit in reine Athemluft. Sie ist der Sonnenfrühling, zu reich an Blüthen, daß viele von ihnen vergehen müssen, zwecklos gewesen erscheinen; doch in den verbleibenden erhöht sich dafür die reifende Kraft, und sie bringen die werthvollen Früchte des Herbstes. Aber diese Jugend war, Michael, unsere Zeit kennt sie nicht mehr. Was sie zu ihren heutigen Bannerträgern idealer Gedanken und Gefühle auf's Neu in's Werden beruft, verkrüppelt mit verschwindenden Ausnahmen schon auf der Schulbank an Geist und Seele. Erstickt eine verknöcherte, tödtende Ueberlieferung der Lehrenden den lebendigen Naturdrang in der jungen Brust, oder ist die Luft unserer Tage mit einem gemüthverdumpfenden Giftstoff angefüllt, dem nur Einzelne zu widerstehen fähig sind? Ich weiß es nicht, aber mein Herz zuckt von der bittren, unabweisbaren Erkenntniß, daß es so ist Aus der Schule durch das Goldthor des Lebens tritt unsere Jugend alt und elend. Sie hat nicht mehr Auge und Ohr für die Schönheit an ihrem Wege, schreitet auf ihm dahin einzig mit dem Vorblick auf das Ziel, nach dem sie aus Lebensnothdurft trachtet. Der Gedanke über die Zwecke ihres Ichs hinaus, das Gefühl eines sie überschauernden Geheimnisses der Natur um sie her und in ihrem eignen Innern, Begeisterung, Kunst, Poesie, selbst der Ueberschwang

der Thorheit sind ihnen fremde Worte geworden. Sie denken und empfinden nichts, nichts greift ihnen freudig oder schmerzlich in die Seele. Der Gewohnheit ihres leeren Tagestreibens nachgehend, kennen sie keine Stunde der Weihe, der Einkehr in sich selbst. Ihr einziger Genuß ist, Triebe zu befriedigen, die der Mensch mit dem Thiere theilt, mit hohlen Außendingen voreinander und vor der Welt zu prahlen. Nüchtern bis in den letzten Blutstropfen hinein, wogt nie eine Trunkenheit, als die des Alkoholrausches, in ihrem Gehirn; ihr Gemüth ist roh, ihre Lust armselig und schal. Als ob jeder für sich allein von seiner Werthlosigkeit überzeugt und erschreckt sei, schaaren sie sich zu Gemeinschaften zusammen, doch es entspringt nur aus dem Wohlgefallen an der gleichen Gattung, und keine Ahnung ihrer Hohlheit berührt sie; sie selbst halten sich für die Blüthe der Menschheit. So taumeln sie gedankenleer umher und doch zugleich von frühauf schon bedacht nach Dem umblickend, was ihnen für ihren nothgedrungenen Lebensberuf Vortheil einzubringen verheißt. Sie haben keine Gesinnung, als die, welche Nutzen trägt, dem Emporkommen die Wege öffnet. Der naturgemäße Freiheitsdrang der Jugend wandelt sich in ihnen zum Kriechen vor der geistigen Meinung der Machthaber, der herrschenden Zeitströmung um, und sie sind Sklaven der Selbstsucht, die noch mit dem Klirren ihrer Ketten prunken. Dann haben sie ihren Platz für Nachrückende geräumt, um ihn in der nämlichen

Weise ausfüllen zu lassen, und die zu Männern ihrer Zeit Gewordenen sehen mit Befriedigung, daß sie dem folgenden Geschlecht zum Vorbild gedient, mischen sich, an Jahren gealtert, doch die Gleichen geblieben, als Lobredner unter sie und erfreuen sich an der getreuen Wiederholung ihrer eigenen Art. Ihr ebenbürtig daneben aber steht die weibliche Jugend. Sie sollte, als ein anmuthsvoll von der Natur gebildetes Gefäß, eine Hüterin des Erhabenen, Schönen und Lieblichen sein, doch sie ist leer und kalt im Kopf und im Herzen. Kein Ton wahrer Empfindung findet einen Wiederhall in der dumpfen Thonmasse ihrer Brust; man glaubt zuweilen, daß sie nur schlafen, daß man sie zum Leben wachrufen könne, aber es ist nur trügender Schein ihres Aeußern, in ihnen ist nichts aufzuwecken. Es sind wandelnde Puppen, die nichts an Werth kennen, als den, nach dem sie sich gegenseitig bemessen und was in Wahrheit auch einzig an ihnen Werth besitzt, dem Aufputz ihrer Kleider. Wie diese ihren Körper bedecken, so umhüllt das Nichts ihres Innern die Eitelkeit, die Gefallsucht, die Erbärmlichlichkeit des Alltags; ihre geistige Thätigkeit besteht in dem Gedanken an ihre Frisur, in Achtsamkeit, nicht ohne Handschuhe auf die Straße zu gehen; ein angeborenes inhaltsloses Lächeln auf den Lippen ist ihre Seele, der bunte Farbenschmelz, mit dem sie die Jugend des andern Geschlechtes bethören, zu einem schnell verflogenen, armseligen Sinnentaumel verlocken. So stehen Beide gleich an Werth nebeneinander und

erhalten die Menschheit fort. Das ist die Jugend unserer Tage, Michael, und wer Freundschaft und Liebe unter ihr findet, dem muß eine schöne Fee an der Wiege gestanden und ihm als Angebinde ein Kleinod aus verschollener Zeit hineingelegt haben."

Die kleine Gestalt im Sessel hatte gleichmäßig ohne Hebung der Stimme vor sich hingesprochen, wie ein Berichterstatter eine Folge von Thatsachen aneinanderreiht, die er lange und genau in ihren Wechselbedingungen beobachtet hat. Aber mit einem schwermüthigen Tonfall waren seine Worte doch durch den stillen Bibliothekraum hingegangen, sie klangen nicht von der Zunge allein, sondern aus der Tiefe eines von ihnen trauernd bedrückten Herzens auf. Michael Grevenhorst nickte dann und wann mit dem Kopf und entgegnete, als Winnenpfennig inne hielt:

„Ja, lieber Gerald, leider, und es ist ein trüber Blick in kommende Geschlechter. Wir sind dahingelangt, daß sich das beste Menschenthum nicht mehr unter dem findet, was den Rang und Namen der Bildung für sich beansprucht, sondern vielfach weit eher noch bei denen, auf welche jene mit hochmüthiger Geringschätzung als auf niedrig unter ihr stehenden Classen herabblickt. Denn, wenn auch ungeschliffenem Steine gleich in scheinlos schlichter Form, lebt da und dort im Volke doch noch ein Sonntagsgedanke, der über das Gewohnheitstägliche und Eigensüchtige hinausgeht, ein menschlich echtes, nicht zum Gesellschaftsausputz herbeigeliehenes Gefühl, und ein feierlicher Schauer kann ihre Seelen

aus unbegriffenen Empfindungen anfassen. Die Andern wissen und können Alles, haben mit ihrer zusammenarbeitenden Thätigkeit das Leben auf's Zweckdienlichste eingerichtet, und nur ein Zweck, für den es sich zu leben lohnte, fehlt. Sie sind im besten Fall Leute, die mit Ernst einer Wissenschaft, einem praktischen Beruf obliegen, Aerzte, welche heilen, Rechtskundige, die berathen, Lehrer, um Kenntnisse zu verbreiten, Beamte, die Ordnung zu erhalten. Aber daß sie durch dies Alles nur den Boden fruchtbar machen, damit die geheimnißvolle Wunderpflanze des Lebens in ihm gedeihen und ihre Blüthen in die Sonnenluft entfalten kann, davon ahnen sie nichts. Ihnen ist die Herstellung der Hülsen des Daseins das einzig Erstrebungswerthe und Verdienstliche; sie wissen nicht von einem Inhalt, weil sie selbst keinen besitzen. Die Freude und die Schönheit, die Seligkeit der Liebe und die überirdische Spenderin, die Sehnsucht, das Höchste, was Menschenempfindungen ahnungsvoll bewegt, standen harrend an ihrem Wege, doch sie sahen nichts von ihnen. Sie sind stolz darauf, daß der Schweiß ihrer Arbeit, ihnen die Augen blendend, von der Stirne rinnt, und ohne in sich selbst gelebt zu haben, legen sie sich in's Grab. Ich beklage die Dichter unserer Zeit, welche diesen Namen noch verdienen wollen. Denn, wenn sie schöne Gestalten beseelen, ihnen hohe Menschengefühle in's Herz und auf die Lippen legen, müssen sie erschreckt aus ihrem Thun auffahren, daß sie nur Traumwesen ihres Inneren verkörpern, Fabelgeschöpfe bilden, die nicht mehr auf

der Erde vorhanden sind. Du sagst, Gerald, die Jugend, die Keimsaat der Ernten war einmal anders. Vielleicht nie im Uebermaß, Freund, doch als Zahlenrechner, zu dem mein Geschäftsberuf mich gemacht hat, glaube auch ich, daß der Prozentsatz der höher Strebenden, idealen Denkens und Empfindens Fähigen unter ihr sich erschreckend verringert hat. Aber es ist der Wind, der die Bäume biegt, die Art ihres Wachsthums bedingt, und die großen Geschäftsfirmen unserer Tage, welche die besoldeten Stellungen vergeben, begünstigen die Ausbildung solcher Gehülfen, wollen am liebsten Handlanger dieser Gattung, denn sie können sich ihrer Gefügigkeit am vortheilhaftesten bedienen. Und ihnen sind gleichfalls die Mittel zur gesicherten Erhaltung des Lebens der einzige Zweck desselben. Das ist ein ebenso trauriges Capitel, wie das Deinige, Gerald, oder vielmehr das nämliche, denn sie stehen in engster Wechselwirkung."

Es war zu begreifen, daß die beiden miteinander grau gewordenen Jugendgenossen in ihrer Vaterstadt außer sich keinen Umgang besaßen und daß man sie gern allein beließ. Unter solchen, die überhaupt noch gelegentlich an das Vorhandensein derselben gedachten, schwankten manchmal die Urtheilsschalen der Wage, wer von ihnen die abgeschmacktern und verrücktern Lebensansichten habe, bis irgend eine hervorragende Autorität entschied, beide seien einander darin aufs vollständigste würdig. Es vernahm allerdings nie jemand Aeußerungen aus ihrem Munde, aber man

wußte trotzdem genau, wie sinnlos diese beschaffen sein würden, wenn ein verständiges Ohr ihnen zuhöre. Jeder fühlte, es könne nicht anders sein, wie man gemeinsam etwas in der Luft Liegendes in gleicher Weise empfindet, und die Frau Oberbürgermeisterin faßte, wie immer, das Allgemeingefühl in ein treffendes Wort: „Die alten Sprichwörter haben stets recht, meine Lieben: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich weiß genug. Leibliche und geistige Verkrüppelung muß sich zusammenfinden, das entspricht ihrem gegenseitigen Schönheitssinn. Man kann freilich darüber spaßen, aber im Grunde macht es einen denkenden Menschen traurig, denn mich däucht, die Welt nimmt an Mißgestaltungen zu; früher wären ein paar solche alte Geschöpfe nicht möglich gewesen. Seien wir deshalb achtsam, meine Freunde, daß die blühende Jugend, deren Gedeihen uns vertraut ist, nicht zu so betrübenden Früchten entartet."

Nur die unermüdliche Drossel hatte nach dem Verstummen Grevenhorsts einige Mal hell herüber geflötet, nun sagte der Maler:

„Mir scheint, sie will uns nicht beistimmen, Michael, und behauptet hartnäckig, in ihren Kreisen sei es besser bestellt. Es ist wohl die Herrlichkeit des Frühlings, die mehr noch als sonst über die Jugend klagen läßt, zu deren Sinnen und Seele alle diese Wunder nicht mehr sprechen, sonst wär's mir nicht so schmerzlich gekommen. Denn grad' heute sah ich eine Ausnahme, Einen, der Auge und Ohr, Kopf und Herz

dafür hat; vielleicht ist er der Drossel auch irgendwo zu Gesicht gerathen, daß sie deshalb nicht mit uns einverstanden sein will. Er machte mir am Vormittag einen Besuch, „um das Handwerk zu grüßen", aber was er sprach, kam nicht aus einer dumpfen Werkstatt, sondern trug mir einen lebendigen Anhauch von Waldluft und Himmelsglanz herein."

Der Banquier war sichtlich andern Gedanken nachgegangen und fragte zerstreut:

„Wer war bei Dir?"

„Ein junger Maler, Bernold Aufseß heißt er; die Fee hat's gut mit ihm im Sinne gehabt und ihm zu den andern Angebinden noch ein Täschchen mit Gold in die Wiege gelegt, daß er, wie die Drossel da, sein Lied pfeifen kann, ohne sich darum zu bekümmern, ob ein Kunsthändler ihm zuhört. Er war vor vier oder fünf Jahren schon einmal zum Besuch von Verwandten hier, und ich bin damals bereits mit ihm zusammengekommen. Die Ausnahme von der großen Regel steht ihm im Gesicht, er hat seine Augen auch von der Fee und sucht mit ihnen nach ihr umher. Was er über meine Bilder gesagt, klang mir wie aus Deinem Munde, Michael, und mir war's, als gingen wir beiden alten Griesgrame um ein Vierteljahrhundert jünger zusammen durch die Frühlingswelt. Der Herr van Hove ist ein Jugendfreund von ihm und hat ihn zum Studienmachen auf sein Gut eingeladen, dahin geht er heute."

Grevenhorsts Züge hatten mehr Aufmerksamkeit kundgegeben, er antwortete jetzt leicht lächelnd:

„Ja, wenn ich einmal einen alten Griesgram in meine Stube hängen will, dann werde ich mir Dein Selbstportrait bei Dir bestellen, Gerald; freilich könnte ich wohl ein geeigneteres Modell näher haben. — Bernold Aufseß, sagtest Du? Ich habe ihn auch gesehen.“ —

Der Sprecher machte einige Schritte durchs Zimmer, blieb stehen und fügte nach:

„Kennst Du ihn genauer?“

„Warum?“

„Wenn Du ihn für eine Ausnahme hältst — eine Seltenheit der Art weckt Interesse, den Wunsch, eingehender zu erfahren, was Du über ihn denkst. Ich weiß, daß Deinen Augen nicht leicht etwas an einem Menschen entgeht, wenn er auch nur kurz vor Dir gestanden. Also zeichne mir, so weit es Dir möglich fällt, ein Bild des Herrn Aufseß hin — nicht des Aeußeren, das kenn' ich ja — ich meine eine Charakteristik — “

Aus dem Blick des Banquiers sprach eine Erwartung; Winnenpfennig sah ihn ein wenig verwundert an und entgegnete:

„Das ist ziemlich viel verlangt nach einer Stunde oder zweien, die ich im Leben mit ihm zugebracht habe. Aber daß er von unserer Art in sich hat, damit glaube ich, kann ich Dir sein Bild untermalen. Vielleicht steckt eine Doppelnatur in ihm, eine Hälfte, die wir nicht besitzen und aus der mir zuweilen etwas Fremdes entgegen

kam. Doch die andere ist mir völlig vertraut, sie hat die Sehnsucht als Inhalt, die Verständniß sucht und Verständniß weckt. Was er in seiner Kunst leistet, weiß ich nicht, er kommt mir fast mehr Poet als Maler vor; jedenfalls ist sein innerstes Wesen von Poesie und Schönheitsverlangen erfüllt. Daß seine Zunge sehr behend umzulaufen und mit launigen Worten Spielball zu treiben weiß, scheint mir eine Mitgiftszugabe, die mit seinem eigentlichsten Innern nicht in wirklicher Verbindung steht, dies eher unter einem beirrenden äußern Anschein verbirgt. Möglicherweise gehört sie auch jener andern Hälfte an, welche dem Uebergewicht ihrer Genossin entgegenarbeitet und sie mit Selbstironie und Spottlust zu bekämpfen trachtet. Wenn Du aber eine Charakteristik in dem Sinne verlangst, daß dieser Begriff sich von Charakter herleitet, so bin ich unfähig dazu. Der sonnig funkelnde Spiegel eines Sees giebt keinen Anhalt über die Tiefe desselben, ehe man sie gemessen. Die glänzendsten Geistesgaben und die schönsten, echtesten Empfindungen des Gefühls können mit einer Unstetigkeit vereinigt sein, die keine Bürgschaft für ihre Unverbrüchlichkeit gewährt. Da hast Du das gewünschte Bild, so weit ich es zeichnen kann. Was willst Du damit, Michael?"

Der Befragte blickte, wie abermals mit seinen Gedanken abwesend, vor sich hin und vermurmelte halb zwischen den Lippen:

„Mithin ein gefährlicher Mensch." Dann nickte er dem Freunde zu: „Ich glaube, Du hast richtig por-

traitirt, Gerald; das wenige, was meine Augen aufzufassen im Stande gewesen, stimmt damit überein. Er hat also der Einladung doch Folge geleistet —"

Der Sprecher brach ab und fügte nach:

„Es ist dumpf hier, wollen wir etwas in den Garten gehen? Die Drossel schlägt so schön — ich fürchte, sie thut's überall so."

„Du fürchtest es, Michael? Das klingt sonderbar."

„Es klingt eben für ein Menschenohr und ein Menschenherz leicht zu schön, Gerald, wenn der Frühling aus der Winternacht aufwacht."

Die beiden Freunde traten zur Altanthür hinaus, um sich in den Garten nieder zu begeben. Wie der Maler den Fuß auf die erste Treppenstufe setzte, hielt er flüchtig an, ließ den Blick über einen sich rückwärts noch entlang ziehenden Hinterbau des Hauses hingehen und sagte:

„Da drinnen sind auch Räume, bei deren Herstellung der Baumeister einstmals nicht an Dich gedacht hat, Michael. Wenn man bald dreißig Jahre solch' eine Fensterreihe täglich gesehen und nie hinter ihr gewesen, bekommt sie zuletzt etwas sonderbar Geheimnißvolles für die Augen. Ich denke mir, daß es Dir fast ebenso gehen muß, denn ich glaube, viel häufiger als ich hast auch Du in der ganzen Zeit Deinen Fuß nicht hineingesetzt. Was hältst Du eigentlich hinter den verblichenen Vorhängen aufbewahrt?"

Der Banquier warf gleichfalls einen kurzen Blick hinüber und versetzte:

„Altmodische Dinge, für die unsere Zeit keinen Sinn mehr hat."

„Dann habe ich ihn vielleicht und Du kannst mich einmal Nachschau drunter halten lassen."

„Ja, gelegentlich einmal, Gerald," nickte Grevenhorst und stieg weiter abwärts zum Garten hinunter.

2

Der Frühling war in der That allerorten gleicherweise aus der Winternacht aufgewacht, demgemäß auch über den Landstrecken zwischen der Stadt und dem van Hoveschen Gute, und dort jetzt auf der Straße fortzurollen, erschien sehr verschiedenartig von einer Januarfahrt auf dem nämlichen Wege und zur gleichen Tagesstunde. Den erstern deckte kein knarrender Schnee, und in die letztere brach kein nebelndes Dunkel ein; lichtgrüne Saat dehnte sich, von einem weichen Hauch flimmernd bewegt, noch in vollem Sonnengold zur Rechten und Linken. Ueber den gewellten Feldern webten die Lerchen ein Tonnetz, Citronenfalter kamen überall dahergetaumelt und hoben sich wundersam flammend plötzlich von einer dunkelbodigen Brachkoppel ab; selbst die Laubwälder standen schon von erstem Schimmer umkleidet. Der Frühling

hatte seinem Namen Ehre gemacht und war früh zum Einzug in's nordische Land aufgebrochen; zum vieltausendsten Mal wiederkehrend, bereitete der goldlockige Freyr sich zur Hochzeit mit der bräutlich schönen Gerda im Zauberhaine Barri, „dem Wald stiller Wege".

Auf dem Kutscherbock des von der Stadt herkommenden Miethwagens befand sich ein Koffer mäßigen Umfanges, den Rücksitz nahm eine große Zeichenmappe, ein Malkasten, Feldstuhl und Schirm ein und im Vordersitz lag Bernold Aufseß halb zurückgelehnt. Man sah, seinen Augen entging nichts von dem am Wege Vorüberziehenden, es spiegelte sich alles darin wieder. Nur kam es vielleicht nicht immer dahin, sich bis zu einem Gedanken umzusetzen, sondern ward nur zu einer Empfindung, ähnlich der, auf sanften, lauen Wellen gewiegt zu werden. Die Welt war zu überschön und warf ein Traumgefühl gleich einem Duftschleier über die Sinne.

In dem Bibliothekzimmer Grevenhorsts zeichneten die Lippen Gerald Winnenpfennigs zur gleichen Zeit ein Bild des Besuchers, der am Vormittag bei ihm „das Handwerk begrüßt habe," und obwohl er von der körperlichen Erscheinung desselben nichts erwähnte, hätte ein Zuhörer nach seiner Schilderung vielleicht doch den gegenwärtig hier Fahrenden erkannt. Antlitz und Augen des jungen Mannes sprachen in den Frühling hinaus, daß nicht Gewöhnliches seinen Sitz hinter ihnen habe; es ging ein von innen hervorleuchtender

Glanz von ihnen aus, der Verwandtes, Ebenbürtiges mit der jungen Herrlichkeit der Natur um sie her besaß. Man fühlte, sie waren dieser Schönheit würdig, denn sie faßten jedes Licht und jeden Laut, jede geheime Kundgabe derselben wie eine Muttersprache auf. Den Schnee der Januarnacht hatte er hier mit einigen getreu bezeichnenden Versen aus der Goetheschen „Harzreise im Winter" begrüßt, jetzt sprach sein Mund halblaut und träumerisch ein paar Strophen vor sich hin, die offenbar nicht der Empfindung eines andern entstammten und auch der Aeußerung Winnenpfennigs, Bernold Aufseß komme ihm fast mehr Poet als Maler vor, einige Begründung verliehen:

„Die Luft umfing mich wie mit weicher Hand,
Ein Flüstern kam aus Halm und Blattgezweigen,
Und Blumen hoben still vom Wegesrand
Sich zu mir auf wie süßer Blicke Schweigen.

Im Hauch des Windes klang ein Zaubergruß,
Ein Märchenglanz durchzitterte die Quelle,
Mir war's bei jedem Schritt, als ob mein Fuß
Sich hebe über eines Glückes Schwelle."

Der träumerisch vor sich hin Sprechende hob den Blick, da zitterte der Märchenglanz ihm in Wirklichkeit zur Linken. Ein helles Wassergeriesel plätscherte durch eine leichte, mit gelben Bachranunkeln und weißen Anemonen bedeckte Bodeneinsenkung, es war als gäben die Strahlen der schrägen Sonne dem eilenden Gewässer Gold- und Silberfunken mit auf den Weg

durch die Frühlingswelt. Dem jungen Maler kam's mit einer plötzlichen Erinnerung, er murmelte: „Woher kommst Du denn so hurtig?" Nun zweigte ein Feldweg ebenfalls nach links ab, und Aufseß richtete sich, hinüberblickend, im Wagen empor. „Das muß er gewesen sein — richtig — da schimmert das Eis in Aprilgestalt auf." Etwa fünf Minuten seitwärts von der Straße zog sich die Spiegelfläche eines gewundenen Teiches, von dem der helle Bach herfloß, in stille Saatfelder hinein, da und dort standen auf Bruchstücken ehemaliger Zaunwälle Haselbüsche umher. Der Betrachter wiederholte: „Richtig — alles ist da, auch die Nußkätzchen." Und lachend fügte er nochmals, nur mit leichter Abänderung die letzten Worte nach: „Das Nußkätzchen —."

Aber etwas Anderes zog jetzt seinen Blick auf sich; in nicht mehr weiter Entfernung hoben sich vor ihm hoch und ruhig alte Baumgruppen in die Luft, zum Theil aus dunklem Nadelholz bestehend, doch zum Theil auch mit junggrünem Schimmer, den die Sonne bis hierher hervorhob, da sie, schnell an einen Wolkenrand niedersinkend, die höchsten Wipfelspitzen noch in ein rothgoldenes Vorabendlicht eintauchte. Es war ein eigener, in der Höhe über der weitgedehnten Stille schwebender Glanz, etwas von der Erde Entrücktes, geheimnißvoll zwischen ihr und dem Himmel Aufleuchtendes. Die Bäume mußten dem großen Parkgarten des van Hoveschen Gutes angehören, der im Winter, weiß in weiß im Schnee begraben gelegen.

Der Wagen rollte weiter, nun ward der Fahrende von rechts her durch ein Geknarr, Geklirr und Stimmlaute aus seinem Denken oder Träumen aufgezogen. Es scholl: „Hüh! — Ho=a! Hüh!“ Kräftige Pferde arbeiteten einen schwer beladenen Düngerwagen an einer etwas gehügelten Koppel hinauf. Neben dem Fuhrwerk stapfte, sich gegen den Himmel abhebend, durch den lehmigen Grund eine junge Hünengestalt und klatschte mit der Peitsche; die augenblickliche Beschäftigung Hugo Schweglers war fraglos eine höchst nützliche und unentbehrliche, doch aus seiner Miene redete keine übermäßige Befriedigung darüber, durch die ihm gegenwärtig zugemessene Aufgabe in das landwirthschaftliche Geheimniß eigenhändiger Düngerbeförderung eingeführt zu werden. Besonders nicht, da vom Heckthor eines Zaunwalles her ihm grade eine kleine Figur entgegentrat und laut fragte: „Dichten Sie, Hugibald? Mich däucht, es kommt hier so lyrisch durch die Luft!“ Eben bog auf etwa dreißig Schritt Entfernung das Gefährt des Malers unter ihnen vorüber, und dieser rief, mit der Hand hinaufwinkend: „Ein hübscher Empfang! Polyphem und der göttliche Eumäos in classischer Abendlandschaft!“ Der Wagen drehte sich rasch vorbei, die beiden Kostgänger starrten ihm wie einer Erscheinung nach. Florian Stoppel knurrte, von plötzlichem Verdruß befallen: „Was will der wieder hier?“ während Schwegler fragte: „Wer war's denn und was hat er gesagt?“

„Sie hätten nur ein Auge auf Ihrem dicken

Stirnbein sitzen, und das hätt' den grauen Staar. Sind Sie denn so stockblind wie ein balzender Auerhahn, daß Sie den Leinwandanstreicher nicht wieder erkennen, dem Sie damals wegen seiner schändlichen Entwürdigung Ihrer Gefühle auf die Hühneraugen treten wollten? Ein schöner Held waren Sie, wie immer!"

Die Zunge des langen Volontärs schien seit dem Winter etwas Fortschritte in der Courage gemacht zu haben, wenigstens versetzte sie mit einer gewissen Entschlossenheit: „Glauben Sie, ich lasse mir noch immer alles von Ihnen aufbinden, Stoppel? Ich bin überzeugt, an all' Ihrem Geflunker damals ist kein wahres Wort gewesen. Der Herr Aufseß war ein ganz angenehmer Mann — angenehmer als Sie, das kann ich Ihnen sagen. Mir wär's sehr recht, wenn er länger dabliebe — daß es Ihnen nicht recht wäre, ist wohl möglich, und man braucht nicht zu sagen, warum nicht. Hüh — ho-a!"

Der Wagen mit der nicht sehr poetischen Belastung knarrte wieder vorwärts, und augenscheinlich durch seine rednerische Leistung vor sich selbst gehoben, stapfte der junge Goliath nebenher davon. Stoppel rief ihm nach: „Wenn Ihre Gäule nicht mehr können, dann spannen Sie sich nur selber vor, Hugibald! In Süddeutschland braucht man immer solches Zugvieh."

Doch Schwegler war voll befriedigt, antwortete nicht mehr, sondern klitschte nur mit der Peitsche, und der Zurückbleibende brummte vor sich hin: „Was meint

der Büffel damit? Warum soll's mir nicht recht sein? Ich glaub' wohl, daß es ihm gleichgültig sein kann. Aber nach wem pfeift der Quitschfinke denn eigentlich?"

Stoppel's Aerger schien ursprünglich vor dem „Finken" eine andere, ähnlich klingende, landesübliche Vorsatzsilbe beabsichtigt zu haben, die in näherm Bezug zu Hugo Schweglers augenblicklicher nützlicher Thätigkeit gestanden hätte, aber sein Mund wandelte sie noch in den „Quitsch"finken, einen der zahlreichen Volksnamen des gewöhnlichen Gimpels, um.

Da bog das Fuhrwerk Bernolds Aufseß in die Ulmenallee ein, durch die er damals zu Fuß den richtigen Weg hätte nehmen müssen. Auch an ihrem Gezweig fingen die Knospen schon an aufzubrechen, sie waren gewissermaßen Bekannte von ihm, denn in der Nacht, als er später hier durch den Schnee nach dem Dorf hin- und zurückgewandert, hatten sie bereits unsichtbar an den Spitzen über ihm geschlummert. Nun zeigte sich, daß sie in jener Stunde gelebt und den Drang zum Hervorgrünen in sich getragen — wunderlich gingen plötzlich einmal zwei oder drei raschere Herzschläge durch die Brust des Voraufblickenden. Der Gutshof lag dicht vor ihm, doch er hatte sich nicht angemeldet, niemand ahnte dort etwas von seinem Eintreffen. Kam er denn wirklich auch nicht als „ungebetener Gast?" Er vergegenwärtigte sich den einzigen Abend, den er hier zugebracht; van Hove hatte ihn unverkennbar in starker Punschlaune eingeladen — sonst Niemand — nur die Frau des Hauses ihre nothge-

drungene Zustimmung gegeben. In der Ferne, in der Vorstellung war ihm das anders erschienen als jetzt. Die Nähe, die Ausführung brachten ein sonderbar verändertes Gefühl über ihn, etwas Beklemmendes, Ungewisses; fast regte es den Trieb in ihm, noch umzuwenden und zur Stadt zurückzukehren.

Nun, er konnte ja morgen wieder fortfahren. Jetzt war es doch zu spät, man hatte sein Kommen gesehen und hätte ihn für völlig närrisch halten müssen.

Der Hof lag still, beinahe leblos, und ebenso das Haus. Nur die Mamsell befand sich darin, wenigstens kam sie allein von der Treppe herab, in einiger Hastigkeit, ziemlich rothen Gesichts, nnd sagte mit einem eigentlich überflüssig betheuernden Nachdruck, außer ihr und den Mägden befinde sich im Augenblick gar Niemand im Hause. Herr van Hove sei jedenfalls, wie seit Wochen allabendlich, auf den Schnepfenstrich gegangen, die übrigen „Herren" wohl irgendwo auf dem Felde, und die Damen pflegten um diese Zeit sich draußen aufzuhalten. Als selbstverständlich indeß ließ die Sprecherin das Gepäck des Ankömmlings sogleich in ein Gastzimmer tragen, er folgte nach, und sie ging, da alles in der Stube sich in Ordnung befand.

Draußen hörte er seinen Wagen abrollen, für heute waren jedenfalls die Schiffe hinter ihm verbrannt. Auch hier in den leeren Räumen lag noch etwas Beklemmendes, wie es die athemlose Stille in fremden, verlassenen Stuben mit sich bringt, wo alle Dinge den Eindringling wie verwundert und fragend ansehen, was

er dort will. So suchte er sich den Weg in den Garten; als er umherblickte, zog sich an einem Fenster im obern Stockwerk ein männliches Gesicht zurück, welches er als das des Verwalters Neubauer wiedererkannte. Der befand sich also doch im Hause, aber augenscheinlich rechnete die Mamsell ihn nicht zu den „Herren" auf dem Gut, wie sich selbst auch nicht zu den Damen. Er bildete für sie vermuthlich ein ihr ähnliches Mittelding, dessen sie deshalb nicht weiter Erwähnung gethan.

Ueber dem Garten lag jetzt schon wirkliche Scheidestille des Tages. Nichts regte sich, als letzte Bienen, die noch um Crocos und Hyacinthen, Tulpen und Kaiserkronen summten, und aus einiger Ferne kam vom hohen Wipfel der Flötenton einer Drossel. Das war junges, zum ersten Mal aufwachendes Leben dieses Frühlings. Die Bäume und Buschwände der parkartigen Anlage dagegen hatten schon vergangene Geschlechter zwischen sich wandeln gesehen. Die Empfindung, welche Aufseß in der Einsamkeit der Zimmer beschlichen, kam auch aus dieser schweigenden Umgebung und ließ ihn den Fuß zögernd, leise aufsetzen. Wohin er sah, bereitete sich alles zum Blühen; die Schneeballen wickelten grüne Kugeln auf, an der rothen Dornblüthe, den Goldregentrauben begann ein Schimmer, und die Syringen theilten ihre Knospenbüschel auseinander. Die Sonne fiel nicht mehr in die Wege hinein, aber ein Abglanz lag noch drüber und erfüllte sie mit einem zugleich hellen und goldig verschleiernden Licht. Die Sinne Konrad Neubauers

hätten beim Hindurchgehen muthmaßlich nichts als Gewöhnlichstes darin gefunden, doch die Naturempfänglichkeit des Malers umfloß es mit einer schönen Unheimlichkeit, athmete es wie mit einem verzaubert geisterhaften Anhauch an.

So fuhr er zusammen, als er um eine Ecke biegend unerwartet einer ebenso ahnungslos daherkommenden weiblichen Gestalt dicht gegenüber stand. Auch von ihrem Munde flog bei der jähen Begegnung ein Ton des Zurückfahrens, und ihre Hand ließ mit einer mechanischen Schreckbewegung etwas von ihr Gehaltenes zu Boden fallen. Es war ein kleiner Syringenzweig, an dem sie im Gehen die noch fest verschlossenen Knospen aufgeblättert und die leis hervorschimmernde bläuliche Färbung betrachtet hatte. Die so Zurückstutzende selbst aber war Helene van Hove.

Sie sah den vor ihr Stehenden noch eine Sekunde lang an, als sei sie ungewiß, ob seine Erscheinung nicht nur durch eine Einbildung ihrer Augen erzeugt werde, eh' ihr ein Wort als Frage von den Lippen kam: „Sie —?“

Er hatte seinen Hut abgenommen und erwiederte:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie erschreckt habe — es war ein böswilliger Zufall — ich glaube, wir thaten es fast gegenseitig. Sie erwarteten Niemand hier, mich am wenigsten —“

Das Letzte enthielt eine leicht streifende Berührung der in ihm lebendig gewordenen Frage, ob er als ungebetener Gast hier erschienen sei Die Angeredete

griff jetzt erwiedernd nach den von ihm gebrauchten Worten:

„Nein, ich erwartete Niemand und erschrecke leicht — ich hatte nicht mehr — ich hatte nicht gedacht, daß Sie Ihre flüchtig geäußerte Absicht ausführen würden, und erkannte Sie nicht gleich, vermuthete Sie, wie Sie gesagt, am wenigsten."

Daraus sprach nicht besonderes Willkommenheißen, und wie eine Erinnerung an den Ton ihrer damaligen Abschiedsworte: „Es wird mich natürlich ebenfalls freuen," fügte sie schnell nach:

„Haben Sie meinen Mann schon gesehen?"

„Nein, noch Niemand sonst —"

Sie fiel ein: „So will ich nach ihm suchen", und sie ging rasch dem Hause zu.

Sollte er stehen bleiben oder sie begleiten? Sie schien das erstere von ihm zu erwarten, und das letztere war doch das einzig Natürliche und Selbstverständliche. Instinctiv bewegte er sich ihr nach, um sie einzuholen; wie er sie fast erreichte, rief sie zweimal laut:

„Fenna! Fenna!"

Aus dem Tone klang eine Erregung, wie um Beistand Rufendes; in einiger Entfernung antwortete eine muntere Stimme:

„Was giebt's, Helene? Hast Du Geister gesehen?"

Der schnelle Schritt der jungen Frau mäßigte sich.

„Weißt Du, wo Dein Bruder sein mag, Fenna? Es ist jemand" —

Durch knospendes Gebüsch raschelte ein Kleid,

und Fräulein Fenna zur Hellen tauchte in eigener Persönlichkeit hervor. Sie warf einen Blick voraus, verlor dabei, ebenso wie ihre Schwägerin, doch nicht aus Schreck, sondern aus Unachtsamkeit, einen Gegenstand, den sie in der Hand gehalten, und mußte sich suchend nach ihm bücken. Dadurch schoß ihr naturgemäß das Blut in den Kopf, sie kam mit ziemlicher Röthe im Gesichte wieder in die Höh', trat jetzt näher und sagte, leicht possenhaft knixend:

„Nein, das scheint kein Geist, wenigstens ist mir in der Gestalt noch keiner vorgekommen. Wenn ich mich richtig erinnere, Herr —?"

Aber sie konnte sich augenscheinlich trotz sichtbarer Anstrengung ihres Kopfes des Namens nicht erinnern. Das verzaubert Geisterhafte, das bisher noch in dem Garten um den Maler fortgelegen, war plötzlich wie von einem Anblasen weggeweht, er griff nach dem ersten besten ihm in den Sinn Kommenden und sagte:

„Schneemann, wenn Sie sich nicht mehr entsinnen."

Das Gesicht Fennas zur Hellen zeigte sich über die Nachhülfe ihres Gedächtnisses dankbar erfreut, doch ihr Ohr litt unverkennbar, wenigstens augenblicklich, ein wenig an Schwerhörigkeit, denn sie entgegnete hurtig:

„Richtig, Herr Schneegans! Wie kann man nur so vergeßlich sein! Ihr Gedächtniß scheint weit vorzüglicher; es fällt mir jetzt auch wieder ein, Sie sind der Herr, der sich damals so bei uns langweilte, daß er nie wieder hierher zu kommen gelobte. Oder haben Sie vielleicht inzwischen L'hombrespielen gelernt?"

„Nein, ich bedaure, nur gewöhnliches Damenspiel; Schlagdame, glaub' ich, heißt's auch. Darin stehe ich aber immer zur Verfügung."

Die Lippen beider hatten bei der schnellen Wechselrede einen halblachenden Ausdruck nicht verhalten, im Blicke Helenes van Hove kennzeichnete sich leicht Ueberraschung und Verwunderung über den possenhaft vertraulichen Ton der Begrüßung. Dieser schien mit ihrer eigenen Stimmung nicht im Einklange, sie unsympathisch zu berühren, wenigstens verhinderte sie eine weitere Fortsetzung durch die Frage:

„Hat die Mamsell Sie bereits in Ihr Zimmer geführt? Ich hoffe, daß es Ihnen im Grünen besser bei uns zusagen wird, als im Schnee."

Das waren im Grunde nur kurze und einfache Höflichkeitsworte, aber dennoch ließ sich mancherlei aus ihnen hervorhören. Sie drückten eine Fürsorge der Hausfrau und damit nachträglich einen Willkomm für den unvermuthet Eingetroffenen aus. Auch widersprachen sie der versteckten Anspielung Fennas, daß er damals den Grund seiner Langenweile selbst mit sich gebracht habe, und als Letztes nahmen sie zweifellos sein länger dauerndes Verbleiben im Hause an, denn von seinem Aufenthalt hier „im Grünen" konnte gegenwärtig nicht die Rede sein, darüber vergingen zum mindesten noch Wochen. Die erste Aeußerung Helenes hatte allerdings kundgegeben, er sei ein unerwarteter Gast, doch die jetzige besagte, kein „ungebetener."

Ihr Verhalten gegen ihn, wie sie nun dem Hause zugingen, war überhaupt ein verändertes, man erkannte, daß die von ihr an den Tag gelegte Schreckhaftigkeit ihres Wesens, noch ein letzter Ueberrest ihrer Krankheit, nur durch das Jähe des Zusammenstoßens aufgeweckt gewesen sei. Jetzt war nichts mehr davon geblieben, als vielleicht noch eine leichte Nachwirkung auf ihr Nervensystem, die sich in einer gewissen ungewohnten Schnelligkeit ihres Sprechens fühlbar machte. Sie hatte merklich empfunden, daß sie bei der ersten Begrüßung die Schuld einer Unhöflichkeit gegen den Freund ihres Mannes auf sich geladen, fast als ob sie ihn aus dem Hause abzuweisen beabsichtigt habe, und sie suchte diesen unangenehmen Empfangseindruck für einen Gast durch Fragen nach seinem Aufenthalt in den letzten Monaten auszugleichen. Er war nicht, wie er gedacht, zur Arbeit gekommen — ihm fehlte etwas dazu, ohne daß er sich selbst eigentlich sagen konnte, was —, sondern er hatte in Berlin und München Galerieen und Museen besucht, danach jetzt auf der Fahrt hierher einen Abstecher nach Jena gemacht, wo er seit seiner gemeinsam dort mit van Hove verbrachten Universitätszeit nicht wieder gewesen, und war von der Schönheit des Thüringer Landes so entzückt worden, daß er sich mehrere Plätze dort ausgesucht, um im Sommer an ihnen Naturstudien zu machen.

Seine Begleiterin entgegnete auf das letztere: „Ich glaubte, Sie beabsichtigten dies hier —“

Er fiel ein: „Ich konnte nicht wissen, was ich hier antreffen würde.“

Die Erwiederung ließ sich doppeldeutig auf die Natur wie auf die Menschen beziehen; Helene van Hove versetzte:

„Also Sie kommen schon mit dem Gedanken, uns zu verlassen. Mich däucht, den sollte alte Freundschaft nicht eingeben.“

Aufseß wiederholte: „Alte Freundschaft?“

Er ruhte gleichsam beim Sprechen etwas auf dem Worte; die junge Frau schloß rasch dran:

„Mein Mann mag ältere Freunde gehabt haben, doch er gedenkt Ihrer jedenfalls am häufigsten.“

„Man sagt, das sei ein unsichtbares Band, das Menschen zusammenziehe, so bewährt es sich denn wohl in diesem Fall. Und bis zum Sommer“ — der Sprecher warf einen Blick auf die Gesträuche um ihn — „ist's ja noch lang.“

Fenna ging stumm nebenher, nur ab und zu ihre Schultern leicht, wie von einem theilnehmenden Mitleid über etwas erfaßt, in die Höhe ziehend. So traten sie durch die Gartenthür auf den Gutshof, wo Helene rascher voran ins Haus ging.

Auch ihre Schwägerin setzte den Fuß vor, ihr nachzufolgen, drehte sich indeß noch einmal gegen den Maler zurück und fragte:

„Wissen Sie, was Süßholz raspeln heißt?“

Er befand sich sichtlich in Gedanken, die ihre

Frage ihm halb am Ohr vorbeigehen ließen, und sah sie nur antwortlos an.

Sie setzte hinzu: „Da können Sie's hören," und hob deutend ihre Hand in die Richtung, aus der noch die Flötentöne der Drossel bis hier herüber klangen. Und mit einer bedauerlichen Miene fügte Fenna nochmals hinterdrein: „Das arme Ding thäte mir wirklich leid, wenn es seinen Unterstand hier den ganzen Frühling hindurch mit einer so langweiligen Plage vergelten zu müssen glaubt."

Das hieß fraglos etwas anderes, als die Worte scheinbar besagten, hatte vermuthlich mit einer Abneigung Fräulein Fennas gegen Drosselgesang gar nichts zu thun. Doch Auffeß war augenblicklich nicht in der Stimmung, darüber nachzudenken; was ihm undeutlich daraus zum Verständniß kam, erregte sein Mißvergnügen, und er warf kurz bedachtlos als Antwort hin:

„Ich höre lieber eine Drossel singen als eine Elster plappern; das ist ja Geschmackssache."

Es war ihm ohne Absicht in den Mund gerathen, gewissermaßen nur als ein ornithologischer Vergleich zweier Vogelstimmen, mit der Anspielung, daß sein kundgegebener Geschmack ihn der bessere bedünke. Erst wie er Fenna zur Hellen das Blut roth ins Gesicht schießen sah, kam's ihm, sie habe eine andere, persönlicher gemeinte Beziehung drin aufgefaßt. Das wäre trotz dem burlesken Tone zwischen ihnen oder eigentlich um des unlustigen Tones willen, in dem er

seine Aeußerung gethan, einer jungen Dame und obendrein der Schwester seines Freundes gegenüber doch zu grob gewesen, und er suchte nach einem artigen Worte zur Verbesserung des Mißverständnisses. Doch sprang im gleichen Augenblick etwas von rückwärts an ihn heran und stieß ihm in die Kniekehle, sodaß er sich unwillkürlich danach umdrehte; wie er erkannte, es sei nur ein schnuppernder Jagdhund, und den Kopf zurückwandte, ging Fräulein Fenna ohne einen Laut der Entgegnung der Hausthür zu. Nun tönte rechtsher ein Pfiff und unmittelbar darauf ein Ausruf: „Was für ein Wanderfalk fällt da ein? Apport, Waldmann! Da ist er ja und mir lieber als die ganze Tasche voll Schnepfen!"

Ferdinand van Hove war's, mit der Jagdflinte über der Schulter; er kam rasch herzu und schüttelte Aufseß die Hand.

„Na, es giebt doch noch Treu' und Glauben in der Welt, ich hab's immer gesagt, wenn die Frauenzimmer damit fertig waren, er sei ein windiger Künstler und dächt' gar nicht dran. Erst einmal Manneswort, darauf verlaß ich mich; das ist brav von Dir, und es soll ihnen nicht geschenkt sein. Waldmann hat Dich natürlich auf den ersten Wind wieder heraus gehabt, solcher Hund ist klüger als alle Weiber auf der Welt und kennt einen Freund seines Herrn, wenn er ihn auch nur einmal gerochen. Brav, Waldmann! Siehst Du, da kriegen wir zuletzt doch noch gute Witterung. Sonst war's miserabel, wir haben keinen Schnepfen=

fragen mehr vor die Seher bekommen. 'S ist aus mit der Geschichte, bis die Blätter, die noch nicht da sind, gelb werden. Tralarum, jeremiarum! Dafür hab' ich Dich am Tische und will Dir das Ziehen schon abgewöhnen. Komm in mein Zimmer, Aufseß! Wann bist Du denn angelangt? Natürlich wie der Stoßhabicht aus der Luft, daß die Taube es nicht merkt, eh' er sie in den Klauen hat."

Er legte seinen Arm in den des Malers und führte ihn mit sich; ein wohlthuend überkommender, warm freundschaftlicher Empfang war's, der dem Ankömmling das letzte Gefühl, ein ungebetener Gast zu sein, verscheuchen mußte. Der Flur empfing die Hereintretenden leer, Helene war zum Ablegen ihres Gartenumhanges und Hutes in ihr Zimmer gegangen. Sie stand danach einige Augenblicke am offenen Fenster, in das von fern der Drosselgesang herüberklang, und schien über etwas nachzudenken. Doch sie drehte sich nach wenigen Athemzügen mit einer plötzlichen Bewegung um, als wolle sie sich nicht weiter besinnen, und machte sich gewaltsam los, begab sich eilig nach dem Seitenflügel des Hauses in die Küche.

Hier war sie schon seit Jahren eine seltene Erscheinung, und die Mamsell, die mit Anordnung für die Abendmahlzeit beschäftigt stand, sah sie verwundert hereintreten. Von einer andern Seite kam gleichzeitig auch Fenna, um der allmählich ganz auf sie übergegangenen obersten hausfraulichen Obsorge zu genügen, vernahm ebenfalls halb ungläubigen Ohr's, daß ihre

Schwägerin sich nach der Zurichtung des Tisches erkundigte. Doch war ihr dies nicht unlieb, denn ihr eigener Kopf befand sich im Augenblicke nicht recht in der Verfassung, die für die Ankunftsbewirthung eines Gastes wünschbare Ueberschau in Speisekammer und Keller zu hatten.

Das Gesicht Fennas hatte etwas ihm völlig fremd und curios stehendes Verblüfftes und behielt dies fast den ganzen Abend hindurch; ihr Bruder stellte im Verlauf desselben einmal den allerdings nicht übermäßig poetischen Vergleich an, sie sehe wie ein Huhn aus, das einen zu großen Regenwurm verschluckt habe, der ihm noch im Hals stecke. Ganz eigenthümlich ungewohnt an ihr war jedenfalls eine Abneigung, dem Blick eines andern, zunächst jetzt demjenigen Helenes zu begegnen, und da sie sah, daß sie in der Küche nicht nöthig sei, verschwand sie nach einer Minute unvermerkt.

Man aß, ländlichem Brauch gemäß, früh zu Abend, eine Glocke berief die Hausbewohner am Tische zusammen. Auch die Mamsell und der Verwalter nahmen daran theil, der letztere begrüßte beim Hereinkommen Aufseß als einen äußern Respect fordernden Gast des Gutsherrn, doch ohne jedes persönliche Interesse an demselben; ihm fehlte aller innerliche Zusammenhang mit einem Künstler, der erfahrungsgemäß nicht einmal L'hombre spielte, und der Stuhl des Malers war für ihn von einer besondern Art undurchsichtiger Luft besetzt. Auch die beiden Volontäre stellten sich ein,

sichtbar mit eben lebhaft von der Bürste bearbeiteten Köpfen, die jedoch nur der blonden Mähne zu einem melodischen Fall verholfen hatte, während die dunkeln Haarstoppeln von ihr eher zu noch entschiedenerer Widerborstigkeit angestachelt schienen.

Bernold Aufseß trat ihnen liebenswürdig entgegen: „Ich hatte schon das Vergnügen, von Ihnen, wie von Penaten des Gutes an der Schwelle desselben empfangen zu werden, und bitte, mich auch fernerhin hier Ihrem Schutz empfehlen zu dürfen.“

Stoppel zog das linke Bein zu einer Art von Kratzfuß zurück und murmelte etwas wenig Verständliches von „sich erinnern“ dabei, Hugo Schwegler dagegen nahm eine zufällige Armregung des Malers für ein Zeichen der Aufforderung, die an dem Arm befindliche Hand zu ergreifen und zu schütteln. Aufseß' Miene verzog sich ein bischen, wie bei einem unterdrückten Wehlaut, er sagte:

„Sie sind noch gleich den alten Deutschen für einen kräftigen Gruß, junger Freund, der Eindruck hinterläßt,“ und mit einem unverhehlt triumphirenden Blick auf seinen kleinen Collegen heruntersehend, nahm der lange Kostgänger seinen üblichen Platz neben dem Verwalter ein, dem er beim Niedersetzen: „Ein sehr angenehmer Mann“, zuraunte. Er entwickelte eine riesenhafte Verzehrungskraft, welche die Besonderheit hatte, für den nicht Aufmerkenden als Appetitlosigkeit zu erscheinen, da sein Teller ein halbes Dutzendmal wie in derselben Minute voll aufgehäuft und leer stand; wenn die Beschäftigung seines Mundes durch Benutzung

des Glases abwechselte, bediente er sich dessen regelmäßig mit einer komischen, halb schiefen Kopfdrehung, die seine Augen beim Trinken eben über den Glasrand weg nach dem linken obern Tischende schielen ließ, sodaß Neubauer einmal fragte:

„Haben Sie sich eigentlich beim Düngerauffahren die Halswirbel verrenkt, Schwegler?"

Dort, wohin sein Blick bei dieser Verdrehung fiel, saß an einem heute durch den Gast etwas verschobenen Platze Helene van Hove und neben ihr und ihrem Manne Bernold Aufseß; die Mamsell hatte ursprünglich anders gedeckt gehabt und den Gast zwischen die Hausfrau und ihre Schwägerin gesetzt, doch Fenna kam noch rechtzeitig vorher allein ins Eßzimmer, betrachtete in ihrer eigenthümlichen Stimmung diese Anordnung als einen Mißgriff und verbesserte ihn rasch durch Umlegung des Gedeckes. So befand sich ihr Sitz jetzt ungewohnterweise neben demjenigen Stoppels, der durch diese Unbräuchlichkeit in eine unklare Mischung von Selbstvertrauen und Befangenheit versetzt erschien, zumal da seine Nachbarin die einzigen Worte, die sie überhaupt von ihrem Munde kommen ließ, an ihn richtete und sich in ihnen merkwürdig ernsthaft für Buchweizenaussaat, Stallfütterung und Dreschmaschinen interessirte. Der Verwalter saß neben der Mamsell; beide sahen sich unverkennbar wechselseitig als zwei „Mitteldinge" des Hauses an, nicht berufen, unaufgefordert an dem Gespräch der Gutsherrschaft theilzunehmen, und deshalb auch nicht genöthigt, sich darum

zu bekümmern. Sie unterhielten sich mit schicklich gedämpften Stimmen ausschließlich untereinander, zuweilen lachten sie einmal, ohne daß Jemand von ihnen etwas gesagt, wie es den Eindruck machte, vollständig grundlos auf. Aber da sie dies stets gleichzeitig thaten, weckte es die Vermuthung, daß sie ihre Unterhaltung in irgend einer Weise, wenn auch unhörbar, doch beiden verständlich, weiter geführt haben mußten.

Es war eine Tischrunde, die sehr verschieden war von jener gesellschaftlichen, unter der Aufseß sich an dem Winterabend hier befunden, allein dennoch rief sie ihm jene in die Erinnerung und überlief ihn etwas bei der Vorstellung, daß er hier täglich mehrere Stunden — ja, wie lange denn? — so unter dieser ländlichen Zusammenmischung von Personen sitzen werde. Das „ländlich" bildete eine sehr euphemistische Bezeichnung; etwas anderes als Spaßerei und Fangball mit Worten treiben, eine geistige Unterhaltung fiel ein- für allemal in dieser Umgebung unmöglich.

Heute ging's noch, denn Ferdinand van Hove erkundigte sich lebhaft nach dem, was Aufseß von bekannten Menschen und Dingen in Jena noch wieder angetroffen habe, aber diese Hülfsquelle mußte bald ausgeschöpft sein, und die Hoffnung auf die Entdeckung weiterer war nicht aussichtsvoll. Helene van Hove, die bei der Rückwanderung aus dem Garten bessern Unterhaltungsfluß verheißen, glich am Tisch einem in eine asiatische Sandsteppe ausmündenden und darin verloren gegangenen Wasserlauf, und den einzigen

ergiebigen Wortquell versprachen etwa die Lippen Fennas zur Hellen. Aber erstens nahm ihr Gesichtsausdruck sich wie Regenzeit ohne Regen aus, das hieß, so naßkalt und trocken zugleich, wie nur irgend möglich, und dann hatte sie während der ganzen Mahlzeit einzig Sinn für die tiefsten, esoterischen Geheimnisse der Landwirthschaft.

So klapperten die Messer und Gabeln zu den Fragen des Hausherrn und den Antworten des Malers, der sich von Minute zu Minute dummer vorkam, daß sein Kopf selbst keinen Mosesstab besitze, um einen frischen Quell aus dem Wüstengestein um ihn herauszuschlagen. Und es war eine tröstliche Tischerquickung, als Hugo Schwegler wenigstens einmal den Mund aufthat und von seiner Ecke herüber, etwas mit der Zunge anstoßend, an die Hausfrau die Frage richtete, „ob sie vielleicht, da er morgen früh Buchweizen säe, Neigung habe, diesen interessanten Vorgang mit in Augenschein zu nehmen.“ Irgend etwas mußte einmal die Muthmaßung einer besondern Vorliebe bei ihr dafür in ihm erweckt haben, und er hatte offenbar schon länger auf den jetzt eintretenden Zeitpunkt gewartet, um ihr diesen aufmerksamen Galanteriedienst zu erweisen. Stoppel aber war herzlos genug, trocken darauf zu bemerken: „Ich hätte Frau van Hove doch lieber zu Ihrer heutigen Thätigkeit eingeladen, Schwegler“; und da der Verwalter mit dieser bekannt war, platzte er in ein Lachen aus, das die Mamsell gleichfalls ansteckte. Der blonde Kost-

gänger wurde bis über die Ohren roth und sah erbarmungswürdig hülflos drein, weil es sich ihm augenscheinlich im Kopfe durcheinander wirrte, die Frau des Hauses könne glauben, der Gedanke einer solchen Einladung sei nicht von Stoppel, sondern von ihm selbst ausgegangen. Ueber dies unglückliche Gesicht lachte auch van Hove jetzt, und sogar Fenna mußte einen Augenblick wider Willen die Lippen verziehen. Nur Helene, die nichts von dem Anlaß der allgemeinen landwirthschaftlichen Heiterkeit begriff, nickte mit einem andersartigen leichten Lächeln über den Tisch und antwortete freundlich: „Gern, Herr Schwegler, sagen Sie mir nur, wann und wohin Sie zum Säen gehen," und man stand, wenigstens für den Augenblick belustigt, vom Tische auf.

Die Sache selbst interessirte Aufseß nicht im geringsten und unstreitig seine Nachbarin ebenso wenig, doch sein Ohr horchte unwillkürlich auf den Ton ihrer Erwiederung nach. Es war etwas menschlich Mitleidiges daraus geklungen, um einem armen Schelm aus einer Patsche zu helfen, wie nur ein fein empfindendes weibliches Mitgefühl es bereit hielt und für den Gegenstand eines Gelächters damit eintrat. Helene van Hove schien zweifellos unaufmerksamer und theilnahmloser, als sie es in ihrem Innern war.

Dann saßen der Verwalter und die beiden Volontäre bei einer „kleinen" L'hombrepartie, als der unvermeidlichen Schlußaufgabe des Tages, während der Gutsherr jetzt die Ankunft des Freundes mit einer

Flasche seines besten Rheinweins feierte. Ihr Gespräch setzte sich noch über das bisherige Thema fort, in van Hove war der Wunsch wach geworden, ebenfalls einmal Jena und die dortige Gegend, durch die sie manche Streifzüge zusammen gemacht, wieder zu sehen. Seine Frau hatte mit am Tische Platz genommen, indeß ohne sich an der Unterhaltung zu betheiligen; sie führte zur Verwunderung ihres Mannes, da er sie lange nicht mehr bei solcher Beschäftigung gesehen, die Nadel zum Beginn einer kleinen Handarbeit. Fenna befand sich merkbar in Unschlüssigkeit über ihr Wollen, ging und kam ohne rechten Grund zurück, bis sie zuletzt ein großes Häkelzeug mitbrachte, sich auch auf einen Stuhl niederließ und etwas überflüssig laut mit den langen Holznadeln klapperte. Es sah aus, als sitze man hier allabendlich so beisammen, doch entsprach dies der Thatsächlichkeit nicht, da van Hove sich sonst nach der Mahlzeit stets in sein Zimmer und Helene sich in das ihrige begab.

Van Hoves Züge drückten übrigens aus, daß ihm die heutige Neuerung sehr behaglich vorkomme, und der Maler fand es innerlich zum Sterben langweilig. Der Gedanke, der ihn bei der Einfahrt in den Gutshof beschlichen, tauchte, nur aus verändertem Ursprung, wieder in ihm auf. Zur Last fiel er allerdings nicht, aber seine Rast hier am ländlichen Herd war ein sonderbares Vergnügen. Er begriff nicht, wie er nach seiner damaligen Erfahrung auf diesen Wiederholungseinfall gerathen sei; die Einbildung mußte ihm einen Streich und

eine andere Vorstellung von der Sache gemacht haben. Womit und wie, konnte er sich nicht sagen, oder doch, er hatte sich jedenfalls das Zusammensein mit Fenna zur Hellen lustiger gedacht. Freilich war sie durch ein ihm unbedacht herausgeflogenes Wort verstimmt worden, aber bei dem Tone, den sie als ersten Ankunftsgruß sofort wieder gegen ihn eingeschlagen, ließ sich doch nicht voraussetzen, daß sie durch eine solche, noch dazu absichtslose Replik ernstlich beleidigt werde. Sie war also wie alle derartigen zungenfertigen Frauenzimmer, nahm sich alles ihr in den Mund Kommende heraus und konnte selbst nichts vertragen, ohne sich in ihrer Eitelkeit gekränkt zu fühlen. Und so sollte es nun Abend für Abend fortgehen; eine L'hombrepartie nebenan, van Hove in der Vorstellung in Thüringen herumreisend, und zwei nähende und klappernde Trappistinnen dabei. Eine nette Aussicht.

Auf der Fahrt von der Stadt hierher war es ihm gewesen, als liege die Welt, wie aus einem alten Märchenbuche, verzaubert um ihn. In der Ferne hatte die Sonne die Parkwipfel geheimnißvoll in Gold eingetaucht gehalten, wie es ehemals vor seiner Knabenphantasie in den Baumkronen über dem Wunderschloß der schlafversunkenen Königstochter geleuchtet. Nun befand er sich drin, von rechtsher kam die Stimme Konrad Neubauers:

„Sie sind doch der reine Dämelack, Schwegler; was wollten Sie denn immer noch mit der Coeurdame, wenn Sie die bei Zeiten wegwarfen, hatten wir

ihn Codille herum," — und Ferdinand van Hove sagte, sein Glas erhebend:

„So gemüthlich war's lange nicht bei uns, ich rechne drauf, alter Freund, das es der erste von hundert ebensolchen Abenden ist."

Aufseß mußte wohl oder übel beipflichtend mit seinem Glase anstoßen und versetzte:

„Gewiß, wir wollen es wie ein Komma, ich meine, wie ein Ausrufungszeichen dazu klingen lassen."

Doch seine linke Hand malte zugleich mit ziemlich jesuitenhafter reservatio mentalis oder digitalis unter dem Tische die Zahl 100 und hakte hinter die 1 ein Komma ein. Dann äußerte er harmlos hinterdrein:

„Das klang, einmal für allemal, denn von den beiden Nullen hört man ihrer Natur gemäß nichts."

Die letzte Bemerkung veranlaßte Fenna zur Hellen, den Kopf aufzuheben und den Sprecher kurz anzusehen, danach setzte sie ihre großmaschige Thätigkeit eifrig fort.

So gingen oder krochen vielmehr ein paar Stunden herum, die Augen Bernolds Aufseß richteten sich immer häufiger und sehnsuchtsvoller auf die schleichenden Zeiger einer Standuhr, zuletzt fragte er: „Ihr geht wohl gewöhnlich früh zu Bett?"

Van Hove erwiederte lachend: „Ja, auf dem Lande heißt's eigentlich: mit den Hühnern heraus und hinein, Morgenstunde hat für unsereinen Gold im Munde."

„Und Abendstunde für mich", antwortete der

Maler — er hatte auf der Zunge, „Gähnen" hinzuzusetzen, besann sich aber noch und fuhr fort: „Wenn man am Tage Ungewohntes gethan hat, spürt man's eben am Abend auch ein wenig."

„Bist Du viel in der Stadt herum gewesen?" fragte der Gutsherr.

„Ja, ich hatte so allerlei aus alter Gewohnheit, war auch bei Winnenpfennig noch vor, ich weiß nicht, ob Du ihn kennst, den kleinen buckligen Maler."

Fragen und Antworten kamen unter beiderseitigem halb verhaltenem Gähnen heraus, es war Zeit, aufzubrechen, auch die Damen legten ihre Arbeiten zusammen.

„Ich kenne ihn weniger als meine Frau," erwiederte van Hove, „die hat ihn als Kind wohl in dem Grevenhorstschen Garten gesehen. Ein wunderlicher Mensch, scheint mir, nicht bloß von Figur. Versteht er eigentlich zu malen? Ich habe nie von Jemandem gehört, der etwas davon zu Gesicht bekommen hätte."

Die Frage weckte augenscheinlich bei Aufseß ein Interesse und benahm ihm noch einmal ein bischen von seiner Schläfrigkeit. Er wiederholte: „Ob das kleine Geschöpf zu malen versteht? Vielleicht mehr mit dem Kopfe als mit der Hand, gesehen hab' ich auch nicht viel davon und bin nach dem, was er in seinem Atelier hat, eigentlich verwundert, daß er so leicht Käufer dafür findet. Man bittet unwillkürlich im stillen der Welt ein Unrecht ab, das man ihr angethan, denn man hätte vorausgesetzt, daß sie ihn

mit Bildern solcher Art verhungern lassen würde. Aber wenn Du sagst, ein wunderlicher Mensch, so muß ich Dir recht geben. Ich glaube, wir könnten bis zum Ende unserer Tage über die Erde suchen, ohne einen Zweiten seiner Art ausfindig zu machen."

„Was heißt das?"

Es war zum ersten Mal, daß Helene van Hove sich in das Gespräch einmischte. Sie hatte plötzlich den Kopf gehoben und sah Aufseß fragend an.

Ueberascht richtete auch er ihr das Gesicht entgegen, sein Blick heftete sich indeß nicht auf sie, sondern ging mit dem Ausdruck, der sich auf eine Antwort besinnt und ihrer nicht ganz habhaft werden kann, gleichsam durch sie hin ins Weite. Aber es kam etwas schön Aufleuchtendes in seine Augen, wie er langsamer als sonst versetzte:

„Das heißt, daß ich nach einem alten Gleichniß wenige unserer Lebensgenossen und in erster Reihe mich unter ihnen nicht für würdig halte, ihm die Schuhriemen zu lösen — nicht dem Maler — auch nicht seinem Geist oder Verständniß oder irgend einem Begriffe, den man in ein bestimmtes Wort fassen kann. Aber ich glaube, wenn das Gefühl sich das Schönste und Höchste, das Idealste vorstellt, was es sich unter der Bezeichnung eines Menschengemüthes zu denken vermag — eine Seele, die dem gewöhnlichen mehr oder minder fleckigen Menschenthum so unberührbar entrückt ist, wie eine weiße Sommerglanzwolke dem Straßenstaub — dann beherbergt mit seltsam widerspruchs-

voller Hülle die eingeklemmte Brust der kleinen Miß-
gestalt solches Erdenwunder."

Es ließ keinen Zweifel, daß der Sprecher einer innersten Ueberzeugung Ausdruck gegeben, doch ebenso wenig, daß die junge Gutsherrin nicht damit überein-stimme. Sie entgegnete, jetzt vom Sitze aufstehend:

„Es ist gewiß selten, ein so begeistertes Urtheil von einem Berufsgenossen zu hören, aber ich besitze weniger künstlerische Einsicht in das Gemüthswesen eines Menschen und halte mich deshalb in gewöhnlicher Weise an ein altbewährtes Wort, das sich über den Umgang uns nicht genauer bekannter Leute ausspricht."

Die Stimme Helenes besaß ihren gewohnten ruhigen Klang, doch ihre Lippenbewegung etwas wunder-lich leicht Gereiztes, wie zurückgedrängt Heftiges. Sie trat, ihre Arbeit fortzuräumen, zur Seite, Auffeß wandte sich an van Hove:

„Ich verstand nicht, was meint Deine Frau mit dem Umgang?"

Der Befragte zuckte gleichgültig die Achsel.

„Vermuthlich den Banquier Grevenhorst, gegen den sie eine Abneigung besitzt und mit dem der kleine Winnen-pfennig, wie es heißt, allein im täglichen Verkehr steht. Solche Frauenmarotten sind so wenig auszurotten wie Quecken im Garten; die Wurzel bleibt stecken, und sie schlagen immer wieder aus."

Helene kehrte zurück, und man brach zum Zu-bettgehen auf. Nebenan war die L'hombrepartie noch nicht ganz zu Ende, und es bildete eine kleine

erheiternde Schlußepisode, als die beiden Kostgänger beim Vernehmen des Fortgehens der Andern durch die Thür hereinkamen, wie eine Giraffe neben einem Gnu plötzlich auftauchten und sich mit Verbeugungen verabschiedeten, welche, da sie gleich eifrig, doch zunächst nach verschiedenen Richtungen ausgeführt wurden, beide mit ihren Rückseiten in unerwünschte Collision brachten und dadurch etwas an Eleganz und Wirkungsausübung einbüßten. Dann äußerte van Hove, draußen auf dem Flur ein Licht anzündend:

„Ich bringe Dich heute noch nach Deinem Zimmer, es geht ein bischen um die Ecke, morgen Abend wirst Du's schon besser finden."

Der Maler lachte halb: „Sicherlich, morgen Abend wird's schon anders sein;" er wünschte den beiden Damen Gutnacht, und van Hove that das gleiche, darauf schritten sie zusammen einen Corridor entlang. Aufseß belustigte sich innerlich an dem Gedanken über den Unterschied, den er zwischen dem heutigen und morgigen Abend bezüglich seines Schlafengehens ins Werk zu setzen beabsichtigte, doch war ihm dazwischen ein unverständliches Wort im Ohr hängen geblieben, das ihn unwillkürlich zu der Frage veranlaßte:

„Bleibst Du noch auf?"

„Warum meinst Du?"

„Weil Du Deiner Frau auch schon Gutnacht gesagt."

„Nein, ich leg' mich auch wie ein Dachs auf die

Bärenhaut; meine Frau campirt mit auf dieser Seite, noch von ihrem Kranksein her, wegen der Sonnenverordnung. Hier sind wir an Deiner Kemenatenthür."

Drüben hatte Fenna etwas vergessen, das sie nochmals ins Wohnzimmer zurückkehren ließ; sie fand es indeß nicht und rief durch die Thür der Spielstube hinein: „Herr Stoppel!"

Der Gerufene flog auf, sodaß er den Tisch fast mit sich nahm und ein halbes Dutzend Knochenmarken über den Fußboden aussäte.

„Ja, Fräulein Fenna!"

Es hatte beinahe etwas von einem Stelldichein, zu dem sie ihn in die nur halb vom Nebenraume her mehr erhellte Stube berief, und dieser matten Beleuchtung entsprechend, fragte sie mit gedämpftem Tone:

„Gibt es eigentlich Elstern in unserer Gegend?"

Der Volontär wußte nicht recht, was er daraus machen sollte, er stotterte ein bischen:

„Gewiß, Fräulein — ich habe noch heute eine — warum?"

Die junge Dame versetzte leicht elegisch:

„Sie auch? Es sind ja unnütze und schädliche Geschöpfe, nicht wahr?"

„Vollständig unnütz, Fräulein — man thäte am besten, sie auszurotten."

„Es freut mich, daß Sie dies ebenfalls meinen, lieber Herr Stoppel. Ich wollte Sie deshalb bitten,

wenn Sie mir vielleicht eine Elster verschaffen könnten — ich habe einmal gehört, daß die Federn ein gutes Mittel —".

„Gegen epileptische Anfälle sind, gewiß!" fiel der Kostgänger mit einer Art enthusiastischen Bestätigungseifers ein.

„Nein, nur gegen Zahnweh —"

„Oh, haben Sie Zahnweh, Fräulein Fenna? Das thut mir — mir auch —"

„Nur ein bischen, ich habe mich wohl in der Abendluft draußen erkältet. Gute Nacht, lieber Herr Stoppel, ich danke Ihnen für Ihr Mitgefühl."

Fräulein Fenna verschwand, und der Volontär kehrte an den L'hombretisch zurück, von dem ihm der Verwalter entgegenbrummte:

„Sammeln Sie erst mal Ihre Knochen zusammen, Stoppel; wollen Sie hier eigentlich Bäume draus aufgehen lassen? Sie sehen ja ganz überäugig aus, was hatte das Fräulein zur Hellen denn noch für Flausen im Kopf? Die könnt' sich übrigens bald mal ihren Schnurrbart abnehmen und ihn Schwegler zum Präsent machen — na, wir müssen wohl die letzte Runde ansagen, meine Herren."

Auch Aufseß hatte etwas vergessen, das in seinem am Flurständer abgelegten leichten Ueberrock steckte, und begab sich, als van Hove ihn verlassen, nochmals dorthin zurück. Er hielt das Mitnehmen seines Lichtes für überflüssig, aber das alte Gebäude besaß in der That irreführende Ecken und Winkel, sodaß er auf dem

Rückwege seine Thür nicht gleich wieder fand. Wie er sich zurechttastete, fiel ein Schein vom Ende des Ganges her, und Helene van Hove bog in diesen ein. Sie ging langsam bis an ihr Zimmer, auf dessen Thürdrücker sie die rechte Hand legte; doch anstatt zu öffnen, blieb sie noch stehen und sah einen Augenblick lang durch den Gang hinunter. Die Kerze des Leuchters in ihrer Linken brannte mit zu geringer Flamme, um das Dunkel weiterhin aufzuhellen, ließ zweifellos sie von Aufseß nichts gewahren, obwohl sie in die Richtung schaute, wo er stand. Doch ihr Gesicht ward von dem Lichte voll beleuchtet, hob sich eigenthümlich, fast, wie allein in der Luft schwebend, aus der Schattenwelt umher ab. Zwischen ihren regungslos weit aufgeschlagenen Lidern ging ein suchender Blick hervor, sie selbst stand unbeweglich, nur die Kerzenflamme schweifte ein wenig hin und her, als ob die Hand unter ihr von einem leisen Zittern durchlaufen werde. Nun tönte vom Flur die Stimme Fennas, auf einen Gutnachtwunsch der Mamsell erwiedernd, Helene fuhr bei dem Klang leicht zusammen und trat in ihr Zimmer.

Auch Bernold Aufseß fand das seinige jetzt und ging drin auf und ab. Seine Müdigkeit von zuvor hatte ihn völlig wieder verlassen, das eben von ihm gesehene Bild stand noch vor seinen Augen, er sah vor sich hinaus und murmelte unverständlich in fragendem Tone zwischen den Lippen: „Wegen der Sonnenverordnung?“ Dann setzte er sich plötzlich an den Tisch, griff nach einem Skizzenbuch und begann darin

zu zeichnen. Rasch bildete sich eine stehende weibliche Gestalt auf dem Blatte, nur wenige andeutende, doch charakteristische Linien drüber gaben die Kopfhaltung und die Gesichtszüge Helenes van Hove wieder. Die Aehnlichkeit war unverkennbar, der Maler selbst nickte befriedigt und bestätigend dazu. Er betrachtete es eine Weile, nun glitt seine Hand leicht wieder über das Papier, um das Bild in einen Rahmen einzufassen. Doch er zeichnete nicht die unmalerischen Wände des Flurganges, ließ vielmehr an den Seiten hohe Baumstämme aufwachsen, die ihre Blätterkronen über der Gestalt zusammenwölbten. Diese lag allerdings nicht, sondern stand aufrecht, sonst hätte ein Beschauer bei dem entstehenden Bilde an eine Illustration zu dem Märchen des in der Waldwildniß schlafenden Dornröschens denken können.

3.

Der April ging zu Ende, und der Morgen des nächsten Tages begann schon früh und mit wundersamer Schönheit. Er hatte auch Bernold Aufseß bereits früh geweckt, ihn in den Garten und weiter auf Feldwege hinausgetrieben. Wohin der Blick fiel, glänzten Thaudiamanten an Halm und Gezweig, alles lag noch still unter dem fast wagerechten Strahlenwurf der eben erst aufgegangenen Sonne, nur dann und wann einmal hallte in der Ferne ein Schuß auf. Vermuthlich hatte van Hove sich doch noch wieder und mit besserm Erfolge als gestern Abend auf die Schnepfensuche gemacht. Der Maler drehte einmal den Fuß, um einen Weg in der Richtung des Knalles einzuschlagen, doch er stand gleich wieder davon ab. Die Frühherrlichkeit erhielt ihren höchsten Reiz grade durch die Einsamkeit, durch das noch nicht von der Stimme des Tages aufgescheuchte Schweigen der Natur Etwas Ahnungsvolles lag überall, schien hinter jedem Baum und Busch aus schattiger Verborgenheit hervor-

zublicken, die lichtgrünen Blätter hatten sich rundumher über Nacht weiter aufgerollt. Es war alles so, wie der Umherwandernde es sich gestern auf der Fahrt hierher vorgestellt, nur nicht in versinkendes Abendlicht getaucht, sondern vom ersten Morgengold überschüttet. Aber auch dies spann schwebende Zauberfäden um die Dinge, wie um die Sinne.

Auf dem Rückwege zum Hause kam Aufseß ein Schritt entgegen, gleich danach rief van Hove, um eine Ecke biegend, überrascht:

„Schon auf den Beinen? Ich dachte, Dich wiegten alle neun Musen noch in den Federn; gestern Abend vergaß ich zu sagen, daß ich nicht zum Frühstück auf Dich warten würde. Wir geniren uns ja nicht voreinander, nur keinen Zwang, jeder muß thun, was der Tag verlangt oder wozu er Lust hat, und bei Tische setzen wir uns zusammen. Du weißt, alles, was in meinem Hause ist, steht Dir ungefragt zur Verfügung, damit aufzustellen, was Du willst. Macht's Dir Spaß, so dreh's auf den Kopf, ein bischen Lustigkeit ist die Hauptsache, die fehlt bei uns. Ich habe heute viel nach dem Rechten zu sehen, es wird wohl Mittag, bis ich wiederkomme. Laß Dir die Zeit nicht lang werden!"

Der Sprecher schüttelte Aufseß nochmals die Hand, und dieser blickte dem Fortschreitenden nach. Wie die hohe, kraftvolle Gestalt mit dem blinkenden Handbeilstock in der Rechten über den ihr angehörigen Grund und Boden dahinging, stellte sie eine schöne

männliche Erscheinung, eigentlich ein Idealbild einer solchen im blühendsten Lebensalter dar. Man mußte ebenso frische Regsamkeit des Geistes wie der Glieder in ihr vermuthen, jugendliches Feuer, Schwungkraft eines auf höhere Gedanken gerichteten Sinnes. Und mit diesen Besitzthümern ausgerüstet hatte ihn der Nachschauende in der That ehemals gekannt, sonst wäre kein Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen entstanden. Warum besaß er sie nicht mehr? Weshalb war er — Aufseß suchte nach einer richtigen Bezeichnung — weshalb war er geistig „verbauert“?

Allerdings die Umgebung, in der er lebte, mußte auf die Dauer wohl eine herabziehende Wirkung üben. Er hätte jemanden zur Seite haben müssen, der seiner frühern geistigen Sphäre angehört, ihm ebenbürtig gewesen wäre. Sei es ein männliches oder ein weibliches Wesen, denn allein auf sich selbst gewiesen, hielt auch die beste Menschenkraft — wenn sie nicht selbstschöpferisch war — den Kampf mit dem Alltäglichen, Abstumpfenden nicht aus.

Doch er besaß ja eine Frau, und zwar eine Frau von Bildung, Jugend, Schönheit, sogar von einem ganz eigenartigen, poetischen Reiz der Erscheinung. Weshalb war sie nicht das „weibliche Wesen“, dessen es für ihn bedurft hatte, um ihn in seiner ehemaligen feinern Art fortzuerhalten?

Der Maler dachte im Gehen darüber nach, ohne eine wirklich erklärende Antwort finden zu können. Er kannte Helene van Hove wenig, doch so weit ihm

die Erinnerung an sie von früher zurückkam, hätte er sie grade als die geeignete Gefährtin für ihren Mann betrachtet. Wenn sie selbst dies nicht ebenfalls geglaubt, aus welchem Grunde hätte sie dann seine Bewerbung angenommen? Um die Herrin auf dem großen Gute zu werden? Er schüttelte den Kopf; das entsprach ihr nicht. So gering seine Kenntniß ihres Innern auch sein mochte, konnte kein Verdacht bei ihm festhaften, sie habe aus Bereicherungssucht, aus niedrigem Beweggrund ohne Liebe geheirathet.

Aber trotzdem waren beide keine wirklichen Lebensgefährten, dies Gefühl hatte ihn schon bei seinem flüchtigen Winterbesuch hier berührt und seit gestern Abend sich ihm als Gewißheit aufgedrängt. Etwas Räthselhaftes lag darin, nicht zu lösen, nur Eins ergab sich als kaum anzuzweifeln. Diese Frau war für van Hove kein Glück, trug wesentlich die Schuld an seiner geistigen Herabminderung. Er hätte einer andern, ihn stützenden und hebenden bedurft.

Empfand er dies wohl selbst? Es schien kaum, wenigstens sagte er es sich schwerlich, die Gewohnheit hatte muthmaßlich seine Ansprüche immer weiter verringert, bis nichts von ihnen als ein äußerer Schein, und auch dieser kaum beobachtet, übrig geblieben. So mochte er selbst nichts entbehren, sich nicht beklagenswerth fühlen, aber Aufseß konnte nicht umhin, ihn lebhaft zu bedauern. Es that ihm um den Freund leid, der einen edlen, vorzüglichen Kern in sich trug und Anderes hätte sein und werden können. Er war über-

zeugt, eine Frau, die zu ihm passe, die ihn liebe und Liebe von ihm verlange, würde ihn noch jetzt zu der alten, geistigen Lebendigkeit seiner frühern Interessen zurückzubringen, einen glücklichen Mann aus ihm zu machen im Stande sein

Weshalb aber liebte Helene van Hove ihn nicht? Entsprang es aus einer kühlen Unbeweglichkeit ihres Herzens, oder war's, weil sie einen andern liebte?

Aufseß hatte bis gestern Abend, bis zum Aufbruch aus dem Wohnzimmer das erstere geglaubt. Doch seitdem war ihm ein Bild dazwischen getreten, stand noch jetzt, wie mit den Sinnen faßbar, vor ihm, die Erscheinung der jungen Frau, wie sie an der Thür ihres Zimmers einen Augenblick innegehalten und in der Meinung, unbeobachtet zu sein, vor sich hinausgesehen. Das waren Augen gewesen, die etwas in der Weite suchten, nicht kalt und leer, sondern von einem verschwiegenen innern Leben beseelt. Und der Maler hatte die deutliche Empfindung dabei, ein Fremder hätte dies Bild nicht für das einer Frau gehalten, sondern ein Mädchen vor sich zu sehen geglaubt, das in ein noch halb traumhaftes Gefühlsaufwachen des Herzens verloren dastehe.

Helene van Hove erregte in Wirklichkeit noch denselben jungfräulichen Eindruck wie damals, als er in seiner Studentenzeit mit ihr zusammengetroffen. Ja, ihr Anblick im Flurgang hatte ihm aufs Lebhafteste ihr Mädchenbild zurückgerufen, wie sie am letzten Abend unter dem blühenden Syringenbusch gestanden. Auch

aus jenem Halbschatten hatten ihre Augen sich mit einem ähnlichen Ausdruck hervorgerichtet gehabt. Ihr Herz war damals nicht von kühler Unbeweglichkeit gewesen und war es heute nicht, sondern es suchte etwas in der Weite.

Was oder vielmehr wen? Das wußte muthmaßlich Niemand als sie selbst. Aber es bildete den eigentlichsten Grund des inhaltsleeren Verhältnisses zwischen ihrem Manne und ihr.

Dem langsam Weitergehenden kam eine nur scheinbar von seinem Gedankengang abspringende Frage: Wer ward einmal zum Erben des Gutes? Er hatte durch van Hove kurz von dem Unglücksfalle, der die damaligen Hoffnungen zunichte gemacht, und der nacherfolgten Krankheit der jungen Frau vernommen; seitdem waren vier Jahre vergangen. Auffeß hätte gestern eine Frage, wer das Gut erben solle, für widersinnig gehalten, doch heute kam sie ihm begründet vor. Er dachte kurz darüber; aller Wahrscheinlichkeit nach ging der schöne Besitz einmal an Neffen des jetzigen Inhabers über, wenn seine Stiefschwester sich verheiratete. Das mußte auch ein schmerzlicher Gedanke für van Hove sein.

Fenna zur Hellen — die Vorstellung derselben knüpfte sich unwillkürlich daran. Eine eigenthümliche Persönlichkeit, im letzten Grunde vielleicht anders, als sie sich gab. Er hatte sich ihr gegenüber nicht grade in günstigstes Licht gesetzt, bei der ersten Begegnung durch sein Benehmen ihren Spott herausgefordert und gestern ihr, wenigstens nach ihrer Auffassung, eine

Grobheit ins Gesicht geworfen. Das erstere war ihm nach seiner Abfahrt vom Gute doch unangenehm und nicht ganz einflußlos auf seinen Entschluß, wieder zu kommen, gewesen; sie sollte, wie König Philipp, „besser von ihm denken", und ihr Mißverstehen seiner gestrigen Antwort that ihm heute leid. Hinter ihrem possenhaften Treiben barg sich doch vermuthlich noch etwas anderes — er selbst fand zu Zeiten auch Spaß an solcher Narretheidung — ein ganz inhaltsloses Geschöpf lief nicht so allein im tiefen Dämmerlicht auf dem Eis eines einsamen Feldteiches umher. Trotz der großen äußern Verschiedenheit erinnerte sie dennoch in manchem an die frühere Natur ihres Bruders — schade, daß sie seine Schwester war, sie hätte in ihrer frischen Lebendigkeit nicht unübel als Frau für ihn gepaßt. Freilich, er war ja außerdem schon verheirathet. Aber daß sie sich, mit Recht oder Unrecht, beleidigt fühlte — die Nacht hatte Aufseß zu richtigerer Anschauung der Sache geführt — erzeugte ihm eine Unmuthsempfindung, und ein derartiger gespannter Zustand mußte bei seinem längern Verbleiben auf dem Gute für beide peinlich fallen.

Bei seinem längern Verbleiben? Es stieß etwas in ihm bei dem Gedanken an, wie die Zunge bei einem ihr noch nicht recht geläufigen Worte, doch ihm blieb nicht Zeit, sich gewissermaßen selbst darüber zu wundern. Er war wie gestern Abend durch das Gartenthor auf den Hof zurückgelangt, und — lupus e fabula — ebenso kam von der Hausthür her ihm

Fenna zur Hellen fast genau auf der nämlichen Stelle entgegen, wo sie ihn gestern ohne Erwiederung stehen gelassen. Und es zeigte sich, daß die Nacht bei ihnen beiden einen am Abend gefaßten Vorsatz umgeändert hatte, zunächst in dem Aufgeben der innegehaltenen Schweigsamkeit von seiten Fennas, denn sie antwortete auf das Lüften seines Hutes mit einem Tone der Verwunderung:

„Sind Sie noch hier?“

Hatte sie gestern Abend in seinen Gedanken gelesen? Er ward unwillkürlich etwas roth und erwiederte:

„Ich verstehe nicht — wo sollte ich —?“

Fenna zuckte leicht die Schulter: „Ich dachte, Sie befänden sich vielleicht irgendwo in einer Gegend, wo Sie mit keinen Nullen zu rechnen brauchen.“

Das war nicht mißzuverstehen; ihr Scharfblick hatte in der That seine Absicht, sich heute heimlich wieder von dem Gute fortzumachen, herausgewittert und das Wortspiel, das er nur zu seiner eigenen Belustigung mit den „beiden Nullen“ betrieben, richtig aufgefaßt. Ein Lachreiz kam ihm herauf, und der Antrieb, ihr auf ihre offene Kundgabe mit einem ebenso offenen Zugeständniß und einem Compliment für ihr feinhöriges Combinationsvermögen zu antworten, aber er stockte plötzlich, denn wodurch sollte er begründen, daß ihre Vermuthung gegenwärtig trotzdem nicht mehr zutreffe? Darin trat nämlich die von der Nacht in ihm bewirkte Umänderung zutage, er ging

schon seit der Frühe nicht mehr mit dem gestrigen Plan um. Dieser Widerspruch hätte sich bei seiner beabsichtigten Entgegnung unerklärlich offenbaren müssen, und dies Gefühl verwickelte ihn in eine merkwürdige innere Verlegenheit, die ihm das Blut noch mehr ins Gesicht trieb.

Doch kam ihm in diesem Augenblick eine unerwartete Unterbrechung als Beihülfe, denn um eine der großen Hofscheunen her schoß, auf den ersten Blick einem hurtig heranwuselnden Seehunde außerordentlich ähnlich, Florian Stoppel mit einer Flinte auf dem Rücken und weit von seinem Borstenhaar auf den Hinterkopf zurückgestülpter Mütze. Er hatte sichtlich schon eine eifrige und heiße Morgenthätigkeit entfaltet, da ihm helle Ströme von der Stirn liefen; etwas lang Herunterhängendes in der Rechten haltend, rannte er kopfüber auf die beiden zu, rief triumphirend: „Da sind sie, Fräulein Fenna!" und schwenkte ihr ein Vierteldutzend geschossener, todter Elstern hin.

Verständnißlos blickte der Maler auf die Vögel, doch das Roth-werden kam jetzt plötzlich an Fenna zur Hellen, die nach einer Sekunde der Sprachlosigkeit schnell, bedauerlich sagte:

„Ach, die armen Thiere! Warum haben Sie denn die umgebracht, Herr Stoppel?"

Der Befragte sah sie verdutzt an.

„Sie haben — Sie sagten ja gestern auch, daß es unnütze Geschöpfe wären."

„Ich? Das muß Ihnen jemand anders ge-

äußert haben. Und man schießt sie deshalb doch nicht gleich todt; solche Grausamkeit hätte ich Ihnen wirklich nicht zugemuthet."

Der Volontär stand vollständig verblüfft und brachte nur hervor: „Aber Sie wollten doch eine —"

„Ach ja, eine Feder wollte ich, wenn Sie die zufällig gefunden hätten."

„Wie hätte ich die aber anders —?" stotterte der Kostgänger.

Aufseß hatte mit einem Lächeln zugehört, das ein ihm jetzt aufgegangenes Verständniß kundgab, und fiel nun ernsthaft ein:

„Wissen Sie das Mittel noch nicht, Herr Stoppel? Sie hätten auf den Baum klettern und der Elster ein wenig Salz auf den Schwanz streuen müssen, dann hätte sie sich die Feder, welche Fräulein Fenna wünschte, von Ihnen ausziehen lassen. Nehmen Sie mich nur ein andermal mit auf die Jagd, ich weiß noch allerlei gute Rathschläge. Uebrigens soll es für den Liebhaber ein schmackhafter Braten sein, also „love's labour lost" läßt sich nicht dazu sagen."

Florian Stoppel verschwand ohne Erwiederung, diesmal am meisten einem schwarzen, begossenen, doch am Kopfe roth überschütteten Pudel gleichend, und die beiden standen wieder allein. Kurz wartete der Maler noch, dann sagte er:

„Da haben Sie nun um meinetwillen eine treue Seele bitterlich gekränkt, Fräulein Fenna, verläugnet wie Petrus seinen Herrn vor dem Hahnenschrei. Und

Sie hätten es gar nicht nöthig gehabt, ich würde mit keinem Worte gefragt haben, was Sie mit einer Elster beabsichtigten, so indiscret bin ich wahrhaftig nicht, ich glaube, daß Sie mich überhaupt etwas verkennen. Als Ihr geflügelter Geist erschien — ich erinnere mich, er that's im Winter schon einmal ähnlich — stand ich grade im Begriff, Ihnen ein Compliment über Ihren Scharfblick zu machen und offen einzugestehen: Allerdings, Fräulein Fenna, ich ging gestern mit dem Gedanken um, heute schon wieder von hier fortzugehen, weil eine gewisse junge Dame irrigerweise glaubte, daß ich die Absicht gehabt hätte, sie zu beleidigen, und weil die Vorstellung ihrer derartig fortdauernden Schweigsamkeit und Mißlaune mir den längern Aufenthalt hier unleidlich erscheinen ließ. Ich denke, aus dem, was in dieser Erläuterung liegt, kann Ihnen Ihre Täuschung erkennbar werden, und weiter meine ich, können wir uns darüber verständigen, daß ein Aufkommen olches Irrthums zwischen guten Freunden etwas Thörichtes ist. Freilich weiß ich nicht, ob Sie mir ein Recht auf diese Bezeichnung zuerkennen, aber ich dachte an das Wort, daß die Freunde unserer Freunde auch unsere Freunde seien — die Schwestern derselben bedünken mich dadurch noch näher eingeschlossen — und so könnte ich eigentlich nicht nur von guter, sondern sogar von alter Freundschaft reden. Und einer solchen, däucht mich, steht der Vertrag wohl an, sich gegenseitig überzeugt zu halten, daß Schneebälle niemals

die Absicht von Granatensplittern haben. Ich verspreche wenigstens, falls mir bei einem mehr oder minder guten Wurf je ein derartiges Gefühl käme, den nützlichsten Gebrauch von meiner Zunge zu machen und sie geradheraus fragen zu lassen: Wie war das gemeint? Dann ergibt sich, daß der oder die Befragte lacht — man lacht zusammen — und das thörichte Hirngespinnst fliegt, von den Lippen weggeblasen, wie Spinnweb durch die Luft.“

Lächelnd, aber sehr liebenswürdig, sogar mit einem herzlichen Tone des Wunsches, zu solchem Einverständniß-Vertrag mit seiner Hörerin zu gelangen, hatte Bernold Aufseß gesprochen, allerdings mehr gegen den Schluß, denn die Aufhellung des Grundes, warum er das Gut in der That schon heute wieder zu verlassen gedacht, klang ein wenig mehr aus einem Nachdenken heraus, zu dem ihm die unerwartete Einmischung Stoppels in die Unterhaltung Muße gegeben. Der Anlaß zu der Umänderung seines Vorsatzes war ihm selbst noch nicht ganz klar gewesenund erst während des Gesprächs recht zum Bewußtsein gekommen; Fenna hörte allem, was er sagte, lautlos zu. Daß sie durch unglücklichen Zufall auf ihrem Elsterplan „abgefaßt“ worden — Gott mochte wissen, worin dieser bestanden — hatte ihr in begreiflicher Weise das Gesicht roth angefärbt, und diese Farbe nahm bei den Worten des Malers noch immer mehr zu. Ihre Absicht mußte eine äußerst heimtückische, ihr selbst jetzt Gewissensbisse verursachende gewesen sein, denn ihre Züge verriethen

gegenwärtig weit mehr Verlegenheit, als diejenigen Bernolds Aufseß vorhin, und ihre Augen gingen unsicher an ihm vorbei Sie hatte etwas von einem auf einer Heimlichkeit betroffenen, gescholtenen Kinde, der Maler hätte sich nicht vorzustellen vermocht, daß ihre übermüthige Miene wegen Ertapptwerdens bei irgend einer mißglückten Rancüne einem so mädchenhaft befangenen Ausdruck Platz machen könne. Da sie offenbar mit dem Munde kein Zugeständniß des von ihm Gesagten ertheilen wollte, hielt er ihr jetzt lachend die Hand hin:

„Also auf gute Freundschaft oder Feindschaft — es kommt nur auf das „gut“ dabei an!“

Nun legte sie mit schneller Bewegung einen Augenblick ihre kleine Hand in die seinige, dann lachte sie ebenfalls auf, vielleicht mit einem um ein Weniges andern Klange als gewöhnlich, aber es drückte gewissermaßen. auch ihr Siegel unter den Vertragsabschluß. So war's, wie er gemeint: „und man lacht zusammen“; mit einer schalkhaften Feierlichkeit bot er ihr danach den Arm und sagte:

„Ich hatte bereits einmal das Vergnügen, Sie zu Tisch zu führen, und hoffe, dies noch recht häufig wiederholen zu können. Ob Sie schon gefrühstückt haben, weiß ich nicht, von mir aber weiß ich mit Bestimmtheit, daß ich es noch nicht gethan und jetzt bedeutend mehr Neigung dazu fühle, als etwa vor einer Viertelstunde.“

Auch das enthielt einen artigen Hinweis auf

Aufseß' erfreulicher umgewandelte Gemütsverfassung. Fenna nahm den ihr dargereichten Arm und sie traten in die Hausthür ein. Auf dem Flur begegneten sie Helene mit dem Schlüsselkorbe in der Hand; es lag etwas doppelt Ungewohntes darin, sie so früh und so in hausfräulicher Thätigkeit zu sehen, daß ihre Schwägerin überrascht fragte:

„Bist Du schon auf?"

Auch aus den Augen der jungen Frau indeß sprach Verwunderung bei dem Anblick der Arm in Arm Hereingetretenen und sie erwiederte:

„Schon? Es scheint ja, daß Ihr schon einen Spaziergang zusammen gemacht habt."

Fenna zog jetzt ihren Arm aus dem des Malers, während sie zugleich rasch versetzte:

„Wir waren nur etwa ein Dutzend Spazierschritte, das Verdienst des Ganges kommt Herrn Aufseß allein zu und er sucht nach der Belohnung dafür, die Sie hier finden werden." Sie deutete auf eine Zimmerthür, fügte nach: „Ich habe leider schon gefrühstückt und gehöre nicht zu den Vögeln, die dies öfter zu wiederholen nöthig haben," und sie hüpfte schnell die Treppenstufen hinan. Es waren die ersten Worte, die sie an ihren Begleiter wieder gerichtet hatte, in denen sie ihm eine leichte Abschiedsquittung für die Elster zurückließ.

Der Weisung folgend, begab Aufseß sich in das Zimmer an den Tisch. Augenscheinlich waren die Hausbewohner nicht gewöhnt, zu gemeinschaftlicher Stunde zu frühstücken, sondern jeder that dies nach

Laune und Gefallen, van Hove wohl zumeist als der Erste. Doch stand alles aufs Neue wohl geordnet, die benutzten Tassen waren entfernt und nur eine übrig belassen. Der letzte Ankömmling setzte sich, er fühlte Befriedigung über die Versöhnung Fennas zur Hellen und begann gleichfalls mit einem angenehmen Gefühl seinen durch die Frühwanderung erregten Appetit zu befriedigen. Daß er diesen erst seit dem Ausgleich mit Fenna lebhafter empfunden, war ein wenig Phrase gewesen; solche artig überzeugende Wendungen leisteten mancherlei Gutes im Leben, man bedurfte ihrer zuweilen, auch vor sich selbst. Was der Tisch enthielt, erzeugte ihm jedoch in Wahrheit eine ungewöhnliche Empfindung, obgleich es eigentlich aus nichts als dem täglich Hergebrachten bestand. Aber das ländliche Brot, die Butter, Eier und rosiger, frisch geschnittener Schinken bedünkten ihn anders als sonst. Es ging ein Hauch der Frische von allem aus, der nicht allein den Geschmackssinn berührte, sondern — so wunderlich es klingen mochte — etwas poetisch Anmuthendes besaß, an den Duft und Schimmer, das Unnennbare, das draußen über der Frühwelt gelegen, erinnerte.

Nachdem er einige Minuten so gesessen, öffnete sich die Thür und Helene trat ein. Sie trug noch den Schlüsselkorb mit sich, nur eine Besorgung schien sie durch's Zimmer zu führen, bei der sie im Vorübergehen fragte, ob Aufseß alles habe, was er wünsche und woran er gewöhnt sei.

Wie er dankend antwortete, setzte sie ihren Fuß

um einige Schritte weiter, wandte sich dann indeß mit einer unerwarteten Drehung dem Buffet zu, ihre Hand nach einer Tasse auf demselben ausstreckend. Diese hielt sie, regungslos stehen bleibend, als ob sie nicht wisse, was sie damit beabsichtige; wohl ein Dutzend Sekunden vergingen so, ihre unbewegliche Stellung bekam etwas unverständlich Sonderbares, daß der Maler, um die Stille zu unterbrechen, fragte, ob sie auch schon in erster Helle mit ihrem Manne oder ihrer Schwägerin zusammen gefrühstückt habe. Das schien sie sich auf den Zweck, zu dem sie die Tasse genommen, besinnen zu lassen, denn sie entgegnete jetzt rasch, daß sie bisher noch nicht dazu gekommen sei, es nachholen wolle, und zugleich setzte sie sich mit an den Tisch. Ihr Behaben hatte den Eindruck wunderlicher Vergeßlichkeit geregt, als ob sie ohne seine Frage wieder hinausgegangen sein würde.

Doch nun saß sie und sprach; allein ihre ersten Worte thaten abermals eine ähnliche Gedächtnißlosigkeit kund, denn sie fragte, ob Aufseß einen weiten Gang mit ihrer Schwägerin gemacht habe. Er sah sie verwundert an und erwiederte: „Nein, wie Fräulein Fenna vorhin sagte, wir trafen uns eben vor der Hausthür, als ich zurückkam.“

„Das muß ich überhört haben.“ Die junge Frau beschäftigte sich mit ihrem Frühstück, empfand aber dabei jetzt unverkennbar ihre Hausfrauenpflicht, zur Unterhaltung des Gastes beizutragen. „Die Welt draußen wird hoffentlich besser nach Ihrem Gefallen

gewesen sein, als bei Ihrer letzten Anwesenheit. Ich erinnere mich, Sie kamen zu einer Zeit, als wir tief im Schnee begraben waren, das konnte kein günstiges Gedächtniß bei Ihnen hinterlassen."

Verlangte Helene van Hove Complimente?

Auffeß antwortete lächelnd: „Auge und Ohr des Menschen wird wohl mehr von der gegenwärtigen Jahreszeit erfreut, aber für die Phantasie des Malers ist es vielleicht schöner, wenn aus dem deutschen Januarschnee umher ein italienischer Frühling vor ihm aufsteigt."

Die Hörerin schien wieder einen Augenblick nachdenken zu müssen, ehe sie entgegnete: „Sie meinen – mir kommt's, Sie begleiteten mich damals ins Dorf und wir sprachen von Italien. Ja, es war mir, als ob ich dort sei."

Hatte die vor ihm Sitzende denjenigen, nach dem ihre Augen gestern Abend in der Weite gesucht, in Italien gesehen? Das Erinnerungsbild kehrte wiederum vor den Blick des Malers, doch zugleich deckte es sich mit dem der gegenwärtigen Wirklichkeit. Stand die einfache Morgenkleidung der jungen Frau so reizvoll, oder hatte auch das geübte Künstlerauge erst der längern Anschauung bei ihr bedurft? Helene van Hove war durchaus keine blendende Schönheit, doch etwas ganz Anderes ging von ihrer Erscheinung aus, die man nicht ästhetisch-anatomisch zergliedern mußte. Auch den Frühling über einer zum ersten Mal gewahrten Landschaft zerlegte man nicht in seine Bestandtheile, sondern

empfand zunächst nur die Gesammtwirkung aller seiner Reizentfaltungen als eine wundersam harmonische, ehe man sie zur Rechenschaftsablegung zog, durch welche Summe von Einzelheiten dieser vollendete Totaleindruck hergestellt werde. Dann freilich suchte das Interesse des Malers nach der zusammenfügenden Begründung solches Einklangs.

Und in der That, es war kein Gleichniß. Wenn man den Frühling, und grade den gegenwärtigen, noch im Aufwachen begriffenen Frühling in menschlicher Verkörperung darstellen wollte, so ließ sich kaum etwas von der Natur selbst entsprechender dazu Geschaffenes denken, als Helene van Hove. Alles das noch Leise des Werdens umgab sie, das vorahnend Träumerische der linden Sonnenluft, des weichen Anhauchs, des kaum merklichen Duftes, die über den ersten Feldblumen eines in heimliche Stille geborgenen Zaunraines liegen. Das Ohr glaubte Lerchenton drüber zu hören; sie war wie ein erster Maitag, der blaue Augen aufschlug.

Aufseß fühlte sich von einem künstlerischen Verlangen erfaßt, das die Schicklichkeit ihm nicht zu erfüllen verstattete. Er konnte dem Wunsche, das Gesicht der jungen Frau durch beharrendes Anschauen malerisch zu studiren, um das so eigenartig poetisch in allem Zusammenstimmende aus seinen Bruchtheilen zu begreifen, nicht nachgeben. Was er vermochte, war, das Gespräch anregend weiterzuführen und begründeten Anlaß dadurch zu gewinnen, Helene ab und zu flüchtig

ins Antlitz zu blicken. Und in Wirklichkeit bot dies auch die Farben, die Zartheit, das für den gewöhnlichen Beschauer Unscheinbare jener ersten Feldfrühlingsblumen. Zwischen den Lidern sah kein dunkles, veilchenhaftes Blau, sondern das etwas blasse des Edelpreises hervor; wenn die Lippe sich beim Sprechen hob, schimmerte es unter ihr gleich den weißen, aus halb verschattetem Grund nickenden Kelchsternen des Nelkengrases, und der braune, leicht goldene Ton des Haares über der Stirn mischte sich ein, wie, von fern gesehen, vorjähriges, von der Sonne überleuchtetes Laub in einer Frühlingslandschaft nicht den Eindruck des Vergangenen, sondern des aus einem Duft hervortauchend Werdenden erregt. Mehr als diese Farben konnte der Blick des Malers beim kurzen Ueberstreifen der Gesichtszüge kaum aufnehmen, dagegen fiel es ihm möglich, unvermerkt auf den schlanken, schmalen Händen zu haften, wie diese sich bei ihrer Beschäftigung über dem Tische bewegten. Auch sie mußten so sein, um mit dem Antlitz übereinzustimmen, man hätte auf die wundersam stille Feinheit desselben schon von der Bildung der Hände schließen können. Wie sie aus dem eng um das Gelenk spannenden einfachen Leinwandumschlag der Ärmel hervorwuchsen, besaßen sie auch die verschwiegene Anmuth von Frühlingsblüthen; je länger das Auge auf ihnen verweilte, desto mehr ging ein geheimer Zauber von ihnen aus. Das Morgenkleid der jungen Frau war von einer lichten, leicht in ein helles Blau fallenden Farbe,

nach keiner Modetracht geschnitten, sondern eine einfach-natürliche, bequem dem Körper angemessene Gewandung. Doch dadurch ward auch diese malerisch, enthob allem Zeitgefühl, stellte eine weibliche Kleidung als solche, ohne jede künstliche Wirkungsabsicht dar. Manchmal vermochte der Blick des Malers ohne Auffälligkeit am Arm emporzugleiten und sich an der schönen Linie der sanft absinkenden Schulter zu entzücken. Ueber die Brust fiel der weiche Stoff des hochanschließenden Kleides in leichten Falten, die keine Form zur Ausprägung gelangen ließen. Doch trotzdem empfand man, daß von der Büste Helenes van Hove wesentlich das Mädchenhafte ihrer Erscheinung entsprang. Wenn sie eine aufrichtende Bewegung machte, spannten die Kleidfalten sich nicht an, sondern blieben gleich wie bei vorgebogener Haltung.

Aber nicht allein das Auge Bernolds Aufseß ward von ihr in Anspruch genommen, allmählich in ebenso hohem Maße seine Auffassung durch das Gehör, durch die geistige und gemüthliche Empfindung. War es dieselbe Persönlichkeit, die gestern den langen Abend hindurch theilnahmlos und schweigsam neben ihm und ihrem Manne gesessen? Sie schien allerdings auch jetzt eines Anlaufes oder Antriebes zur Unterhaltung bedurft zu haben, doch nachdem sie ein erstes Stocken überwunden, betheiligte sie sich gleichmäßig mit ihm an dem Gespräch.

Dies berührte im ganzen Allgemeines, die von ihm auf seinem Morgengang gemachten Wahrnehmungen

über die Gegend, aber dann und wann trat dem Hörer aus einer ihrer Bemerkungen ein feiner Sinn für die innersten Schönheiten der Natur entgegen. Auch das besaß einen Einklang mit ihrem Aeußern, ihrem sich dem ersten Blick nicht Aufdrängenden; ihr inneres Wesen entfaltete sich in gleicher Art. Wie ihr kein Gedanke kam, durch Schönheit zu glänzen, so auch nicht durch geistige Vorzüge; das Vorhandensein der letztern ging dem Hörer erst in der nämlichen Weise auf, wie dem Betrachter das der erstern. Welche täuschende Verkennung, daß er einen Augenblick geglaubt, sie trachte danach, ein Complimemt von ihm zu empfangen! Ihr Kleid war nicht einfacher, aller Prunkabsicht fremder, als ihre Natur, und dies letzte Wort traf bei ihr mehr denn je als Bezeichnung ihrer Wesensart zu. Diese gab sich wie die Natur — wiederum wie die Frühlingsnatur draußen, die nicht zu fesseln suchte und doch für poetische Empfänglichkeit auf alle Sinne mit einem Zauber wirkte. Und nicht am wenigsten auf das Ohr; von ihren Lippen kam der Stimmenklang, der in der Winternacht über den Schnee hingegangen, das wie aus der Ferne herüber Tönende, mit dem leisen klagenden Nachhall, auf den er damals gehorcht, wie er es jetzt mußte. Er hatte es sich nicht gesagt, aber es drängte sich ihm in dieser Stunde zum ersten Mal unabweisbar ins Bewußtsein: ein Verlangen, diesen Klang wieder zu hören, war es hauptsächlich gewesen, was ihn hierher zurückgebracht.

Doch daneben vernahm er etwas anderes aus

ihren Worten, ohne recht zu wissen, was es sei. Nur verließ das Gefühl ihn nicht, sie verfolge mit der angeknüpften Unterhaltung dennoch einen Zweck, der den Beweggrund dafür gebildet, daß sie ins Zimmer gekommen und sich zu ihm an den Tisch gesetzt habe. Ihm ward immer deutlicher, daß sie für dies letztere nach einer Vorgabe gesucht; sie hatte entschieden bereits gefrühstückt, wiederholte es nur noch einmal zum Schein. Aber welcher Absicht sie damit nachhing, ließ sich aus nichts entnehmen, nur schien sie den Wunsch zu hegen, das Gespräch auf Malerei hinzulenken, fragte, ob er schon im Garten oder sonstwo etwas zu Studien Geeignetes gefunden habe. Dabei stand sie indeß mit der abbrechenden Bemerkung auf, es sei Zeit für sie, häuslicher Umschau nachzugehen, und fügte nur, sich noch einmal umwendend, nach:

„Beim Malen kommt mir Ihr künstlerischer Kollege, Herr Winnenpfennig, ins Gedächtniß, der auch wohl unsere Gegend zum Studienmachen aufsucht. Er kehrt nicht bei uns vor, doch ich habe ihn ab und zu in der Entfernung zeichnen gesehen. Wir sprachen gestern Abend von ihm, ich war ein wenig abgespannt und glaube, daß ich etwas gedankenlos geurtheilt habe. Herr Winnenpfennig ist mir persönlich fast ganz unbekannt, sodaß ich weder Recht noch Grund besitzen kann, in Ihre Aeußerungen über ihn einen Zweifel zu setzen. Doch ich will auch Sie nicht länger aufhalten —“

Sie grüßte mit einer leichten Kopfneigung und

verließ nun das Zimmer. Aufseß blickte ihr nach — welchen Zweck hatte sie denn verfolgt? Er mußte sich doch in seiner Annahme getäuscht haben, das Nachdenken ergab ihm keinen Anhaltspunkt, als einzig ihre letzten Worte beim Weggang. Aber daß sie danach getrachtet haben sollte, ihn von ihrer richtigeren Erkenntniß in Bezug auf den kleinen buckligen Maler zu überzeugen — wozu hätte ihr daran gelegen sein können?

Er gab den Gedanken, daß ihrem Erscheinen eine Absicht zu Grunde gelegen habe, auf, etwas anderes beschäftigte ihn, hatte sich seiner mit einem außerordent- Anreiz bemächtigt. Den ganzen Tag trug er es mit sich umher, es nahm im Gange desselben allmählich die Gestalt einer Dankbarkeitsverpflichtung an, die er für die auf dem Gut genossene Gastfreundschaft schulde. Am Abend saß man nach der Mahlzeit wie gestern zusammen, scheinbar wie am Tage vorher, doch darin anders, daß die Damen heute nicht stumm arbeiteten, sondern sich beide nach ihrer verschiedenen Art bestrebten, die Unterhaltung zu beleben.

Aufseß ergriff eine passende Gesprächswendung, um an van Hove die Frage zu richten, ob dieser ein Oelbild von seiner Frau besitze. Wenn das nicht der Fall sei, würde er es als eine ihm durch sein Hiersein eigentlich als selbstverständlich zubemessene Aufgabe ansehen, seine Kunst an der Herstellung eines solchen Portraits zu versuchen.

Der junge Gutsherr entgegnete: „Vortrefflich,

vortrefflich! Ich sträube mich nicht mit erkünstelter Bescheidenheit, sondern nehme Dein liebenswürdiges Angebot ohne Umschweif an. Es ist immer mein Wunsch gewesen, ein Bild meiner Frau bei mir im Zimmer zu haben."

Helene hatte, wie von einem plötzlichen Schreck angefaßt, die Finger ihrer herabhängenden Hand ruckhaft zusammengezogen und wandte ein, das heiße doch eine zu große Zumuthung an Herrn Aufseß stellen, doch ihr Mann fiel ihr ins Wort: „Pah, wir sind Freunde, die keine Redensart machen; was der eine sagt, glaubt ihm der andere."

Nun versetzte Helene, sie selbst habe wenig Zeit in den nächsten Wochen, der Frühling bringe vielerlei häusliche Pflichten mit sich, es klang hindurch, daß sie nach Vorwänden suche, das Anerbieten des Malers als eine zu unbescheidene Inanspruchnahme seiner Gefälligkeit abzulehnen.

Van Hove äußerte zuletzt etwas empfindlich: „Es scheint, daß mein Wunsch Dir der Unbequemlichkeit des Sitzens gegenüber weniger ins Gesicht fällt."

Sie erwiederte kurz: „Du vergißt auch, daß der Arzt mir in dieser Jahreszeit so viel als möglich Aufenthalt im Freien vorgeschrieben hat." Weiter fügte sie nichts hinzu, stand indeß um eine Minute später auf, ging hinaus und kehrte nicht zurück.

Die Sache blieb unerledigt, van Hove konnte eine Verstimmung nicht ganz bemeistern. Als Aufseß sich in sein Zimmer begab, hatte sich ihm eine Vor=

stellung von seinem Frühmorgengange her noch deutlicher aufgehellt. Diese Frau war nicht allein kein Glück, sondern sie bildete trotz aller ihrer wundersamen körperlichen und geistigen Eigenart für seinen Freund van Hove gradezu ein Unglück.



4.

Zauberisch glänzte der Frühling über dem Garten, den Feldern, den Hügeln und Wäldern des Gutes. Uralt war er, an hundert Geschlechtern so vorübergegangen und doch, als sähen ihn Menschenaugen, empfänden ihn Menschensinne zum ersten Mal. Mit jedem leuchtenden Tage schritt er vor, dann schien er zu ruhen, aber wenn der Morgen kam, hatte auch die Sternennacht im Geheimen sein Werk weiter gefördert. Duftverschleiert lag die Erde unter dem zitternden Strahlennetz der Sonne, lächelnd und schweigend; wie das leise Ausathmen einer verhaltenen Brust strich manchmal ein lauer Hauch drüber, bewegte flimmernde Halme und verging. Nur die Drossel durchbrach die Lautlosigkeit der Luft; sie ließ sich keine Vorschrift machen, wann sie ihren lockenden Gesang erheben dürfe, that es, wenn der Drang ihn ihr aus der Kehle

schwellte. Unerwartet, oft plötzlich, am Frühmorgen wie am Mittag, in rother Dämmerstunde und noch in der weichen Nacht, als klinge ihre Stimme aus einem Traum auf. Gemeiniglich wenn sie begann, antwortete ihr fernher eine andere, sie riefen herüber und hinüber, unermüdlich, wie ein zurückkehrendes Echo klang's. Nun blieb es aus, und das Ohr horchte umsonst; da kam es doch, aus veränderter Richtung her ganz leise als Wiederhall; keine gab der andern nach, das gleiche Verlangen drängte in ihrer Brust. Und unter dem frohlockenden Laut und Licht ein heimliches Werden allüberall, ein sich Entgegenstreben, Hinüberspinnen des aufsprossenden Geranks. Im rieselnden Bach spielte die Welle mit der Welle, die Blume nickte drauf nieder, und als löse sie sich, vom Stabe einer Fee beflügelt, aus ihrer Bodenhaft, schwebte der Falter von ihr empor. Im Blau zogen die weißstrahlenden Wolkensegel traumhaften Wunderländern zu, eine Scherbe auf braunem Brachfeld blitzte wie Edelstein, für alle Sinne lag die Welt in Glanz und Schönheit, in Klang und Duft gebadet. Es war der Sonnenfrühling, dem Gerald Winnenpfennig die Jugend verglichen, zu reich an Blüthen, daß viele nur um ihrer eigenen Farbenfreudigkeit willen flüchtig die Lüfte durchgaukeln konnten, vergehen mußten, ohne zur Herbstfrucht zu gelangen. Doch was sich aus selbständiger Kraft zu regen vermochte, faßte der Ueberschwang der Empfindung und trieb es zu possirlicher Thorheit, den jungen Hasenwurf in stiller Feldecke,

wie die Lämmer auf der Weide, das umhertollende Eichkätzchen am Baumast und die flatternden Vögel unterm Laubdach. Und um nicht zurückzubleiben, schlug dazwischen manchmal eine Menschenlippe in ein närrisches Lachen um.

Doch auch in eine Klangfülle, die, dem Frühling gleich, den aus dem Innern hervorquellenden Reichthum in ein schimmerndes, aus der Alltäglichkeit emporhebendes Gewand kleiden mußte. Am Rande des Parkgartens, unter den hohen, von Vogelstimmen durchtönten Laubkronen, wo der Blick zwischen grauen Stämmen durch in die übersonnte Ferne hinausschweifte, gingen Helene van Hove und Bernold Auffeß. Sie waren in ein wunderliches Gespräch über die Wirklichkeit der Dinge um sie her gerathen, ob diese in der That so vorhanden seien, oder erst von den menschlichen Sinnen gleichsam zum andernmale geschaffen würden; die junge Frau konnte sich von der Nicht-Realität derselben nicht überzeugen, und die Erläuterungen des Malers nahmen eine Wendung, sich in ein Labyrinth verzwackter philosophischer Definitionen und Begriffe zu vertiefen. Doch nun stand er still, und mit der Hand in die sonnige Weite deutend, fuhr er, plötzlich in einen völlig anders gearteten Ton umschlagend, fort:

„Der Erde leuchtend Märchenkleid,
Umblitzt vom hellen Flußgeschmeid',
Die weite, golddurchwirkte Flur,
Des blauen Aethers Unermeßlichkeit,
Durch unser Auge strahlt es nur.

Mit dem Vergehen unseres eigenen Lichts
Lischt es in Nacht, in ewiges Nichts.
Was sich zu frischem Lebensmuthe
An Licht und Wärme rings durchglüht,
Nur wir durchpochen es mit unserem Blute,
Wir sind der Mai, der um uns blüht —"

Es war Mai aus dem April geworden, der Sprecher wandte die Augen aus der Weite auf seine Begleiterin zurück, nach ihrer Zustimmung zu seiner veränderten Erklärungsart fragend. Doch sie drehte schnell den Blick suchend in andere Richtung und versetzte: „Das klingt schöner und verständlicher als die „Nicht-Realität der Dinge" — ich meine, es enthält keine für weibliche Unwissenheit beschämende philosophische Räthselausdrücke — aber ich vergaß, daß ich meiner Schwägerin noch einen nöthigen Auftrag für den Mittag — ich sah sie vorhin in der Eschenlaube sitzen —"

Sie machte rasch einige Schritte vor und rief: „Fenna! Bist Du noch dort?" Die Stimme der Gerufenen antwortete aus ziemlicher Entfernung, Helene kehrte das Gesicht nach dem Zurückgebliebenen: „Verzeihen Sie, aber die Pflicht der Hausfrau —" und sie ging der Laube zu. Der Blick des Malers folgte ihr, dann auch sein Fuß; ein Gedanke, eine Absicht schien in ihm geweckt. Bald nach der Voraufgeschrittenen erreichte er den Platz, wo Fenna aufgestanden war, um sich nach dem Wunsch ihrer Schwägerin zum Fortgang ins Haus anzuschicken.

Sie hatte gezeichnet, und Aufseß sagte mit liebens-

würdiger Bereitwilligkeit: „Da Sie sich offenbar zu Gunsten meines mittäglichen Appetits mit bemühen wollen, Fräulein Fenna, ist es wohl das Geringste, daß ich Ihnen zur Fortschaffung Ihrer Kunstutensilien behülflich bin. Sie machen übrigens" — er warf einen Blick des Interesses auf ihre Zeichnung — „derartige Fortschritte — meine Hochachtung! oder ich befürchte vielmehr, bald Unterricht bei Ihnen nehmen zu müssen. Einstweilen will ich die Gelegenheit benutzen, mich unterwegs wenigstens etwas mit philosophischen Reflexionen vor Ihnen zu brüsten; vielleicht entwickelt Ihr Kopf dafür gleiches Talent, wie Ihr Stift auf dem Blatt. Bei Ihrer Frau Schwägerin finde ich damit kein geneigtes Gehör."

Er lachte, ordnete die Zeichengeräthschaften auf dem Tisch zusammen, nahm sie und bot Fenna artig den Arm. Sein Blick ging dabei auf den Boden, an den Kleidsaum Helenes van Hove nieder, unter dem sich mit einer plötzlichen Regung die Schuhspitze hervorbewegte, als ob sie die nämliche Richtung mit den zusammen Fortgehenden einschlagen wolle. Die junge Frau mußte einen Augenblick vergessen haben, daß ihre Anwesenheit im Hause nicht erforderlich sei, da sie andernfalls nicht ihre Schwägerin zu bitten gebraucht hätte, den Auftrag dort auszurichten. Sie besann sich offenbar auch sogleich auf diesen Widerspruch, hielt inne, und blieb, den beiden nachschauend, wie es schien, auch nachhörend, so lange dies möglich fiel, vor der Laube stehen.

Das Verhältniß zwischen Aufseß und Fenna zur Hellen hatte nicht ganz den alten Ton, aber einen durchaus freundschaftlichen angenommen. Sie scherzten wohl miteinander, und ein lustiges Wort flog hin und her, doch erregte es das Gefühl, bedachtsamer als früher, zuvor erwogen zu sein, ob es auch etwas Verletzendes enthalten könne. Auf beiden Seiten ließ sich solche Vorsorge empfinden, am merklichsten trat es jedoch bei Fenna zu Tage. Sie bildete fast nie mehr den angreifenden Theil, sondern vertheidigte sich nur mit ihrer behenden Zunge gegen die etwaigen, aber stets harmlosen Anzüglichkeiten des Malers. Nicht als ob sie den Kürzern zu ziehen fürchte, und ebensowenig hatte ihre heitere Laune Einbuße erlitten. Im Gegentheil, sie konnte zuweilen fast den Verdacht wecken, ihren Geist ein wenig zeigen zu wollen, nur wählte sie sich andere Gegenstände dafür aus, unter denen die beiden Kostgänger und der Verwalter einen hervorstechenden Rang einnahmen.

An ihrem Bruder allein ließ sich ihre Lachlust nie aus, sie schien eine tiefinnerliche Schwesterliebe für ihn zu hegen, die vielleicht ähnlich, wie Aufseß' Freundschaft, ein Bedauern verhehlte, daß er nicht die geistige Weiterentwicklung genommen und die Lebensfreudigkeit besitze, zu denen seine Natur ihn bestimmt gehabt. Ob auch sie seiner Frau daran die wesentliche Schuld beimaß, konnte man nicht entnehmen; mit ihrer Schwägerin und über diese scherzte sie ebenfalls niemals, behandelte dieselbe mit der Rücksicht, die man

auf Kranke nimmt, manchmal beinahe wie ein großes, für sein Thun noch nicht recht verantwortliches Kind; in ihren Gedanken war Helene unverkennbar kaum für sie vorhanden, etwas gleich einer Automatenfigur, die sich bewegte, doch die sich durch nichts beleben und keinen Wiederhall, kein inneres Empfinden in sich wachrufen ließ. Ein solches aber besaß Fenna unfraglich, der erste Anschein hatte Aufseß sehr in ihrer Beurtheilung getäuscht. Nur gehörte sie zu den eigenthümlichen Naturen, die alles ernsthafte Gefühl nicht aus sich herausließen, sondern in sich hineinzogen, am liebsten unter einem possenhaften Betreiben unentdeckbar vergruben. Sie scheute sogar das leiseste Aufschimmern desselben, stellte sich eher in das ungünstigste Licht, gemüthsarm und herzlos zu erscheinen, als eine Bewegung, ein Ergriffensein in sich zu verrathen. Aber daß ihre Seele keine leere und nüchterne sei, bekundete statt des Mundes ihre Hand.

Es hatte sich erst mehrere Tage nach der Ankunft des Malers herausgestellt, daß sie „ihm ins Handwerk pfusche“; man erkannte indeß an ihren Zeichnungen, sie sehe mit einem innern Auge, und es war keine der „kleinen, artig überzeugenden Wendungen, deren man zuweilen im Leben bedurfte“, wenn Aufseß ihr eine entschiedene Begabung für seine eigene Kunst zugesprochen. Ueber diese konnte sie auch dann und wann ein ernsthaftes Wort äußern, das von Nachdenken und einem echten Verständniß Zeugniß ablegte, doch kam das gleich falls nicht

freiwillig, sondern gewissermaßen nur nothgedrungen aus ihr heraus.

Der Maler nahm ein wirkliches Interesse an ihren Bestrebungen, ging auf ihre Art ein, indem er in launiger Weise ihr gegenüber den Lehrer spielte, ab und zu von ihr begangene Mißgriffe verbesserte. Mit Lobsprüchen hielt er indeß höchst sparsam zurück, es war heute eigentlich zum ersten Mal, daß er ihr, wenngleich in spaßhafter Uebertreibung, eine unumwundene Anerkennung gezollt hatte. Sie fühlte sich sichtlich überrascht und erfreut dadurch, und ihre helle Stimme klang noch geraume Zeitlang heiter aus den Gartenwegen zurück, wie sie gemeinsam dem Hause zuschritten.

Als er Fenna bis dorthin die unbedeutende, nur aus Galanterie ihr abgenommene Bürde getragen, wandte er sich wieder in den Park nach dem alten Baumgang am Feldrande, von wo er zuvor unter den hohen schattenden Wipfeln mit seiner vorherigen Begleiterin das Bild der sonnigen Weite betrachtet und in Versen zum Ausdruck gebracht hatte.

Helene van Hove war nicht dorthin zurückgekehrt, und er suchte auch nicht nach ihr oder vielmehr, er suchte sie nicht auf, denn sein Blick hatte von fern ihr lichtes Kleid unter dem noch kaum grünenden Gezweig der Eschenlaube, in der Fenna gesessen, wahrgenommen. Doch er schien den Wunsch nach einem Alleinsein mit seinen Gedanken zu hegen und schritt in der That nachsinnend zwischen den langen Baumreihen auf und nieder.

Hatte er sich vorhin getäuscht? Worin? In einer unscheinbaren Fußbewegung, der Annahme, als ob diese durch einen unvorbedacht plötzlichen Antrieb hervorgerufen worden sei.

Das war ein sonderbarer, unbedeutender und unverständlicher Gegenstand ernstlichen Denkens, und doch beschäftigte er Bernold Aufseß ganz. Die Antwort auf diese Frage umschloß eine Erwiederung, welche er — schon seit Tagen — vergeblich auf eine andere suchte, die ihm gekommen war, er wußte nicht mehr, wann zuerst, wodurch, ob wachend oder im Traume. Aber seitdem schwebte sie immer vor ihm, wie ein Nachtfalter, der in tiefer Dämmerung um eine duftende Blume schwirrt, kaum hörbar und kaum sichtbar, davon schießt und doch für das Gefühl wieder da ist und Auge und Ohr mit leise zitternden Schwingungen anrührt. Ueberall her kam Aufseß seitdem diese Frage entgegen, aus einem Hauch, einem Klange, aus Sonnenstrahl und Blüthenduft; sie umgab ihn völlig mit einem geheimnißvollen Schleiergewebe, das er nicht durchdringen konnte, vor dem aber auch sein Blick mit einer seltsamen Zaghaftigkeit anhielt, als scheue er sich, hindurch zu gelangen.

Doch heute Morgen hatte er jählings einen Griff nach dem räthselhaften Gewirk gethan, eine Absicht ausgeführt, die sich schon einigemal an ihn gedrängt; aus ihr hervor war er Helene van Hove zu der Laube nachgefolgt, in der Fenna zur Hellen saß, und dieser Absicht dankte die letztere das überraschende

Lob ihrer Zeichnung, seine liebenswürdige Hülfsleistung und Begleitung zum Hause.

Hatte er sich nicht geirrt — war er nicht völlig in einer eitlen Täuschung befangen, so —

Er fuhr leicht zusammen; wie er sich gegenwärtig am obern Rande des Baumganges umwandte, tauchte am untern Ende desselben ein lichtes Kleid auf und bewegte sich ihm langsam entgegen. Dann traf er mit Helene an der nämlichen Stelle wieder zusammen, wo sie sich vorhin von ihm zu ihrer Schwägerin fortbegeben. Als ob keine Unterbrechung des zwischen ihnen geführten Gesprächs stattgefunden habe, sagte sie:

„Mir ist der Blick von hier hinaus schon früher stets als der schönste im Garten vorgekommen, es freut mich, dies von Ihnen bestätigt zu hören," und sie ließ sich auf eine kleine, an der besten Aussichtsstelle angebrachte Bank nieder.

Der Maler antwortete: „Ich beabsichtige auch jedenfalls bei meinem Weggang eine genaue Skizze für ein Bild von hier mit mir zu nehmen."

Die Bank hätte noch Platz für ihn geboten und eine leicht nach der einen Seite fortrückende Bewegung der jungen Frau schien ihm dies anzudeuten, doch er lehnte sich, ein halbes Dutzend Schritte von ihrem Sitz entfernt, gegen einen das Feld begrenzenden Wallabhang, auf dem in leisem, weichem Windzug die letzten Anemonenblüthen flimmerten, und fügte nach:

„Mich wundert, daß Fräulein Fenna bei ihrem überraschend richtigen Blick für Naturschönheit hier bis jetzt noch vorübergegangen ist. Ich machte sie eben unterwegs darauf aufmerksam und mir kam ein guter Gedanke dabei. Das heißt, eigentlich ein etwas hinterhältischer und eigensüchtiger; das Zeichnen nöthigt vorzüglich zum Stillsitzen, und wenn ich sie mir so mit Reißnägeln festgespannt habe, denke ich das Subject zugleich in ein Object zu verwandeln."

Helene van Hove hob den Kopf. „Was heißt das? Sie geben mir wieder philosophische Räthsel auf."

„Die Handelnde zur Behandelten zu machen, wenn ich mich deutsch ausdrücken soll", verdeutlichte Aufseß lächelnd, „indem ich meinem Arbeitsdrang Genüge verschaffe und mir die Zeichnende als Modell zu ihrem eigenen Bilde sitzen lasse. Mich überkommt grade im Frühling manchmal eigenthümlich der Wunsch, die Augen eine Zeitlang gleichsam von der Natur auszuruhen und die Linien und Farben eines Menschengesichtes vor sie hinzustellen, die bei Fräulein Fenna ungewöhnlicher Art sind und trotz vielem, scheinbar außerordentlich Abweichendem doch schärferer Betrachtung die Verwandtschaft mit ihrem Bruder zu erkennen geben."

Helene hielt den Blick in die Weite gerichtet, unachtsam, versetzte, als ob sie nur halb auf seine Worte gehört habe:

„So? Ich finde keine Aehnlichkeit zwischen ihnen, aber das Auge des Malers ist natürlich in solcher Richtung besser geübt."

Hatte er sich getäuscht und ließ sein Vorhaben sie vollkommen gleichgültig? Ihr Erfassen der Natur, ihr Empfinden und Denken überhaupt war allerdings fraglos mehr ein allgemein poetisches; für die bildende Kunst, die Malerei besaß sie kein tiefergehendes Interesse und Verständniß. Einen Augenblick saß sie schweigend, dann knüpfte sie an ihre vorherige Aeußerung an:

„Subject und Object, wie wunderlich das in der Frühlingssonne zum Lerchengesang klingt, und besonders aus Ihrem Munde. Ihre Uebertragung vorhin, Ihr Bild in unserer Menschensprache paßte besser in diesen Rahmen. Von wem waren die Verse? Es that mir leid, daß ich meiner Schwägerin nothwendig den Auftrag ertheilen mußte, Sie werden mich im Stillen sehr prosaisch genannt haben. Während Sie recitirten: ‚Wir sind der Mai, der um uns blüht‘, dachte ich an eine Küchenangelegenheit. So kam ich um den Weitergang der Verse; wenn Sie auch den auswendig wissen — denn mich däucht, sie hatten keinen Abschluß — und ich vermag jetzt aufmerksamer zu hören.“

Eine Entschuldigung lag darin und eine Aufforderung, deren Ablehnung etwas wie eine beleidigende Bestätigung ihres „prosaischen“ Benehmens enthalten hätte. So erwiederte Aufseß einfach:

„Ich glaube, daß ich die Fortsetzung weiß — es sind Gedanken, wie der Frühling sie wohl mit sich bringt, der Mai, der um uns blüht.“ Und sich besinnend, sprach er langsam:

„Fühlst Du es in Dir tausendfaltig,
Unendlich wechselnd und gestaltig,
Das All in Dir und Dich im All'?
Blick' um, es redet,
Es eint und befehdet
Sich rings der Kräfte Ueberschwall.
Wie Alles gleich zum Lichte drängt,
Zur Blüthe treibt, am Gleichen hängt!
Ein rastlos Begehren,
Zu werden, zu treiben,
Sich zu paaren, zu mehren,
Im Vergehen zu bleiben.
Des Lebens Wundersäfte strotzen,
In seiner Kinder neuem Blut
Sich selbst dem Tode abzutrotzen.
Die Welle geht, es bleibt die Flut
Und ruft den frischen Wogenschlag,
Zu wallen bis zum letzten Tag.
Ich fühl' mich Eins mit seinem großen Drang,
Mit seinem Allzusammenklang!
Die Welle meines Herzens spricht,
Sie war von je und endet nicht.
Mag sie im Weltenmeer zerschwinden,
Es wird in unermessner Zeit
Des Daseins Lust, des Daseins Leid
Die gleiche Welle noch empfinden,
Ich werde sein, ob Staub mein Leib auch nur!
Mit diesen Ohren immer werd' ich lauschen
Den hohen, süßen Stimmen der Natur,
Dem Vogellied, dem Windesrauschen.
Ob meine Blicke, schlafversunken,
Für immerdar in Nacht zergehn,
Es werden ewig diese Augen trunken
Von dieser Erdenschönheit stehn.
Die Wunder, die aus jedem Herzensschlage

Mit Ahnungsfülle mich umwehn,
Das Ganze, was ich in mir trage
Als Erbtheil lang verschollener Vätertage,
Den fernsten Enkeln giebt dies Herz es weiter.
Heut' aber bin ich ihm Begleiter
Und seines Vollbesitzes froh bewußt.
Woran vor mir der Ahnen Geist sich mühte,
Was Menschensinne je durchglühte,
Das Alles wogt in meiner Brust.
Es sucht die Wurzeln festzuklammern
Im Schooß der großen Werdekraft,
Und drängt mit schwellend jungem Frühlingssaft
Zum Licht herauf aus tausend Kammern.
Mit dem Sturme zu jagen,
Mit dem Strome zu ringen,
Das Höchste zu wagen,
Zu den Sternen zu dringen!
Sei es zum Guten, sei es zum Bösen,
Das Räthsel um mich und in mir zu lösen!"

Die Stimme des Sprechenden hatte, im Beginn langsam und leistönig anhebend, sich allmählich beschleunigt und mehr und mehr in ihrem Klang und Ausdruck erhöht; nun schwieg sie, doch ihr Nachhall zitterte noch durch die mittägige Sonnenstille. Und ebenso war ein schöner, höher leuchtender Glanz in seinen Augen aufgestiegen, der von dem redete, was Gerald Winnenpfennig als verloren in seinen Tagen betrauert hatte. Von den Lippen, aus dem Antlitz an dem anemonenüberflimmerten Wallhang strahlte die Jugend, die der kleine Maler unter seinem verkrümmten Rückgrat im Herzen getragen und noch unter dem

grauen Haar unverändert forttrug. Sein Blick ins Innere des jungen Collegen war kein trügerischer gewesen; auch Bernold Aufseß umschloß noch den Leuchtglanz dieser verschollenen Jugend in der Brust.

Helene van Hove hatte in regungsloser Haltung zugehört, nun wiederholte sie unwillkürlich eine zuvor schon einmal gestellte Frage:

„Von wem sind die Verse? Ich kannte sie nicht."

Doch das Gesicht mit einem eigenen Ausdruck gegen den Maler wendend, fügte sie nach:

„Könnte ich sie überhaupt schon gelesen haben?"

Er entgegnete, leicht lächelnd: „Ich glaube nicht, daß sie irgendwo geschrieben stehen; der Frühlingswind summte sie mir in den letzten Tagen am Ohr vorüber und ich behielt sie. Nun habe ich sie ihm wiedergegeben, daß er sie weiter trägt."

Ein Glockenton kam vom Hause her durch die Luft und die junge Frau stand mit einer plötzlichen Hast auf.

„Schon die Mittagsstunde?" Sie blickte Aufseß an: „Ich bin dem Winde dankbar, daß er das Zurückempfangene an meinem Ohr vorübergetragen. Wenn er einen Stift gehalten und es damit auf ein Blatt niedergeschrieben hätte, würde ich ihm noch mehr Dank wissen."

„Dann will ich ihn wieder einzufangen und dahin zu bringen suchen, daß er mir die Hand dazu führt".

Sie befanden während des letzten Wortaustausches sich schon unterwegs, dem Hause zu. Es war Mittags-

stunde und die Sonne warf aus ihrem höchsten Stande ein goldenes Lichtgewoge auf die Gartenwege herab, doch noch nicht sommerheiß, sondern von einer lind und wonnevoll umflutenden Wärme. Die Vögel hielten Ruhe, selbst die Drossel schwieg; es war so still, daß die beiden jetzt wortlos nebeneinander Gehenden wechselseitig ihre Athemzüge vernahmen. Auch ohne Regung lag alles, nur ab und zu lief eilig ein grünblitzender Käfer über den flammengelben Wegsand, und einmal schwebte von einem schimmernden Birkenstamme etwas dunkel auf und zog Kreise um die Fortschreitenden.

Helene van Hove ging mit gesenkten Lidern, sodaß ihr Auge auf ihren und ihres Begleiters Schatten fiel, die ihnen von der Sonne vorauf geworfen wurden. In der Bewegungslosigkeit umher bildeten diese das einzige sich unablässig und sonderbar Regende; sie näherten sich und wichen wieder auseinander und berührten sich, als würden sie von einer unsichtbaren Hand gelenkt, abermals fast mit den Rändern. Es war wie der Tanz eines Puppenspieles, doch die lautlose Mittagsruhe gab ihm etwas Geisterhaftes; nun schwebte das dunkel in der Luft Umirrende zwischen den beiden Schatten durch, und die Sonnenstrahlen ließen einen Augenblick deutlich die sammetweichen, hell umrandeten Schwingen eines prächtigen, eben seiner Winterhülle entschlüpften Trauermantels erkennen.

Der Weg bis zum Hause betrug nur wenige

Minuten, aber beiden war's, als seien sie eine Stunde schweigend so gegangen. Jetzt sagte Helene:

„Es ist schon spät;“ sie wollte hinzusetzen: „Wir müssen uns beeilen“, doch die ersten Worte klangen so eigen in der Stille, daß sie die andern unterließ. Sie handelte nur danach und beschleunigte ihren Gang; der Garten schien ihr zu einer Endlosigkeit ausgedehnt.

Am Abend des Tages brach Ferdinand van Hove einmal im Gespräch mit Aufseß ab:

„Da fällt mir ein, daß meine Frau mir jetzt doch den Gefallen thun will, von Deiner Liebenswürdigkeit Gebrauch zu machen, um mir ein Bild von ihr für mein Zimmer zu verschaffen. Frauen haben immer erst, Gott weiß was alles, zu überlegen, ehe sie zu den einfachsten Dingen kommen; da können wir uns etwas auf unser rascheres Entschlußfassen zu gute thun. Ich hoffe, daß Ihr bald den Anfang macht; könnte sie Dir nicht, da es für ihre Gesundheit zuträglicher ist, im Garten sitzen?“

Der Maler sah zu Helene hinüber, nicht mit Ueberraschung, doch es fiel merklich, daß er noch nicht von ihrer Entschließung gewußt hatte.

„Wie Deine Frau bestimmt,“ antwortete er, „ein Maler ist daran gewöhnt, sich nach seinem Modell zu fügen. Ich hegte eigentlich die Absicht, Fräulein Fenna zu bitten, sich meinem Pinsel anzuvertrauen — mit diesem Gesuch werde ich mich dann schüchtern ihr später nahen.“

Helene van Hove entgegnete kurz nur: „Ich

glaube, das Zimmer wird doch zum Sitzen geeigneter sein," während Fenna einschaltete:

„Ja, die Fügsamkeit, zu der die armen Künstler genöthigt werden, hat auch in mir schon manchmal tiefstes Mitleid erweckt."

Doch sie bückte den Kopf dabei betrachtend dicht auf ihre Handarbeit herunter, um ein im Widerspruch zum launigen Tone der Worte über ihr Gesicht hergeflogenes grundloses Roth nicht für einen zurückgegebenen „Schneeballwurf" zur Schau zu stellen oder als Ziel darzubieten.

* * *

Gleichmäßig folgten sich auf dem van Hoveschen Gute die Tage, wie das ländliche Leben es um diese Jahreszeit besonders mit sich brachte. Die Landwirthschaft nahm Köpfe und Hände vom Morgen bis zum Abend rege in Anspruch, hier wie ringsum in der Nachbarschaft, nur selten stellte sich aus dieser ein kurzer Besuch ein, die geselligen Zusammenkünfte des Winters hatten bis zum Wiederbeginn des letztern ein Ende genommen. Man stand allerorten früh auf, war nach dem Tagesschluß müde und begab sich früh zum Schlafen.

„Für die leibliche Gesundheit und das gemüthliche Wohlbefinden von Hähnen und Hühnern augenscheinlich höchst fördersam", meinte Fenna zur Hellen einmal.

Und in der That lieferten die körperlichen Erscheinungen wie die Stimmungen fast sämmtlicher Hausbewohner zustimmende Belege dafür. Diese mochten aus der Regelmäßigkeit der Lebensführung und der Andauer des köstlichen Maiwetters entspringen, doch nicht ausschließlich, es mußte noch etwas Anderes mit darauf einwirken, wenigstens auf die erhöhte geistige Regsamkeit. Allerdings nicht bei dem Verwalter und der Mamsell, Hugo Schwegler und Florian Stoppel. Sie gediehen vortrefflich, ohne etwas Weiteres als der frischen Luft, der kräftigen Nahrung und der in ihnen selbst vorhandenen Anlagen zum erfreulichen Zunehmen zu bedürfen, aber von einer Veränderung der Atmosphäre im Hause verspürten ihre Athmungsorgane nichts. Dagegen machte sich der Einfluß einer solchen bei den noch übrigen Hausangehörigen deutlich bemerkbar, und es konnte nicht zweifelhaft sein, daß diese Wirkung von der Anwesenheit Bernolds Aufseß ausgehe. Die ertödtende Oede des Zusammensitzens am ersten Abend nach seiner Ankunft lag kaum mehr begreiflich weit hinter ihnen, der Tag brachte keine langweilende Minute des allgemeinen Verstummens oder der mühsamen Gesprächsfortschleppung mehr. Alle betheiligten sich stets an der gemeinsamen Unterhaltung, die völlig andere Gegenstände als die bis dahin auf dem Gute üblich gewesenen in ihren Bereich zog. Man redete heiter und ernsthaft, doch fast immer über Dinge, welche einen geistigen Untergrund enthielten, zumeist in einem Bezug zu künstlerischen

oder wissenschaftlichen Fragen standen. Beinahe allabendlich las auch der Maler etwas vor, gewöhnlich kürzere oder längere Gedichte. Helene van Hove besaß aus ihrer Mädchenzeit eine kleine, doch außerordentlich feinsinnig ausgewählte Büchersammlung und erwies genaueste Kenntniß derselben, sodaß sie oft als Rathgeberin eintreten konnte und Aufseß mit seiner schönen Stimme von ihr bezeichnete Gedichte vortrug. Auch im Zimmer ihres Mannes befand sich ein Bücherschrank, der indeß lange nicht mehr geöffnet worden, da schon seit Jahren der Schlüssel dazu verloren war. Aber van Hove schien sich jetzt auf einmal zu entsinnen, daß ein Buch darin enthalten sein müsse, welches seiner Frau fehlte und von dem die Rede gewesen. Er suchte am andern Tage eine Anzahl alter Schlüssel zusammen, bis es ihm gelang, mit einem den Schrank aufzubringen; der Maler musterte dann den Inhalt, erstaunt, eine Fülle des Schönsten, auf eigenstes Verständniß Hindeutenden aus der poetischen Literatur vorzufinden. Freilich stimmte dieser Besitz zu Ferdinand van Hove, wie er in früherer Zeit gewesen, und ein Aufschimmern davon kam auch von Tag zu Tage wieder hervor. Sein Wesen erinnerte lebhaft an einen Palimpsest, unter dessen werthlosem Mönchsgekritzel die alte Urschrift da und dort durchzublicken anhub; er nahm Interesse an der umgearteten Gesprächsführung, bezeugte nicht selten durch eine Bemerkung feinen Sinn und hatte offenbar manchmal, wo seiner Auffassung etwas gemangelt, nach-

träglich jetzt seine Bücher zur Erklärung benutzt. In unverkennbarer Weise trat bei ihm der Einfluß des Freundes ans Licht; ein geistiger Schlaf war aus der Eintönigkeit des Landlebens und seines gehaltlosen Umgangs über ihn gefallen, aus dem er, wie ein sich langsam Besinnender, zum Aufwachen kam. Während er aber so zu einer durch seine Thätigkeit in Hof und Feld lange überwucherten Antheilnahme an ästhetischen Dingen zurückgelangte, ward in scheinbarem Gegensatz seine Frau nach umgewendeter Richtung hin zur Wiederaufnahme einer seit Jahren von ihr völlig verabsäumten praktischen Pflichtübung angeregt. Ueberrascht bemerkte ihr Mann, daß sie sich um die täglichen Wirtschaftsangelegenheiten zu bekümmern, allgemach die Zügel des Hauses aus den Händen Fennas wieder an sich zu nehmen begann. Es erschien als Ausfluß und Aeußerung einer in ihr erhöhten Lebensenergie; wie das gemüthlich Apathische, das noch im letzten Winter über ihrem Wesen gelegen, von ihr abgefallen war, so brachte dieser Frühling ihr zum ersten Mal nach ihrer Krankheit sichtliche Erholung und Wiedergewinn der Kräfte. Eine der Gutsbesitzerfrauen aus der Nachbarschaft, die seit vier Monaten zuerst ein paar Stunden zu einer ländlichen „Stippvisite“ zu erübrigen vermocht hatte, schlug staunend die Hände zusammen:

„Man erkennt Sie ja gar nicht wieder, meine Liebe, mein Gott, wie vortrefflich Sie sich herausgemacht haben! Ich war im Winter eigentlich recht be-

sorgt um Sie — man spricht das ja natürlich nicht aus und will es sich auch selbst nicht gestehen, aber ich weiß noch, auf der Heimfahrt von der letzten reizenden Gesellschaft bei Ihnen — es war eine bitterkalte Nacht damals, ohne den köstlichen schwedischen Punsch, den wir bekommen, glaube ich, wären wir unterwegs erfroren — da konnte ich nicht an mich halten, zu der Frau Nebbermann zu sagen, unsere liebe Frau van Hove mache mir rechte Bekümmerniß, und wenn sie doch nur Morgens und Abends immer zwei große Tassen Milch von einer gescheckten Kuh trinken wollte, das hat meiner seligen Tante, die es auch lange auf der Brust hatte, geholfen, als gar nichts sonst mehr anschlug. Nun, man sieht's Ihnen auf den ersten Blick an, daß Sie gottlob meinen Rath befolgt haben. Ich bin so glücklich darüber und auch, daß sich das Mittel wieder so ausgezeichnet bewährt hat. Hören Sie nur ja nicht damit zu früh auf, besonders nicht, wenn man vielleicht —"

Die Sprecherin drückte ihre Lippen an die kleine Ohrmuschel Helenes und schloß ihren Satz mit einigen geflüsterten Worten, auf welche die Hörerin nur mit einer unwillkürlichen kurzhaftigen Kopfbewegung erwiederte. Doch obwohl diese fraglos eine Verneinung enthalten, wußte man in den nächsten Tagen auf sämmtlichen Gütern der Umgegend, wo Frau Nebbermann „endlich einmal dazu kam, für eine Stippvisite vorzusprechen", man könne bei van Hoves zu etwas unbegreiflich lange vergeblich Erwartetem Glück wünschen.

Wem aber die körperliche Veränderung der jungen Frau sich am merklichsten aufdrängen mußte, war der Malerblick Bernolds Aufseß, wenn er ihre Züge zur Wiedergabe auf der Leinwand betrachtete. Was mit ihr vorging, bestand gewissermaßen aus einer sich mit seltsamer, plötzlicher Schnelligkeit nachholenden Entwicklung, die ihr das Zurückgebliebene ihrer Erscheinung benahm. Das erstaunend rasche, von Tag zu Tage wahrnehmbare Aufblühen einer langsam zur Knospenausbildung vorgeschrittenen Blume kam über sie, gab ihr indeß immer noch nicht den Charakter einer Frau, sondern nur einen mädchenhaft jungfräulichen, von dem das Kinderhafte wich. Die Gesichtszüge behielten ganz ihre vorherige Feinheit, gewannen jedoch eine lebensvollere, wärmere Färbung und dabei einen tieferen, seelischen Ausdruck. Helene van Hove konnte nicht mehr an ein wandelndes Steinbild erinnern; sie weckte den Eindruck einer aus poetisch-künstlerischer Vorstellung hervorgegangenen jungen weiblichen Verkörperung des Frühlings, die in eine von ihr selbst geschaffene Blüthenwelt eintritt; in ihren Augen lag es wie ein Staunen über eine ihr fremd gewesene Schönheit derselben und über ihre eigene Empfindungsfähigkeit dafür.

Und ebenso wenig vermochte ihre Gestalt mehr aus reglos-kühlem Marmor gebildet zu erscheinen. Wenn der Blick des Malers ihre Büste zum Festhalten der Linien überglitt, kam ihm eine Veränderung gegen das am ersten Morgen von ihm Aufgefaßte zweifellos zur Erkenntniß. Auch das Unsichtbare, Verborgene

redete von aufblühendem Leben, die weichen Gewandfalten über der Brust hoben und senkten sich mit dem Athemzug. Ueberall drängte zarte und doch willenskräftige Frühlingsentfaltung aus der schönen Gesammtheit hervor, selbst den alabasternen Ton der wundervollen Hände überflog es mit einem rosigen Schimmer.

Das Bild Helenes, an dem Aufseß arbeitete, schritt nur langsam vor, denn er hatte es sich als unverbrüchlich aufgestellt, sie nicht durch andauerndes Sitzen zu ermüden, täglich nicht länger als eine halbe Stunde dafür festgesetzt.

Sie war beim ersten Beginn der Meinung gewesen, es müsse für ihre Schwägerin interessant und lehrreich sein, der Anlage und dem Fortschritt des Gemäldes beizuwohnen; auch Fenna erkannte dies an und fand sich deshalb einige Tage hindurch regelmäßig zu den Sitzungen mit ein. Doch ergab der Verlauf derselben nicht das von ihr Erwartete; sie überzeugte sich bald, daß ihr eigenes Zeichentalent sie nur auf die Natur hinweise, von einem Erlernen der Portraitirungskunst für sie nicht die Rede sein könne. Und „interessant" war die Sache noch weniger. Niemand sprach, sie selbst fürchtete gleichfalls, den Maler durch Aeußerungen zu stören; für den nicht bei dem Vorgang Erforderlichen lag unstreitig eine feierliche Langweiligkeit über dem Zimmer.

So blieb Fenna eines Vormittags kurzweg aus. Helene zögerte, ihren gewohnten Platz einzunehmen, allein die Erwartete kam nicht.

Aufseß sagte endlich: „Am besten ist's, das alt-

erprobte Mittel anzuwenden und anzufangen, dann wird sie sich einstellen."

Da die junge Frau noch in ihrem unschlüssigen Zaudern beharrte, fügte er nach:

„Und am Ende ist sie ja auch nicht nothwendig, weder für Ihre Unthätigkeit noch für mein Thun."

Das war allerdings logisch nicht wohl anfechtbar, und Helene ließ sich antwortlos zu der ihr vorgeschriebenen Stellung auf den Sitz nieder. Doch beeinträchtigte sichtlich das ungewohnte Fehlen ihrer Schwägerin etwas die Ruhe ihrer Haltung; sie pflegte sonst nach jener die Augen hinüber zu richten, besaß heute für dieselben keinen Zielpunkt, und ihr Blick wandte sich wechselnd unsicher hierhin und dorthin. Um ihr über diesen Mangel eines Anhalts und das daraus entspringende Beirrungsgefühl wegzuhelfen, stellte Aufseß bei seiner Arbeit einige gleichgültige Fragen an sie, die eine Erwiederung von ihrer Seite erheischten. Dies Mittel bewährte sich auch bald, die Stimmen klangen hin und wieder, unvermerkt hatte sich ein anziehendes Gespräch entsponnen, und der Aufblick des Malers traf auf einen beruhigten, an das Neue gewöhnten Ausdruck seines Modells.

Als die halbe Stunde abgelaufen war, sagte er mit einer Verbeugung und komischer Nachahmung des Tones eines seinen Apparat schließenden Photographen:

„Ich danke Ihnen, und ich glaube, daß die Sache auch ohne die Assistenz Fräulein Fennas so leidlich gegangen ist."

Von einem leichten Lächeln seines Mundes begleitet, klang es humoristisch durchs Zimmer, rief unwillkürlich um die Lippen Helenes, die den Fortschritt des Bildes kurz in Augenschein nahm, gleichfalls ein Lächeln wach. In der That war es eigentlich komisch-unbedacht gewesen, die Anwesenheit Fennas für erforderlich oder nutzbringend zu halten. Zwar richtete nachher am Mittagstisch die junge Frau die Anfrage an ihre Schwägerin, warum diese nicht gekommen sei. Doch als Fenna lachend zur Antwort gab: „Ich habe für meine eigenen künftigen Sitzungen jetzt genug profitirt, um zu wissen, daß man nicht unnöthig ein Gelüst danach zu hegen braucht“ — entgegnete Helene mit keiner weitern Aufforderung zur Wiederkehr der Fortgebliebenen.

Seitdem fand die Weiterförderung des Bildes ohne die Gegenwart Fennas statt, doch noch ein drittes, wenngleich unpersönliches, sogar negatives Wesen, das früher den Sitzungen mit angewohnt, blieb ebenfalls aus, die Stille, die Lautlosigkeit in dem Raume. Zu Dreien mochte das wortlose Schweigen begreiflicher, unauffällig erschienen sein, aber unter Zweien gewann es entschieden etwas Unnatürliches, peinlich Bedrückendes. Es legte sich beim Stillsitzen wie bei der Arbeit auf die Brust, daß diese nicht gleichmäßig athmete, wie sie es nicht vermag, wenn das Ohr eines Arztes lauschend horcht, um ihre Athemzüge zu zählen. Aufseß und Helene empfanden gleichen Antrieb zur Aufhebung dieser nicht beruhigenden, sondern verwirrenden Stille, sie begannen stets schleunig beim

Zusammenkommen schon ein Gespräch und setzten es möglichst ohne Unterbrechungen bis zum Schluß fort. Nicht selten mischte der Maler, während seine Hand auf der Leinwand fortschuf, Verse ein, die er auswendig zu sprechen wußte. Das Gesicht der Hörerin gab zu erkennen, daß diese Art der Unterhaltung sie am meisten anziehe, besonders wenn solche Gedichte von seinen Lippen kamen, „die sie nicht irgendwo zu lesen vermocht hätte". Offenbar besaß sie ein feines Unterscheidungsvermögen dafür, denn wenn er derartige Strophen gesprochen, äußerte sie fast immer: „Das hat der Wind gesagt."

Es waren mannigfach wechselnde Dinge, nur kurze Sinnsprüche und Einfälle, die im Augenblick zu entstehen schienen, nun Wiedergaben innerer Empfindungen und poetischen Naturgefühls, aber alle bestätigten durch Anmuth des Gedankens und der Form die Muthmaßung Gerald Winnenpfennigs, daß sein junger College fast noch mehr Dichter als Maler sei. Und jedenfalls trug Helene van Hove dieser Bekundung seines Wesens volles, ebenbürtiges Verständniß entgegen. Für sie wie für ihn bildete die Poesie keine Kunst im Sinne der sonst so benannten, leitete sich nicht vom Können ab, sondern von einer angeborenen Empfindungsweise allen Dingen gegenüber, die der poetischen Empfänglichkeit eine andere Sprache als zu den Ohren und Augen, dem geistigen und gemüthlichen Erfassungsvermögen der übrigen Menschen redeten. Darum war wirkliche, das Innerste

regende Dichtung allein von allen idealen Besitzthümern des Menschenlebens unerlernbar, ein Unterricht in ihr, wie er in den Künsten möglich fiel, etwas Widersinniges, nicht zu Denkendes. Sie bedurfte keines äußern Sinnes und wirkte auf keinen derselben, war eine unsichtbar von der Seele ausgehende Welle, die ihre Bewegung der andern Seele mittheilte. Alle Veredlung der Menschheit, allen erworbenen Reichthum ihrer Gefühlswelt, im letzten Grunde selbst ihrer Gedankenerkenntniß dankte jene der poetischen Kraft, dem Blüthenduft und Wärmequell des Daseins, der sich seit Jahrtausenden überall auf der Erde unter einer kleinen Menschenzahl fortvererbte und ihren Herzen geheimnißvoll schöneren Schlag verlieh. Diese Ueberlieferung fand nicht, gleich andern, von den Eltern auf ihre Kinder statt, kein Zusammenhang des Blutes führte sie mit sich. Scheinbar in unberechenbarer Willkür, wie windverweht, ging die Keimsaat von einem Geschlechte hierin und dorthin und zum folgenden über, doch wer von ihr in sich trug, der ward durch eine Verwandtschaft mit den andern Empfängern verbunden, welche die einzig wirkliche des Lebens war. Und er fühlte, daß ihn kaum weiter gedehnte Kluft von dem todten Gestein abtrennte, als von solchen seiner sogenannten Mitbrüder und Mitschwestern, die in ihrem Innern keine Ahnung der alles durchzitternden, erleuchtenden und beseelenden Aetherwellen der Poesie berührte.

Dies Einverständniß ihrer Naturen bekundete sich

oft, im Gespräch herüber und hinüber gehend, zwischen dem Maler und seinem schönen Modell, das selbst von Tag zu Tage mehr wie eine wundersam aufblühende Verkörperung der Poesie vor ihm saß. Er kannte die Stadt, in der Helene Riedlaub aufgewachsen war, und begriff kaum, wie diese derartig geworden sein könne; doch wußte er, um einen Einblick in ihre Vergangenheit zu gewinnen, keine Form zu finden, die nicht als zudringliche Neugier erschienen wäre.

Eines Tages nutzte er einen Anlaß zu der Frage, ob ihre kleine, aber aufs Feinsinnigste für ein junges Mädchen zusammengestellte Büchersammlung noch von ihrer verstorbenen Mutter ausgewählt worden sei.

Helene schwieg einen Augenblick, dann versetzte sie, kurz hingeworfen: „Nein, durch den Herrn Grevenhorst."

Es kam ihr widerwillig über die Lippen, aber sie hatte die Wahrheit nicht ableugnen wollen.

Ueberrascht entgegnete Aufseß: „Von dem? Solche Wahl hätte ich nach dem, was ich von Herrn Grevenhorst gehört, ihm nicht zugetraut."

Die junge Frau schien den Wunsch zu hegen, von dem Gegenstand abzubrechen und doch auch wieder von diesem festgehalten zu werden; das letztere überwog, denn sie fragte nach abermaligem flüchtigen Innehalten: „Was haben Sie von Herrn Grevenhorst gehört?"

Der Maler antwortete lachend: „Allerdings nicht viel weiteres als seinen Ruf in der Stadt, daß er eine vertrocknete Geldseele sei, doch der Augenschein,

den ich an dem Winterabend hier genossen, hat mir nicht grade dagegen gesprochen."

Helene van Hove besann sich kurz, dann erwiederte sie: „Das ist er nicht, nur ein Schein, der die stumpfen Augen der Leute betrügt. Ich weiß, daß es keinen Menschen giebt, für den der Besitz des Geldes an sich weniger Werth hat, der unter der Bedingung unverbrüchlichen Schweigens der Empfänger mehr Wohlthat um sich ausbreitet. Von Kindheit auf kam ich täglich in seinen Garten, auch ins Haus, habe es unbemerkt oft angehört, vielleicht als die Einzige, die eine Ahnung davon besitzt. Das ist Wahrheit, die ich aussprechen muß. Und es ist ebenfalls Wahrheit, daß ich als Kind die tiefste Ehrfurcht und Liebe für ihn in mir getragen, wie für keinen andern außer meiner Mutter, ihn für den besten, edelstgesinnten unter allen Menschen gehalten habe — für mein Bestes, mein Leben bedacht — bei dem ich mir in Bangniß und Zweifel Beistand, Rath aus warmen Herzen erholen könne, wie bei Niemandem sonst auf der Welt. Aber das war auch Schein, der meine noch thörichten Kinderaugen betrog. Ich habe ihm die eine Wahrheit zuerkannt und darf die andere für mich verlangen. Wie kamen wir auf Herrn Grevenhorst? Durch Ihre Frage nach meinen Büchern — ja, er hat sie für mich ausgewählt, ich vermuthe, auch die Kosten dafür getragen, denn die Verhältnisse meiner Mutter hätten solche Anschaffungen kaum erlaubt. Doch habe ich über das letztere nie etwas erfahren."

Aus den Worten der Sprecherin klang unverhohlene oder richtiger, nicht der Beherrschung fähige Bitterkeit über die Täuschung des von ihr in den Banquier Grevenhorst gesetzten Vertrauens; worin dieselbe bestanden, theilte sie nicht mit, und Aufseß empfand, daß sie ein Befragen danach ablehne. Doch hatte sie ihm für ihre Abneigung gegen Grevenhorst deutlicheren Grund angegeben, als sonst irgend jemandem bekannt war, selbst ihrem Mann nicht, der nur eine „wie die Quecken im Garten wuchernde Frauenmarotte“ darin sah. Vermittelst einer ungezwungen natürlichen Wendung fiel es dagegen dem Maler möglich, das Gespräch auf die Eltern Helenes überzulenken, von denen er bis heute fast so gut wie nichts vernommen. Von ihrem Vater wußte indeß auch die Befragte nur Weniges, sie selbst konnte sich seiner kaum erinnern, da sie bei seinem frühen Tode erst im vierten Jahre gestanden; nur wie im Nebel zergehend, hielt ihr Gedächtniß das Bild eines schönen, blaßgesichtigen jungen Mannes mit dunkelflammenden Augensternen bewahrt. Was sie über ihn erfahren, stammte von ihrer Mutter, die jedoch nur selten von ihm gesprochen. Er mußte eine genial angelegte Natur gewesen sein, durch einen höhern Drang aus den gewöhnlichen Berufsbahnen herausgerathen zu irgend einer künstlerischen Thätigkeit, welcher Art, wußte Helene selbst nicht. So war er in die Stadt gekommen, hatte dort nach kurzem Aufenthalt ihre nicht lange vor der Zeit verwaiste Mutter kennen gelernt, bald darauf geheirathet und an

wechselnde Wohnorte mit sich geführt. Nach wenigen Jahren schon war sie, durch seinen plötzlichen Tod in eine bedrängte Lage versetzt, mit ihrem Kinde zur Vaterstadt zurückgekehrt, wo sich ihre Verhältnisse — die Erzählerin glaubte, aus Anlaß einer kleinen Erbschaft — so weit verbessert hatten, daß sie unabhängig in bebescheidenster Weise zu leben vermocht. Sie besaßen hinter ihrer Wohnung nur einen kaltluftigen Hofplatz. Helene kam damals zufällig — durch einen Spielball — eines Tages in den nahbelegenen Grevenhorstschen Garten und erhielt von dem Besitzer die Erlaubniß, täglich darin zu spielen. Sie konnte sich noch erinnern, wie sie jubelnd mit der Nachricht zu ihrer Mutter gelaufen, um zu fragen, ob sie zu dem fremden Herrn in den Garten dürfe, und wie diese bei ihrem Hereinstürmen erschreckt zusammengefahren sei, sodaß sie sich erst einige Augenblicke sammeln gemußt, ehe sie antworten gekonnt: „Ja, Du darfst es, mein Kind."

Ihre Mutter! — Die stand nicht schattenhaft zerrinnend vor dem Kindheitsgedächtniß Helenes, sondern vom ersten Auftauchen desselben wie mit Sonnenhelle umflossen. So schön, sanft und liebreich, mit einem stillen Zug des Leides im Gesicht, den wohl der Verlust ihres Gatten hineingeprägt, immer gleich. Nicht für sich lebend, immer nur für das Wohl, die Freudigkeit ihres Kindes bedacht. So vom feinsten Sinne für alles Wahre und Werthvolle, das Schöne und innerlich Beglückende des Lebens durchdrungen und unvermerkt den Geist und das Gemüth der kleinen

Genossin ihrer Einsamkeit dorthin lenkend. Nie hatte eine Tochter ihrer Mutter so viel verdankt, aber auch niemals ein Kind seine Mutter so geliebt.

Nicht nur die Lippen Helenes van Hove, noch mehr ihre Augen, jeder Zug in ihrem Antlitz sprachen das Letztere aus. Die Erinnerung an ihre Mutter legte über ihre Züge eine Mischung der Liebe, des Glückes und banger Wehmuth, das Gesicht der jungen Frau so ideal durchleuchtend, daß der Maler eifrig den Moment erfaßte, um diese zauberische Vereinigung auf seinem Bilde festzuhalten. Doch zugleich fühlte er, daß seine verhaltene Frage, wodurch Helene Riedlaub so zu werden vermocht, sich aus der Darstellung ihrer Mutter beantwortete. Und noch eins klang daraus hervor, ihr Herz hatte eine tiefe Liebe gekannt, war einer solchen fähig.

Die halbe Stunde war lange abgelaufen, allein Niemand von den Beiden gab heute acht darauf. Die junge Frau sprach wie aus traumhafter Rückerinnerung von dem Leben mit ihrer Mutter weiter, bis zu der Zeit, in der Ferdinand van Hove zu ihnen ins Haus gekommen war. Sie hatte ihn zum ersten Mal in dem Grevenhorstschen Garten gesehen — doch nun fuhr sie, wie zu aufwachender Besinnung gelangend, leicht zusammen, und sagte abbrechend:

„Ich rede immer von mir — das ist wenig höflich gegen einen Gast. Man soll ihn nach seinem Leben befragen, und ich weiß von dem Ihrigen kaum anderes, als was mir aus einigen Unterhaltungen zwischen Ihnen und meinem Manne hervorgegangen.“

„Wenigstens scheint Ihre Lebensgeschichte die flüchtige Episode meines Erscheinens darin nicht bewahrt zu haben“, entgegnete Aufseß scherzenden Tons. „Fräulein Fenna würde allerdings sagen: Da haben wir die Eitelkeit des männlichen Geschlechtes, welches meint, es brauche nur irgendwo einmal aufzutauchen, um eine Erinnerungsspur von sich zurückzulassen. Doch ich besitze keinen so schätzbaren Glauben an mich und leider auch nicht das Gefühl, viel der Erwähnung Werthes aus meiner Vergangenheit berichten zu können. Was mir daraus eigentlich am schönsten ins Gedächtniß tritt, fällt seltsamerweise auch mit Ihrer Vaterstadt zusammen, so kurz ich mich nur darin aufgehalten habe. Aber es war in freudigster Jugendzeit und in köstlichsten Frühlingstagen, ich entschied mich zuerst für meinen künstlerischen Lebensberuf. So kommts mir, als ob die Syringen nie wie damals geblüht und als wehe mich ihr Duft noch an. Darf ich eine Minute um Ihre Augen bitten, Frau Helene?“

Der Maler hatte fortarbeitend gesprochen, nun sah er auf, ob sein Modell der letzten Anforderung nachkomme. Die junge Frau beabsichtigte offenbar auch ihr Folge zu leisten, doch die einen Moment ihm zugewandten Augen wichen, wie sie den seinigen begegneten, wieder vorüber, und ein paar Sekunden lang lag die sonst nie mehr eintretende Stille über dem Zimmer. Dann griff Aufseß zu dem als bewährt erkannten Mittel des Stimmenklanges und sagte:

„Als ich später wieder mit Ihnen zusammentraf

— in der Schneenacht — ich weiß nicht, ob Sie sich entsinnen, daß wir auf dem Rückweg von Italien sprachen. Mir verknüpft sich die Erinnerung daran augenblicklich mit einem Gedicht" — er setzte lächelnd hinzu: „doch keinem, das der Wind geweht, sondern es ist mir anderswoher geblieben und paßt zur Aufgabe meines Pinsels, da es sich mit seinem gegenwärtigen Object befaßt. Mir klingt's — wie war's noch?"

Mir klingt's aus einer Mondnachtstunde nach:
Dormite bene coi vostri occhi!
Giovannas Lippe war's, die's lächelnd sprach:
Dormite bene coi vostri occhi!
Wie da und dort man's auf dem Lande thut,
Sprach sie's: Mit Euren Augen schlafet gut!
Mir aber klang's, wie schalkhaft einbedacht:
Mit Deinem Herzen schläfst Du nicht heut Nacht.
So thu', Du Armer, Deine Augen zu!
Dein Herz kommt vor den meinen nicht zur Ruh.
Sie folgen ihm auch in den Schlaf noch nach,
Und klopfen wird's im Traume, daß ich sprach:
Dormite bene coi m i e i occhi!

Wiederum, wie zuvor mit der Hand fortschaffend und ab und zu aufblickend, hatte der Maler die Verse gesprochen, ohne sich zu besinnen, und in einem Ton, der trotz seiner voraufgegangenen Aeußerung, der Wind habe sie ihm nicht geweht, in einem aufmerksamen Ohr unwillkürlich den Eindruck der Wiedergabe eines eigenen Erlebnisses hervorrief. Die Augen der jungen Frau waren im Anfang auch durch den gewohnten Stimmenklang in die erwünschte, sich gradausrichtende Haltung

versetzt worden, doch bei der zweiten Hälfte des Gedichtes hatte sich wieder eine Unruhe ihrer Lider eingestellt, die sogar einen Moment in ein festes Zuschließen derselben überging. Bernold Aufseß fügte jetzt dem Schlußvers nach: „Mir kam der Einfall des Dichters graziös vor, darum hab' ich ihn wohl behalten. Ich weiß freilich nicht, ob Ihre italienische Reise Sie so weit mit der Landessprache befreundet hat, um Ihnen den untergeschobenen Sinn des Nachtgrußes Giovannas verständlich zu machen."

Nun öffnete Helene van Hove hastig die Augen und entgegnete, den Kopf schüttelnd:

„Nein, nicht ganz — aber es ist länger als sonst geworden, ich bin darum heute wohl ein wenig ermüdet vom Sitzen."

Sie stand auf und verließ, ohne wie sonst einen betrachtenden Blick auf ihr Bild zu werfen, das Zimmer; doch an der Thür wandte sie das Gesicht noch einmal kurz zurück und gab mit dem kurzen Grußwort: „A rivederci!" kund, daß ihre Hochzeitsreise nach Italien sie nicht völlig ohne einige Kenntniß der dortigen Sprache gelassen habe.

* * *

Die Sonne schien diesmal den Frühling besonders verherrlichen zu wollen. Seit dem Ankunftstage des Malers auf dem Gut kehrte sie gleichmäßig an jedem Morgen aus wolkenlosem Blau und förderte in

drängender Hast das verlangende Vorwärtstreiben alles Lebens; noch nicht drei Wochen waren verflossen, doch sie hatten die Wirkung der doppelten Anzahl mit sich gebracht. Die Gesichter der Landleute zeigten sich schon ab und zu mit der Andauer der Trockenheit nicht mehr recht einverstanden, ihre allgemein menschlichen Mienen konnten indeß trotzdem ein Wohlgefallen an der köstlichen Witterung und dadurch in ihnen erzeugtes Wohlbehagen nicht verleugnen.

Selbst Konrad Neubauer wiederholte wohl täglich bei Tisch seiner Nachbarin den alten Weisheitsspruch: „Mai kalt und naß füllt Scheune und Faß," und schloß daran: „Sie könnten ein bischen heute Abend beim Zubettgehen um Regen beten, Mamsell; ich glaube, Sie stehen für all' Ihre Tugenden so gut beim lieben Gott angeschrieben, daß er auf Ihre Fürbitte noch besser als auf den Herrn Pastor hören würde."

Allein nach solcher Ermahnung lachten beide, als sei ihnen entweder der Erfolg des Gebetes fraglich oder in Wirklichkeit nicht um Regen zu thun. Jedenfalls war es für den Verwalter auch angenehmer, im leichten Sommerrock als im triefenden Regenmantel den Tag über in Feld und Hag nach dem Rechten zu sehen, und da die Kühe ins Freie getrieben waren, hatte die Mamsell jetzt allnachmittäglich ebenfalls einen Gang auf die Weidekoppel hinaus zu machen, um beim Melken zugegen zu sein und sich über die Zahl der vollen Milcheimer zu vergewissern. Das war um der Ordnung willen hergebracht, ohne daß

man damit einen Verdacht kundthat, und Emma Stoltenbek machte sich auch gern statt der Hausarbeit ein wenig Bewegung draußen. Die Koppel lag ziemlich weit vom Hause, man konnte auf manche verschiedene Weise von ihr zurückkommen, die Mamsell vermied es deshalb begreiflicherweise, grade mit den Meiereimädchen heimzugehen, sondern schlug gewöhnlich einen andern, wenngleich etwas längeren Rückweg ein. Manchmal ging sie auch weglos und verschwand hinter der Umbiegung eines Zaunwalles; es war schön so gegen Abend im stillen Feld zwischen blühenden Hecken und dem schon hochhalmigen Korn, an den verschatteten Rändern, wohin kein Auge fiel. Emma Stollenbek besaß nicht eben erheblich viel poetischen Sinn, aber angenehmen Naturempfindungen war sie doch auch zugänglich und hörte gern den Lockton der Wachtelmännchen zwischen der hervorwachsenden grünen Saat.

Auf die beiden andern, im Tagesdienst der landwirthschaftlichen Pflichten stehenden jüngsten männlichen Hausbewohner wirkte der Frühling verschiedenartig ein. Hugo Schwegler suchte mit Vorliebe die Einsamkeit, ging zumeist in einer tiefen Gedankenversunkenheit umher und sah oft plötzlich zum blauen Himmel auf, als erwarte er von dorther etwas; wenn er am Morgen die gemeinsame Kostgängerstube verließ, steckte er regelmäßig ein Blatt Papier und einen am obern Ende stark zerkauten Bleistift, scheinbar unbemerkt, aber doch stets von Florian Stoppel wahrgenommen, zu sich in die Brusttasche. Der letztere dagegen zeigte

sich sehr munter und aufgeräumt; er dachte offenbar nicht mehr an seine in ihrem Endergebniß eigenthümlich verunglückte Elsternjagd, denn Fenna zur Hellen hatte ihm nachher durch gleichmäßig freundliches, merkbar, „gutmachendes“ Benehmen gegen ihn ihre damalige schnöde Verleugnung seiner diensteifrigen Frühmorgenbemühung in Vergessenheit gebracht. Und selbst Bernold Aufseß gegenüber war Stoppel augenscheinlich weniger mehr von Abneigung erfüllt. Er liebte denselben nicht grade und kam ihm nicht ohne nöthigen Anlaß nahe, aber auch hinter dem Rücken des Malers ließ seine Zunge keinen Verdruß mehr an ihm aus. Schwegler hatte sich im Anfang einmal solche Aeußerungen durch sein Einfallen verbeten:

„Ich will Derartiges nicht hören, Herr Aufseß ist mein Freund.“,

Auf die letzte Betitelung hin war Stoppel mit hoher Verwunderung zwischen den Zähnen herausgeflogen:

„Ihr Freund? Wie ist der Glückspilz denn zu der Auszeichnung gekommen?“

„Junger Freund, hat er bei der ersten Wiederbegrüßung zu mir gesagt, während er Ihnen nur mit seiner feinen Lebensart ausdrückte, daß er sich Ihrer noch erinnere.“

„Ach so, nachdem Sie ihm ein paar Finger an der Hand zerquetscht hatten; da haben Sie recht, solcher Liebesdienst war wohl einer Freundschaftsver-

sicherung werth. Haben Sie ihre Entstehung noch nicht in Versen verherrlicht, Hugibald?“

Doch enthielt jetzt schon seit Wochen Florian Stoppel sich trotz seiner wiedererlangten Lustigkeit aller Partherpfeile auf den abwesenden Maler, der mehr und mehr eine Art von Luftbeschaffenheit für ihn anzunehmen schien, sich nicht um ihn bekümmerte und ihm seine Kreise nicht mehr störte. Der junge, schwarzschopfige Archimedes entwickelte in dieser Beziehung einen Instinct, wie solcher jedenfalls dem Spürvermögen seines blondmähnigen Collegen in erheblich geringerem Maße als Mitgift zugefallen war, und das Prickeln, das der Frühling ihm mit Blut verursachte, setzte sich bei ihm nicht mehr in Grimm gegen Auffeß, sondern nach altem Herkommen in allerhand Anschläge auf den jungen Goliath um. Es gesellte sich hinzu, daß dieser in ihm das Gefühl erweckte, als suche er sich von seiner „Dressur zu emancipiren“, und solches Gelüst erheischte eine rechtzeitige kräftige Ermahnung und Beispielsaufstellung.

Schwegler bot nicht grade übermäßig viel Aehnlichkeit mit einem der behend-anmuthig über die Felder gaukelnden Frühlingsfalter, doch insofern paßte der Vergleich auf ihn, als vielfältig, wo er sich befand, eine kleine Spinne im Busch hockte und darauf lauerte, daß der ahnungslose Schmetterling sich einmal in ihrem Netze verfangen solle. Geduckt steckte Florian Stoppel bald hier, bald dort hinter einer Hecke und blinzelte auf Kosten seiner landwirthschaftlichen Fort-

bildung durch eine Lücke nach seinem Zimmergenossen hinüber, wenn dieser, gleichfalls pflichtentsagend von seiner nutzbringenden Thätigkeit ausrastend, sich an einen Grashang setzte, sein Papierblatt auf die Knie legte und in reglosem Brüten vor sich hinstarrte. Doch immer zerarbeitete er nur seinen Bleistift mit den großen Zähnen erbarmungslos weiter, steckte ihn schließlich, den Kopf schüttelnd, unbenutzt wieder ein und begab sich — man sah es, mit einem Seufzer — an seine Arbeit zurück.

Heut' aber ein frischer Morgenwind ging über die Koppel, auf der er vom Verwalter beauftragt worden war, einen noch ungepflügt gebliebenen Landstreifen in Brachschollen umzuwerfen, und der Luftanhauch mochte ihm auch die Gedanken heller als sonst im Kopf klären — heute bewegte Hugo Schwegler in Wirklichkeit den Schreibstift über das schon ziemlich vom langen Tragen in der Tasche zerknitterte Blatt. Er hatte Pflug und Gespann in einiger Entfernung stehen lassen, sich einen alten, aus dem Boden zur Seite geschafften Findlingsstein als Unterlage ausgesucht, knieete davor in recht unbequemer Stellung, empfand indeß augenscheinlich nichts davon, sondern schrieb mit fliegendem Eifer. Nun hielt seine Hand inne und sein Hinterkopf klappte sich dafür auf den Nacken zurück, daß ein etwaig vom Zenith herunterstürzendes Meteor, nach dem er auszuschauen schien, ihm grade zwischen die sperrweit offenen Lider gefahren wäre, dann pflügte der Bleistift wieder über

das Papierstück. Zuletzt weitete er auch seine Brust durch einen ungeheuren Athemzug auf, und sein mit glänzenden Perlen bedecktes Gesicht haftete strahlend auf dem Blatt unter ihm.

Doch im selben Augenblick fuhr in Wahrheit das Meteor durch die Luft. Nur kam es nicht, wie zumeist, aus der Höhe gesaust, sondern wagerecht vom Zaunwall her, bestand nicht nach üblichem Herkommen aus allerlei interessanter metallischer Zusammensetzung, vielmehr merkwürdigerweise aus großen, zerplatzenden und zerstäubenden Erdknollen und schlug nicht auf den knieenden Kostgänger, sondern um die Köpfe der erschreckt aus ihrer beschaulichen Ruhe aufschnaubenden Pferde nieder. So nahm Hugo Schwegler nichts von dem seltsamen Luftkörper selbst, nur die Wirkung desselben gewahr, die sich seinem Ohr durch ein plötzliches Gerassel und Geklirr des hinter den fortstürzenden Gäulen dreinschleifenden Pfluges kundthat. Auch sein Auge überzeugte ihn zugleich von dem unerklärlichen Vorgang, er raffte hastig ein Steinchen vom Boden, legte es als Beschwerer auf sein Blatt und rannte mit lauten Zurufen dem Gespann nach. Seine langen Beine holten dies auch bald ein, brachten es zum Stehen und durch einiges gutmüthige Klappen mit seinen Handschaufeln zur Beruhigung; doch als er, die Pferde am Zügel mit sich führend, zu seiner Steinunterlage zurückkehrte, war das Blatt von ihr verschwunden. Das Schwersteinchen mußte dem Winde nicht genug Widerstand geleistet haben, es war offen-

bar fortgewirbelt. Der blonde Volontär sah umher, suchte die ganze Koppel ab, nirgends zeigte sich ein weißer Schimmer. Drüben aber um einige Felder weiter kugelte sich hinter einer dichten Nußhecke Florian Stoppel wie ein lachender Maulwurf zu Boden und pfiff durch die gespitzten Lippen: „Nun lassen Sie 'mal hören, Hu=u=u=gibald!“

Doch was den Ohren Stoppels auch vermittelst seiner Stimme zum Vernehmen kommen mochte, außer ihm bekam im Verlauf des Tages Niemand etwas davon zu hören: nur war sein Behaben gegen Hugo Schwegler innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden von einer ungewöhnlichen Zartsinnigkeit, ließ manchmal etwas wie ein innerliches Ergriffensein bei ihm durchschimmern. Der folgende Tag war ein Sonntag, die Feldarbeit ruhte, und auf Anregung van Hoves unternahmen die beiden Damen des Hauses mit ihm und Aufseß einen gemeinsamen weiteren Gang ins Freie. Die Glocken der Kirchdörfer umher klangen; da der eingeschlagene Weg der Stadt entgegenführte, kam summend selbst das Geläut der dortigen Thürme durch die Luft herüber, Sonnenlicht und Wärme lag überall, schon zu viel beinahe, man verlangte nach Schatten. Der Maler ging mit Fenna in heiterem, manchmal neckischem Gespräch, ihre Stimmen tönten zuweilen lachend über die Kornhalme; wenn das Gesicht des jungen Gutsherrn sich den Beiden kurz betrachtend zuwandte, überzog es sich mit einem eigenen Ausdruck von Befriedigung und Erfreuung. Er

schlenderte allein hinter ihnen, doch nach und nach beschleunigte er seinen Fuß etwas, sodaß er Helene einholte, die, gleichfalls für sich, voraufschreitend am Wegrand hinwanderte. Nun ging er neben ihr, erst stumm, dann sagte er:

„Mich däucht, den Feldblumen thut die Sonne auch gut und sie sind in diesem Frühling schöner als sie seit Jahren gewesen."

Er bückte sich da und dort, pflückte blauen Ehrenpreis, Gundelrebe und weiße Spurre, auch Vergißmeinnicht stand schon an einem Wasserrand; dann umschlang er die Stengel mit einer Grasrispe und reichte den kleinen Strauß seiner Frau.

„Ich erinnere mich, im ersten Sommer Deines Hierseins freutest Du Dich daran."

Sie erwiederte, das Sträußchen nehmend: „Das ist für den Landmann ja Unkraut."

Er lachte hübsch: „Man muß ja nicht immer Landmann sein, und heut' ist's mir gar nicht danach. Ich glaube — er dämpfte seine Stimme etwas herab — den beiden hinter uns auch nicht. Vielleicht ist's ihnen nicht unlieb, wenn wir ein wenig schneller gehen — ich kam deshalb zu Dir — es wäre eine sonderbare, aber schöne Aussaat im Schnee gewesen."

Was van Hove mit dem letzten meinte, war nicht mißzuverstehen; da er sich rascher vorwärts bewegte, konnte auch Helene nicht umhin, seiner Aufforderung mit nachzukommen. Doch nach etwa dreißig Schritten hielt sie plötzlich, einen leisen Ton ausstoßend, an.

Ihr Mann fragte: „Was ist?“

„Ich bin mit dem Fuß umgeglitten.“

Er entgegnete besorgt: „Hast Du Dir weh gethan? Setz’ Dich, daß ich den Fuß —“

Sie fiel ein: „Es geht gleich von selbst vorüber, ich muß nur einen Augenblick ruhig stehen.“

Dies bestätigte sich, denn als Aufseß und seine Begleiterin nachkamen, vermochte sie den Weg wieder fortzusetzen. Fenna war es warm vom Gehen und noch mehr fast von ihrer lebhaften Unterhaltung; sie meinte, man solle Schatten aufsuchen, und sie schlugen einen schmalen Steig gegen einen nahen Waldrand ein. Nun ging der Maler hinter Fenna zur Hellen, doch seine Augen richteten sich über ihre Schulter fort und ruhten auf der vor ihr schreitenden Frau seines Freundes. Zierlich, aber fest und sicher trat ihre junge Schwägerin den Boden, während Helene van Hove über denselben hinzuschweben schien, ohne ihn zu berühren; ihr Haar fiel locker geschlungen unter dem Hut hervor auf den Nacken und die Sonnenstrahlen flimmerten darauf.

Ein neues, fast fremdes Bild war’s für Aufseß, er hätte sie so nicht erkannt, ihm kam’s, er sehe sie zum ersten Mal von der Rückseite. Nun traten sie durch graue Stämme in den hohen Buchenwald, der seine Blätter voll und leuchtend grün aufgerollt hatte. Die Bäume standen gleich Säulen, aus ihrem Schatten her kam es kühl und frisch, mit einem belebenden Anhauch entgegen, ein Kukuk kreiste oben über den

Kronen und rief. Fenna hob den Kopf auf und zugleich ihre Rufstimme: „Kukuk, du schlauer! Wie lang' hab' ich noch Dauer?"

Der Vogel schwieg jetzt plötzlich, und sie stieß aus: „O weh, das ist ein kurzer Proceß, kein Jahr mehr!"

Ihr Bruder drehte sich zu ihr und sagte lachend: „Wenn ein Mädchen so fragt und er dazu stillschweigt, heißt's nur, daß sie über's Jahr kein Mädchen mehr sein wird."

Fenna schöpfte komisch tief Athem und antwortete feierlich: „Kannst Du's mir beschwören, Ferdinand, daß er mich noch nicht zum Stillliegen verurtheilt? Dazu brauche ich erst noch längere Uebung — was es sonst bedeuten kann, ist mir gleichgültig."

Sie lief lachend, in übermüthiger Laune vorauf, Waldmann, der Hühnerhund van Hoves, sprang ihr, nach ihrem flatternden Kleide haschend, nach und sie rief, ihn abwehrend: „Hältst du mich für einen Hasen, Waldmann, weil ich noch nicht in die Kirchhofsgrube wollte?"

Es war ein närrisch-ausgelassenes, aber lebensvoll-anmuthiges Bild unter dem grünen Licht des jungen Laubes.

Dann kam einmal ein Knurren und ein kurzes Gebell des im Unterholz umspürenden Hundes herüber, daß Aufseß fragte: „Weshalb bellt er? Hat er vielleicht ein Reh in Sicht?"

Fenna fiel ihm lustig ins Wort: „Wenn ein Blinder von den Farben und ein Maler von der

Jagdwissenschaft spricht, da gibt's gewiß etwas Schönes. Hat sich denn Niemand Ihrer Bildung so weit bis jetzt erbarmt, Sie darüber zu unterrichten, daß ein Spürhund überhaupt nicht bellt, sondern anschlägt, und wieder vor einem Wilde nicht anschlägt, sondern nur schweigend die Vorderpfote halb in die Höhe hebt."

Die Sprecherin machte dies einen Augenblick in nachahmender Weise vor, indem sie eine erwartungsvoll leicht übergeneigte Stellung einnahm, die Hand an ihrem grad niedergestreckten rechten Arm nach innen umbog und witternd die Luft einzog; es stand ihr äußerst komisch-anmuthig, sie war in harmlos fröhlichster Laune und gab sich ganz aus ihrer eigensten Natur.

Ihr Bruder lachte: „Du hättest Komödiantin werden sollen."

„Und im Affentheater Hunderollen spielen, meinst Du; ich danke für das Compliment."

Die Stimmen klangen hell und heiter durch den Wald, dann scholl das Gebell wieder.

„Er wird einen Igel ausgespürt haben," vermuthete van Hove – „nein, es scheint ein zweibeiniger Forsträuber. Halloh! Waldmann, zurück! Das ist ja —"

Sie waren an eine rundumschlossene stille Lichtung des Waldes gelangt, wo am halbbesonnten Rande derselben unter dem grünen Gewölbe hier und da verstreut weiße Blüthen wie kleine helle Elfengestalten

aufblickten. Dazwischen stand jemand gebückt, pflückte von den Blumen und hielt schon eine Anzahl von ihnen in der Hand.

Nun ergänzte van Hove seinen begonnenen Ausruf: „Wahrhaftig, der Forstdieb ist ja Herr Grevenhorst!“ Und vorschreitend fügte er nach: „Guten Morgen! Ein unerwartetes Zusammentreffen, und noch weniger hätte ich vermuthet, Sie bei der Maiglöckchensuche zu finden.“

Es war in der That Michael Grevenhorst, der die Waldstelle aufgesucht, von wo sein Freund Winnenpfennig ihm vor drei Wochen seinen ersten diesjährigen Frühlingstribut an Maiglöckchen mitgebracht hatte; jetzt standen diese rundum hier aufgeblüht und ihr Duft erfüllte den heimlichen stillen Waldeswinkel. Der Banquier lüftete in seiner etwas steifen, altväterischen Weise vor der herankommenden Gesellschaft den Hut und versetzte auf die Anrede:

„Am Sonntag dehne ich meinen Spaziergang wohl etwas weiter aus, und ein wenig zu botanisiren liegt mir von Jugendgewohnheit noch im Blut. Dabei scheine ich unwissentlich als Waldfrevler auf Ihr Gebiet gerathen zu sein, Herr van Hove, und hoffe, Sie werden glimpflich mit mir umgehen, das heißt, mich nicht in Ihr Gutsgefängniß mitführen.“

Auch der junge Gutsherr befand sich in heiterster Stimmung, und auf den Scherz eingehend, erwiederte er mit bedauerlich veränderter Miene: „Das weiß ich doch nicht, Herr Grevenhorst, einer Untersuchung bei

Wasser und Brot könnte die Sache doch bedürfen. Wenn jemand derartig in flagranti betroffen wird —"

„Muß er sich der zuständigen Obrigkeit allerdings fügen."

Die Antwort des Banquiers scherzte in gleicher Weise, doch es kam unbestimmt etwas aus ihr zurück, als ob sie das angedrohte Wasser und Brot nicht verschmähe.

Wenigstens empfand van Hove, daß er aus Höflichkeit kaum umhin konnte, zu entgegnen: „Ob grade Wasser und Brot vorräthig ist, Herr Grevenhorst, weiß ich nicht bestimmt, aber wenn Sie auf Hausmannskost, wie sie fällt, mit uns umkehren mögen — Sie haben es von hier näher zu uns als zur Stadt zurück, und an Ihrem Tisch zu Haus wartet ja niemand auf Sie —"

So dringlich klang die Einladung nicht grade, daß in einem Ablehnen derselben Unartiges gelegen hätte. Doch Michael Grevenhorst wiederholte: „Nein, bei mir wartet niemand, ob ich komme oder nicht — Sie haben eigentlich recht und Ihre Aufforderung ist sehr liebenswürdig. Warum sollte man auch nicht einmal eine Ausnahme machen, wenn der Zufall sie so hübsch fügt?"

Konrad Neubauer war allerdings nachher anderer Meinung und raunte der Mamsell zu: „Der Filz hat nichts gewollt, als umsonst ein Mittagessen schinden; ich bin überzeugt, daß er bei sich zu Haus das Kochen abbestellt hatte und sich doch so zufällig herangelauert hätte, auch wenn sie ihn nicht unterwegs getroffen."

Eine Probe auf die Richtigkeit dieser Ansicht ließ sich freilich nicht mehr anstellen, aber die Bereitwilligkeit, mit welcher der Banquier der Einladung Folge geleistet, konnte in der That etwas für die Auffassung des Verwalters, zumal bei seiner genauen Charakterkenntniß des „alten Gauners“, in die Wage fallen. Es war Zeit, den Rückweg einzuschlagen, und Grevenhorst schritt an der Seite van Hoves mit dem Hofe zu. Sein Blick streifte bei der zwischen ihnen geführten Unterhaltung dann und wann über seinen jungen Wegbegleiter hin, doch verbarg seine Brille einen erfreut überraschten Ausdruck der Augen. Einmal indeß äußerte er offenbar als ein Ergebniß seines unvermerkt prüfenden Blicks: „Es freut mich, Sie so frisch und wohl zu finden, Herr van Hove; der Frühling scheint Ihnen allen gut zu bekommen, auch Ihre Frau, däucht mich, sieht gesunder und kräftiger aus als seit manchen Jahren. Es ist tröstlich auch für einen Alten, wenn die Mailuft für die Jugend so Gutes mit sich bringt. Ich war lange nicht mehr bei Ihnen, was macht denn die L'hombrepartie?“

Der Befragte lächelte: „Von der bleibt nicht viel Gutes zu sagen, seit mein Freund Auffeß bei uns zum Besuch ist. Er spielt nicht und so komme ich auch nicht dazu. Wir sind durch ihn in den letzten Wochen literarisch, künstlerisch, wissenschaftlich, Gott weiß was im Hause geworden, und die Karten müssen sich mit der Gesellschaft des Verwalters und der beiden Kostgänger zufrieden geben.“

„Ei, ei, wie undankbar gegen so alte Freunde! Nun, Sie müssen's verantworten, mein lieber Herr Ferdinand."

Der Banquier versetzte es mit dem Kopf schüttelnd, allein seine dazu gemachte bedauerliche Miene besaß ebensowenig Ernsthaftigkeit als die van Hoves sie vorher bei der Androhung mit Wasser und Brot enthalten. Michael Grevenhorst befand sich — vielleicht in der Aussicht auf das unentgeltliche Mittagessen — hörbar ebenfalls in wohlgelaunter Stimmung, denn er hatte, was er lange nicht mehr gethan, seinen Wegbegleiter so angeredet, wie er diesen in frühern Jahren benannt, als er noch in Geschäftssachen mit dem „Onkel Fritz" auf das Gut gekommen Ja, sogar galant erwies er sich heute, denn als van Hove einmal, um etwas zu besichtigen, von seiner Seite in ein Feld hineintrat, schritt der Banquier rascher aus, sodaß er die allein gehende Helene einholte. Neben ihr angekommen, theilte er artig seinen Maiglöckchenstrauß in zwei Hälften und sagte, ihr die eine bietend:

„Sie haben das meiste Anrecht daran, denn der Boden, aus dem sie aufblühen, steht zu Ihnen doch in noch näherem Verhältniß als zu mir, wenn ich ihm auch in jedem Mai einen Besuch abstatte. Verzeihen Sie, daß ich die Hausfrau noch nicht gefragt habe, ob Sie ebenfalls mit meinem heutigen Besuch einverstanden sind, Helene?"

Auch sie hatte er seit Jahren nicht mehr so mit dem Vornamen angesprochen; seine Begleitung versetzte

sie augenscheinlich etwas in Befangenheit, die sie wortlos die weißen Blüthen aus seiner Hand annehmen ließ. Dann erwiederte sie, doch in einem Tone, der sich bemühte, ihre innere Abneigung gegen ihn möglichst zu verbergen: „Da mein Mann Sie gebeten hat, mit uns zu kommen, Herr Grevenhorst —"

„Und Mann und Frau ja Eines sind," — nickte er einfallend — „so dachte ich auch und fragte deshalb nicht mehr bei Ihnen an. Der schöne Frühlingstag gab mir die Zuversicht, daß Sie einen so alten Bekannten nicht hungrig und durstig von Ihrem Tische fortgehen lassen würden. Wie lang ist's schon wieder, daß wir an solchem Maitag zuerst Bekanntschaft miteinander schlossen — auch durch solch ein weißes Glöckchen — wissen Sie's noch, als Ihr Ball zu mir herüberflog und Sie ihn sich zurückholten? Ich erinnere mich gut daran, wie ich fragte: ‚Wenn Du hier im Garten lieber spielen magst, Kind, so bleib', und Du — ich meine Sie, Helene, antworteten, Sie wüßten nicht, ob Sie es dürften. Da gab ich Ihnen ein Maiglöckchen und sagte: Bring' das Deiner Mutter und frage sie, ob Du in dem Garten spielen darfst, wo die Blumen wachsen. Sie liefen fort und kamen fröhlich zurück — ist's Ihnen noch im Gedächtniß?"

Mit einer leisen, eigen in der träumerischen Luft verklingenden Stimme hatte der Banquier gesprochen, zum ersten Mal seit Jahren wieder anders als gewöhnlichsten Austausch höflicher Worte, und es war Helene van Hove sonderbar zu Muth. Die

Erinnerung an jenen Tag, die Stunde, von der er geredet, stand deutlich auch vor ihr als der Beginn des Schönsten mit, was ihre Jugend besessen, und das alte „Du", mit dem seine Lippen sich einmal versprochen, klang ihr so vertraut und friedevoll beruhigend ins Innere hinein. Was hatte ihre Kindheit ihm alles verdankt — eine Heimath, eine geheime Zauberwelt war der Garten, das stille Bibliothekzimmer ihr gewesen, in dem die Sonnenstäubchen so seltsam geflimmert — und wie hatte ihr Herz so viele Jahre lang in Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe an ihm gehangen! Wenn sie zurückdachte, wie an einem Vater, den ihr Leben nicht besessen — sie schauerte im Gehen leis zusammen — warum hatte dies Gefühl nicht so in ihr bleiben können, so anders werden müssen? Wie von den süßen warmen Sonnenstrahlen näher getragen, schlich es sich heut' aus der aufgeweckten Erinnerung zu ihr heran — auch der Duft der Maiglöckchen in ihrer Hand that's — und sie erwiederte ohne den sonstigen abweisenden Klang in ihrer Stimme:

„Ja, ich weiß es noch; es war ein Zufall, der viel an meinem Leben bestimmte."

Grevenhorst machte schweigend einige Schritte neben ihr, dann fragte er: „Welchen Zufall meinen Sie, Helene?"

„Daß der Ball in Ihren Garten flog, ohne das wäre ich vermuthlich nie in ihn hineingekommen."

Um die Lippen des Hörers ging ein kaum merkliches Lächeln; langsam entgegnete er:

„Wissen Sie denn auch noch, wie der Zufall geschah?“

„Ja, ein Mädchen auf der Straße hatte mir den Ball weggehascht und lief damit fort, und als es an der alten Buchenhecke Ihres Gartens entlang eilte —“

„Rief ich ihm zu: Wirf ihn hier herüber! Sie hörten es nicht und glaubten, das Mädchen habe es aus Schabernack gethan.“

Der Kopf der jungen Frau fuhr mit einem plötzlichen Aufruck empor und ihre Augen sahen, wie zweifelnd, groß aufgeschlagen in das Gesicht des Banquiers.

„Sie? Es war kein Zufall? — Warum thaten Sie das?“

Die letzte Frage kam um ein paar Secunden später nachgefügt vom Munde Helenes, und auch Michael Grevenhorst zögerte einen Augenblick, ehe er die Antwort gab:

„Weil ich schon manchen Tag darauf gewartet hatte, es thun zu können, Helene —“

Darin lag nichts Erklärendes, es mußte noch erst nachfolgen, doch die Stimme van Hoves, der die Beiden einzuholen im Begriff stand, scholl jetzt dicht hinter ihnen:

„Verzeihen Sie, Herr Grevenhorst, aber ein Landmannsauge bringt auch auf einem Schlendergang die Beine manchmal zum Absprüngemachen. Es gedeiht übrigens alles vorzüglich in diesem Jahr, nicht

allein die Menschen, wie Sie vorhin sagten, sondern auch auf Feldern und Wiesen; ein harter Winter thut gut, gewöhnlich kommt ein um so schönerer Frühling darauf. Nur seine kleinen Freundinnen, wie rasch sie hinwelken! Man sollte sie an ihrem Platz lassen, wo sie weiterblühen; die Maiglöckchen halten sich schon länger."

Er deutete auf die Ehrenpreis-, Nelkengras- und Vergißmeinnichtblüthen, die seine Frau sich am Kleide befestigt hatte und die bereits mit schlaffen Kelchblättern herabhingen.

Der Banquier nickte: „Ja, Maiglöckchen halten sich besonders lange, wir sprachen eben auch davon."

Zwischen den beiden Männern knüpfte sich eine Unterhaltung an. Helene ging etwas vorauf, allmählich beschleunigte sie ihren Schritt mehr; der unerwartete Mittagsgast schien ihr erwünscht zu machen, daß sie vorher zu Hause eintreffe. Die übrigen folgten langsamer nach, auch Aufseß und Fenna, die den Nachtrab gebildet, schlossen sich jetzt an; der Maler war in fast auffallender Weise auf der ganzen Umherwanderung nicht von der Seite der letztern abgewichen.

An einer Biegung des Weges bückte van Hove sich und sagte: „Da hat meine Frau in ihrer Kücheneile ihre Blumen verloren."

Die Maiglöckchen, die Grevenhorst ihr gegeben, lagen am Boden, doch ließ sich nicht recht begreifen, wie sie so aus der Hand gefallen sein mochten, einige

waren, als ob sie fortgeflogen seien, bis an den Grabenrand gerathen. Van Hove sammelte sie indeß, wo er eines gewahrte, auf, es that ihm sichtlich leid, sie so am Weg verkommen zu sehen, und auch er zeigte sich als ein Freund ihres Duftes, denn er athmete diesen im Weitergehen von Zeit zu Zeit ein.

Im Verein mit der weichen, glanzhellen Luft schien der ziemlich weite Morgengang die Theilnehmer an ihm ein wenig ermüdet zu haben, wenigstens verlief die Mittagsmahlzeit im Anfang etwas einsilbig. Es machte den Eindruck, als ob fast alle sich mehr oder minder mit innern Gedanken beschäftigten, aus denen heraus sie sich ab und zu der Pflicht entsännen, durch eine Aeußerung zum Tischgespräch beizutragen; sämmtliche Mienen ließen jedoch auf nichts Unliebsames der stillen Denkthätigkeit schließen. Vielleicht mit Ausnahme Helenes van Hove, die am schweigsamsten, doch mit ungleichmäßigen Athemzügen ihrer Brust dasaß, wie wenn die vormittägige Anstrengung sie weniger ermüdet, als nervös aufgeregt habe Einen höchst beruhigenden Gegensatz zu ihr bildete der unübertreffliche Sonntagsappetit Hugo Schweglers, der auf jede an ihn kommende Schüssel wie auf eine ihn trotzig herausfordernde, seinen Muth anzweifelnde Gegnerin einhieb und nach ihrer ebenso glänzenden als raschen Ueberwältigung siegreich lächelte.

Sein College Stoppel sah dann und wann mit Vergnügen und einem Ausdruck freundschaftlichster Theilnahme zu ihm hinüber, trank ihm auch einmal

aus seinem sonntäglich mit Rothwein angefüllten Glase zu und sagte:

„Sie haben sich zu sehr in der Woche angestrengt, Schwegler, Ihnen thut Ausruhen mal gut.“

Stoppel befand sich in allervorzüglichster Laune, seine kleinen Augen trugen nichts von Müdigkeit in sich, und seine Tischnachbarin Fenna zur Hellen war äußerst liebenswürdig gegen ihn, genau in der nämlichen Weise, wie sie es unterwegs gegen Bernold Aufseß gewesen. Sie lachten miteinander und trieben allerhand Possen; dann fragte sie einmal:

„Was haben Sie da?“

Er hatte ein Stück Papier aus der Brusttasche gezogen und entgegnete: „Etwas Curioses, was der Wind mir geweht hat.“

Da Stille am Tische herrschte, klang die Antwort vernehmlich durch's Zimmer und führte die Wirkung mit sich, daß Helene van Hove und Aufseß gleichzeitig unwillkürlich den Kopf hoben, doch nicht nach dem Sprecher hinüber, sondern sich wechselseitig mit einem flüchtigen Blick begegnend. Fenna sah auf das Blatt:

„Das scheinen Verse zu sein; von wem sind sie? Von Ihnen?“

Stoppel machte ein Gesicht kläglicher Selbsterkenntniß:

„Nein, so hoch tragen mich meine Gedanken nicht, Fräulein Fenna; ich habe mir meinen einfältigen Kopf nur um einen passenden Titel dafür zerbrochen

und „An die Mu-u-se der Landwirthschaft“ darüber gesetzt, denn an die scheint es gerichtet.“

Fenna lachte: „Wenns lustig ist, lesen Sie's doch vor; außer Ihnen ist heut nicht viel Amüsantes am Tisch.“

„Wenn Sie's durchaus verlangen —“, und Stoppel las mit einem sanft schmelzenden Tonfall:

„Ich denke nach nun schon seit vielen Tagen
Und immer fällt das Rechte mir nicht ein,
Es ist, wie wenn der Pflug auf einen Stein
Geräth, daß Scharten sich ins Eisen schlagen.
In meinem Herzen hör' ich es wohl sagen:
Sie ist wie Sonnen-, Mond- und Sternenschein,
Doch klingt mir das zu schwach und allgemein
Für die Gefühle, die mich höher tragen.
Sie ist, wie überhaupt noch nichts gewesen,
Und jeden Tag noch wird sie's immer mehr!
In meinen Augen könnte sie es lesen:
Für sie zu hungern,

Nein, zu sterben,“ verbesserte der Lesende, „die Schrift ist ein bischen undeutlich,

Für sie zu sterben, fiel' mir nicht zu schwer,
Denn alles könnt' man für ein solches Wesen
Mit Freuden thun, wenn's auch noch schwerer wär'!“

Um den Tisch kam fast von allen Lippen, denen sich um ein wenig später auch die des Verwalters und der Mamsell anschlossen, ein fröhliches Lachen; nur Hugo Schwegler schluckte noch an einem Bissen, den er beim Anfang des Vorlesens in den Mund gesteckt

hatte und bis jetzt nicht herunterbrachte. Fenna zur Hellen sagte mit lustig zwinkernden Mundwinkeln:

„Das ist ja ein wundervolles Gedicht und, wie mir schien, obendrein ein tadelloses Sonett. Von wem mag denn das herrühren?“

„Nach den Scharten im Eisen vermuthe ich von einem Pflüger“, antwortete Stoppel.

van Hove rief vergnügt herüber: „Da fällt Einem ja Robert Burns ein — ich habe lange nicht an ihn gedacht — der dichtete auch hinterm Pflug, vielleicht ist's ein Nachkomme von ihm.“

„Ja, darum hielt ich dafür, der Titel „An die Mu-u-se der Landwirthschaft“ sei der richtige,“ erwiederte Stoppel, „besonders weil der Dichter die letzten sechs Verse zuerst anders — ich finde, eigentlich noch in höherem Schwung – verfaßt hatte. Er hat sie dann ausgestrichen, aber sie hießen nach seiner ursprünglichen Inspiration:“

Stoppel hob das Blatt wieder und las etwas in der That gleichfalls darauf, doch sichtlich von anderer, nachahmender Hand Geschriebenes:

„Sie ist grad' wie ein frischer Haidebesen,
Und wo sie geht und steht, ist um sie her
Ein Himmelsduft von frisch gemachten Käsen.
Säß' sie am L'hombretische mit, so wär'
Spadille sie, und gern gäb' alle Spesen
Ich hin für sie, selbst vom Solo Couleur.“

Nun brach eine schallende Lache vom Munde des Verwalters, der indeß, gleich den Kopf drehend, sagte:

„Was haben Sie denn mit Ihrem Hals angestellt, Schwegler? Sie kriegen ja einen Schlaganfall, gehen Sie doch vor die Thür und husten sich draußen aus!“

Der Ermahnte stand auf, er schien den Bissen immer noch nicht bewältigt zu haben, und sein fast bläulichroth angelaufener Kopf gab ihm wirklich das Aussehen eines von Erstickung Bedrohten. Auch in seinen Augen lag etwas wie Brechendes, mit den langen Beinen halb zusammenknickend, schwankte er nach der Flurthür. Sein jämmerlicher Anblick konnte kaum umhin, die Vermuthung eines Zusammenhanges zwischen ihm und dem vorgelesenen Sonett, sowie eines ihm durch die letzte Versverbesserung gespielten, grausamen Possenstreiches zu erregen, doch in dem Gesicht Helenes offenbarte sich heute kein weibliches Mitgefühl mit dem armen Opfer der allgemeinen Lachlust. Sie hatte, ganz von ihren Gedanken in Anspruch genommen, kaum auf das am Tische Vorgegangene acht gegeben, nur jetzt traf ein schon vorher einmal gesprochenes Wort nochmals an ihr Ohr. Fenna fragte: „Wie sind Sie denn eigentlich dazu gekommen, Herr Stoppel?“ Und dieser entgegnete mit unschuldsvoller Miene: „Ich sagte schon, der Wind hat's mir geweht, Fräulein Fenna; er ging gestern Morgen stark über eine Koppel, auf die ich mußte, und da flog das Papierstück mir grade in die Hände, oder richtiger auf die Füße.“

Bei den Worten „der Wind hat's geweht“, hoben mechanisch abermals die Augen der jungen Hausfrau

und des Malers sich zugleich einen Moment gegeneinander, wie zufällig und von Niemandem als dem Banquier Grevenhorst wahrgenommen. Doch nicht zum ersten Mal, er hatte diesen schnellen Blickaustausch unvermerkt hinter seiner Brille hervor schon vorhin aufgefaßt, und die Wiederholung desselben bei dem gleichen Wortanlaß sprach um so mehr gegen einen Zufall, als Helene und Auffeß während der ganzen Mahlzeit ihm fast den Eindruck eines absichtlichen Vermeidens, sich anzusehen, erweckt hatten.

Man stand jetzt vom Tisch auf; „die Herrschaften" begaben sich auf eine Gartenterrasse zum Kaffee hinaus, während der Verwalter und Stoppel durch die Hausthür auf den Hof wanderten. Im Flur begegneten sie der mit dem Kaffeegeräth kommenden Mamsell, der Konrad Neubauer mit dem Citat:

„Denn alles könnt' man für ein solches Wesen
Mit Freuden thun, wenn's auch ein Armkniff wär' —

's is wirklich famos", in den Arm kniff. Stoppel war vorausgegangen, und Emma Stoltenbeck stieß halblaut aus:

„Au, Sie sind garstig — ich lasse die Tassen fallen —"

„Dann müssen Sie sie bezahlen."

„Das könnte Ihnen auch unangenehm werden — pfui, wenn ein Mensch sich nicht wehren kann!"

„Dann wollen wir's mal probiren, wenn er sich wehren kann."

Lachend ging der Verwalter dem Kostgänger nach; wie sie zusammen um eine Scheunenecke bogen, saß Hugo Schwegler gebrochen, mit niederhängenden Armen auf einem Prellstein.

Neubauer prustete: „Was haben Sie denn, Schwegler? Sie sehen ja immer noch selbst wie ein Solo Coeur-Couleur aus.“

Doch der Angeredete schlug nur einen stummen Blick abgrundtiefen Vorwurfs gegen Florian Stoppel auf, der sich plötzlich an den Kopf griff und treuherzig-erschrocken ausrief:

„War das Gedicht am Ende von Ihnen, Hugo? An Fräulein Rosamunde Fleugimtanz oder Fräulein Petersilie Schlump? Mein Gott, wie konnte ich das ahnen — das Blatt flog auf einer Koppel im Wind herum — Sie haben mich ja nie in das Geheimniß eingeweiht, daß Sie dichten, obwohl ich Ihnen doch am nächsten stehen sollte. Das kommt von solchem Mangel an Freundschaftsvertrauen.“

Es floß warnehmbar aus den Worten etwas Beruhigendes, Aufrichtendes in die Glieder des jungen Goliaths, wenn er auch der Bekümmerniß seines Collegen nicht vollen Glauben beimessen mochte. Sich von seinem Sitz hebend, stotterte er halb unverständlich: „Nein — an Fräulein Schlump — war es nicht,“ und der Verwalter fiel ein: „Nu kommen Sie man, Schwegler, wir wollen 'ne Partie Kegel schieben. Aber schmeißen Sie nicht Ihre Augen danach und stecken sich die Kugeln in den Kopf, Sie

sind manchmal so'n bischen confus. Wenn's denn Fräulein Fleugimtanz ist, so lassen Sie 'mal die Kegel im Tanz fleugen, das wird Ihr Herz munter machen, daß es auch mit zu walzen anfängt."

Das Rollen der Kugeln, Poltern der Kegel und ab und zu ein Hahnenschrei tönten durch die Sonntagnachmittagsruhe der Umgebung des Gutshofes, sonst lag eine träumerisch-verschlafene Stille über Haus und Hof, Garten und Feld.

Helene hatte sich von der Terrasse nach nicht langem Aufenthalt fortbegeben, die Zurückgebliebenen führten eine Unterhaltung, doch gemach kurzsilbiger; van Hove nickten die Lider ein bischen herunter, man stand morgens sehr frühzeitig auf, und auch Bernold Aufseß und Fenna zur Hellen zeigten Neigung zu etwas beschaulichem Ausschweigen. Nur die Augen Michael Grevenhorsts, obwohl sie die doppelte Zahl von Jahren als die der Jugend um ihn ihre Dienste geleistet hatten, trugen keine Müdigkeit in sich. Sie blickten nach den hohen, reglos im Blau stehenden Parkwipfeln hinüber, die stille Sonnenschönheit der Natur spiegelte sich in den Gläsern seiner Brille, doch man sah, daß sie nicht in ihnen anhielt, sondern weiter in die Augen hineinfiel. Das Gesicht des Banquiers nahm allmählich den Ausdruck an, den es zu tragen pflegte, wenn er am Nachmittag in seinem Bücherzimmer ohne zu lesen zwischen den flimmernden Stäubchen saß und auf Gerald Winnenpfennigs Kommen wartete.

Dann traf sein Blick einmal drüben in den Wegen auf eine Regung, etwas farbig aus dem Gebüsch Hervortauchendes und Verschwindendes, und um eine Minute später stand Grevenhorst auf, äußerte dem schläfrig emporschauenden Gutsherrn, daß er sich gewohnheitsmäßig ein bischen „vertreten" wolle, und stieg von den Terrassenstufen nach unten hinab. Langsam schlenderte er dem nächsten Buschrand zu, hinter diesem ging er rascher, achtsam mit den Augen umblickend. Wie er so bis ans Gartenende gelangte, wo der hohe Baumgang den Feldrand begrenzte, schimmerte ihm zwischen den Stämmen das helle Kleid Helenes entgegen. Der vormittägige Gang hatte sie nicht ermüdet, sie schritt dort hin und wieder, hielt manchmal kurz an und sah in die Weite. Als sie den Ankommenden wahrnahm, schien sie im ersten Augenblick zur Seite abbiegen zu wollen, allein dann behielt sie ihre Richtung auf ihn zu inne.

„Nicht müde?" sagte er, wie sie zusammentrafen. Aber er fügte gleich mit verändertem Ton fragend nach: „Warum haben Sie meine schönen Maiglöckchen fortgeworfen, Helene?"

Sie erwiederte verwirrt, unvorbereitet, leicht stotternd: „Es war Zufall —".

Doch aus dem letzten Worte kam es mit einer Sicherheit über sie, daß sie Grevenhorst rasch mit der Frage entgegnete:

„Warum war es kein Zufall, daß mein Ball damals in Ihren Garten flog?"

In ihren Zügen stand zu lesen, das sei's, worüber sie den Mittag hindurch schweigend gedacht. Grevenhorst sah sie an und versetzte:

„Das zu sagen, brauchte mehr Zeit, Kind; ich wollte mit Ihnen über etwas sprechen, was der Wind mir zugeweht.“

An den Schläfen der jungen Frau brach ein plötzliches Roth auf, und ihre Augen wichen einen Moment vor den seinigen aus. Aber dann kehrten sie zurück, und es flog ihr hastig vom Munde:

„Hab' ich nicht genug auf Sie gehört — zu viel — ich will nichts mehr hören. Also kein Zufall war's, ein vorbedachter Plan, der meinen ersten Schritt als Kind schon in das Netz locken sollte — das immer dichter um mich gesponnen worden — bis Sie Ihren Zweck erreicht — bis Sie mich dahingebracht — wohin Sie mich gewollt — wo ich bin! Und das Beste in mir, in meinem Kinderherzen wußten Sie klug zu nutzen, um mich blind und sinnlos in Ihr Garn hineinzutreiben — und ich glaubte Ihnen — nein, ich will nicht -- ich will nicht mehr!“

Besinnungslos, heftig, zuletzt in leidenschaftlicher Erregung war es ihr von den Lippen gestürzt, nun preßte sie die Hände krampfhaft auf ihre Ohrmuscheln. Michael Grevenhorst schwieg noch einen Augenblick, dann antwortete er mit einer traurig leis bewegten Stimme:

„Wenn Sie mich nicht hören wollen, Helene, so habe ich kein Recht, es von Ihnen zu verlangen.

Meine Gegenwart hier soll Sie nie mehr belästigen, Ihr Ohr und Ihr Auge nicht. Aber sollten Sie einmal eines Freundes bedürfen, so wird sich Ihr Herz doch vielleicht erinnern, wo er ist, daß Sie ihn aufsuchen."

Sie hatte es trotz der Verschließung ihrer Ohren hören müssen, entgegnete jedoch nichts mehr, sondern lief jetzt, sich jäh abdrehend, fort, in einen Seitengang des Gartens hinein. Um einige Minuten später stieg der Banquier ruhig die Terrassenstufen wieder hinan und sagte:

„Es wird wohl Zeit, daß ich an Aufbruch denke, Herr van Hove, im Rest des Tages giebt's doch noch allerhand für mich zu Hause zu beschaffen."

Der elegante Jagdwagen des Gutsherrn war rasch angespannt, um Grevenhorst zur Stadt zurückzubringen. Man begleitete ihn vor die Thür, van Hove suchte nach seiner Frau, doch der Banquier hielt ihn:

„Ich habe mich schon von ihr verabschiedet. Bis auf Wiedersehen, lieber Herr Ferdinand, und freundlichen Dank für Ihre Aufnahme; ich hoffe und wünsche, daß es Ihnen weiter so gut gehen wird. Denken Sie noch länger hier zu bleiben, Herr Aufseß?"

Der Befragte erwiederte: „Wenn man mich nicht fortschickt."

Es war halb, als sei die Antwort an Fenna gerichtet; van Hove fiel lachend ein:

„Er ist im Tagaccord hier und muß erst noch das Bild meiner Frau fertig liefern.“

„So, so, Sie malen Frau van Hove, das wußte ich nicht“, entgegnete Grevenhorst. „Da hoffe ich, daß Sie sich als guter Künstler bewähren, Herr Aufseß, und Ihrem Freunde ein schönes und erfreuendes Andenken hinterlassen.“

Der leichte Wagen flog durch die grün gewordene Ulmen-Allee davon; Konrad Neubauer hob an der Kegelbahn flüchtig den Kopf und sagte:

„Da saust der alte Gauner, nachdem er sich vollgeschlagen hat, ab; na, auf ein Trinkgeld kann der Christian bei ihm lauern, bis er schwarz wird“, und nur das Rollen der Kugeln und Krähen eines Hahnes unterbrach die sonnige Sonntagnachmittagsstille um den Gutshof.

* * *

Der nächste Morgen fand den Maler, wie es diesem zur Gewohnheit geworden, schon früh auf der Umherwanderung. Wohin er blickte, drängte es sich ihm auf, wie alles um ihn sich seit seinem ersten Morgengang nach der Ankunft verändert habe. Kein Baum und Busch, der nicht im vollen Laube prangte, die Saaten standen hoch, und obwohl es vom Gutshofe her erst sechs Uhr geschlagen, überfloß die schon seit Stunden am Himmel stehende Sonne mit köstlicher

Wärme. Die Luft erkaltete in der Nacht nicht mehr; Auffeß war an den gewundenen Teich oder Landsee gelangt, auf dem er im Winter Fenna zur Hellen Schlittschuh laufend angetroffen, und tauchte die Hand in das unbewegte Wasser; selbst dies fühlte sich lind und lau an. Beim Durchschreiten des Gartens hatte er eine voll aufgeblühte Syringe gepflückt, die ihn mit Duft umgab. Es war nicht mehr Frühling, es war Sommerbeginn.

Reizvoll lag das stille Gewässer, sich in die gewellten Felder hineinschlängelnd; manchmal stieg das Korn bis an den Rand nieder und kam mit grünem Spiegelbild herauf, dann zogen hohe, bräunlich knospende Schilfhalme einen Gürtel entlang. Der schmale Fußweg endete, bis hierher war der Maler schon einigemal gekommen, heute lockte das idyllische Bild ihn pfadlos weiter. Dieselbe Schönheit blieb und doch neuartig wechselnd durch Verschiedenheit ihrer Anordnung. Wie er eine Krümmung umbog, mischten sich ein paar alte Weiden hinein, die vom Ufer ihr hängendes Gezweig weit überwarfen. Der Beschauer griff in die Tasche und zog enttäuscht die Hand leer zurück, er hatte versäumt, sein kleines Skizzenbuch einzustecken. Wie das im Zauber der Einsamkeit und der Frühe vor den Augen stand, so einfach alles und doch ganz von Poesie durchwirkt und überathmet! Nun schnellte ein großer Fisch auf, die Schilfspitzen schwankten leise, ein blinkender Streifen zitterte aus der Fläche und verbreiterte sich. Da tauchte etwas

in ihm empor, umglimmert, undeutlich, doch kein Fisch, ein menschlicher Kopf.

Ein plötzlicher Schreck überlief Aufseß. Aus dem ineinander fließenden Glanzgewebe der Sonnenstrahlen und des Wellengeriesels sah ihn das Gesicht Helenes van Hove an.

Doch nur einen Augenblick lang, dann erkannte er's als eine merkwürdige, visionhafte Täuschung Aufgelöstes schwarzes Haar schwamm von dem Kopfe zurück; umschauend gewahrte er in einiger Entfernung ein paar dürftige Kleidungsstücke am Boden, zweifellos war's ein Bauernmädchen, das hier in der Morgenfrühe badete, er begriff nicht mehr, wie er auf seine erste bestürzende Meinung gerathen sein könne. Die Züge der bis an den Nacken im Wasser Ruhenden, die seine Anwesenheit nicht bemerkte, besaßen nichts von der Feinheit Helenes, waren eher grobgeschnitten, doch nicht unschön und für eine Landdirne ungewöhnlich ausdrucksvoll. Sei's durch die Beleuchtung oder von Natur, lag etwas Zwitterndes in ihnen, das sie wie eine für dies Landschaftsbild genau angepaßte Staffage erscheinen ließ. Unwillkürlich bildete sich die Phantasie den nicht sichtbaren Körper zu einem Fischleib um, und das „feuchte Weib“ des Goetheschen „Fischers“ reckte aus der Tiefe einen Nixenkopf herauf, dem nur geringe Zuthat fehlte, um ihn zu einem eigenthümlich frechdämonischen zu gestalten.

Der Malerblick konnte noch nicht davon ablassen, nur zog der Beschauer den Fuß etwas hinter das

Weidengezweig zurück, um die Badende nicht zu erschrecken. Es war ein Menschenkind, das, wenn es auch von der Natur mit ziemlich grobem Gefühl begabt sein mochte, sich doch jedenfalls wissentlich nicht so gezeigt hätte und Rücksichtnahme auf seinen guten Glauben verlangen konnte.

Unmuthig entbehrte Auffeß abermals sein Skizzenbuch, suchte sich die Gesichtsformen ins Gedächtniß zu prägen. Dabei nahmen diese ihm jetzt vor den Augen etwas Bekanntes an, mehr und mehr, er hatte sie schon einmal gesehen. Aber wo? Er dachte nach, und ihm kam's. Das Mädchen aus dem Gutsdorfe war's, das sich im Winter beim Reisigsammeln verletzt gehabt, zu dem er mit Helene van Hove gegangen, ein Goldstück in der armseligen Hütte hinterlassen hatte. Auch der Name fiel ihm gleichzeitig wieder ein: „Eva Karsten“, und bedachtlos lachte sein Mund auf. Augenblicklich war sie wirklich Eva im Paradies.

Unwillentlich hatte er seine Absicht, von ihr unbemerkt zu bleiben, selbst zerstört, denn sie hob bei dem Klange den Kopf und gewahrte ihn. Nun war's einmal geschehen, er machte keinen weitern Versuch, sich zu verbergen, sondern trat einen Schritt vor und rief:

„Du brauchst nicht zu erschrecken, Eva, ich gehe, und Du kannst ruhig herauskommen und Deine Feigenkleider wieder anlegen.“

Eine Künstlerlaune schoß ihm durch den Kopf, daß er nachfügte: „Willst Du aber noch drin bleiben

und bei Deinen Schuppencollegen Staat machen, kannst Du Dich damit aufputzen", und er warf im Bogenschwung geschickt seine Syringenblüthe zu ihr hinüber.

Der Ausdruck ihres Gesichtes ließ keinen Zweifel, daß auch sie ihn wieder erkannt habe. Sie war indeß nicht sehr erschrocken, oder wenigstens nur im allerersten Augenblicke, gewissermaßen allein durch eine physische Ueberraschung, ohne psychische Betheiligung. Dann hörte sie seinen Zuruf fast mit einer aufmerksamen Spannung an, hob bei dem Wurf des Malers einen glänzenden, feuchtrieselnden Arm aus dem Wasser, haschte damit nach der Blume und rief lachend zurück:

„Danke, Herr — von Gold wäre sie mir lieber!" Auch ihre Stimme war nicht unschön, aber doch kam Aufseß aus derselben ein Mißklang, der ihm jäh den poetischen Zauber des Bildes umher zerriß. Er drehte sich ab, ohne mehr darauf acht zu geben, daß Eva Karsten sich nach seiner Weisung die Syringe in ihr schwarzes Haar einschlang; er empfand es als etwas Blasphemisches, daß er ihr, einem Einfall nachgebend, die schöne Blüthe zugeworfen.

Ohne umzublicken stieg er am Uferabhang hinauf und wandte sich an einem Kornsaume entlang gradaus dem Hofe zu. Die Anspielung des Mädchens auf das Goldstück von damals war nicht zu verkennen gewesen. Wie hatte er nur dies gemeine, frech-unweibliche Geschöpf einen Augenblick, einen Herzschlag lang für Helene van Hove halten können! Es fiel

unerklärlich, und es lag noch mehr Blasphemie darin, als in der Entwürdigung der Blume.

Aber nur kurz hatte die Maienwelt um ihn eine Entzauberung erlitten, dann begann sie ihr wundersames Schönheitswesen aufs neue, nur noch geheimnißvoller, noch hastiger, fast wie von einem fiebernden Pulsschlag ihres sich ins Leben Drängens durchklopft. Bernold Auffeß that das Gewohnheitsmäßige jedes Morgens in einer Art traumhaften Zustandes, saß in solchem am Frühstückstisch, sah und hörte und sprach. Er begab sich um die bestimmte Zeit in das Zimmer zur Weiterarbeit an dem Bilde Helenes, die sich bereits eingefunden, aber er gewahrte heute ihre Züge nicht klar, sah nichts deutlich als ihre Augen, fühlte sich nicht fähig, an ihrem Gesichte zu malen.

Im Anfang hatte er einmal gesagt, daß er später einen Gartenhintergrund hinzuzufügen gedenke, und er bat die junge Frau, ob sie ihm nicht heute zu dem Behuf draußen sitzen wolle. Sie willigte, ohne um den Grund zu fragen, ein, auch sie glich sich selbst nicht ganz, in ihrem Wesen ließ sich noch eine Nachwirkung ihrer gestern durch das letzte Zusammentreffen mit Grevenhorst hervorgerufenen Erregung empfinden. Von solchem Anlaß wußte der Maler allerdings nichts, ihm kam nur ein lebhafterer Glanz ihrer Augen zum Bewußtsein; mit einem leichten, köstlichen Berauschungsgefühl lag es über ihm, alles Denken war von ihm abgefallen, das Leben enthielt zur Stunde nichts an Zweck und Bedeutung für ihn, als das Erfassen, das

Genießen einer wonnigen Gegenwart. So suchte er einen für seine malerische Absicht geeigneten Platz im Garten, fand denselben bald in einem kleinen, von reich blühender Syringenwand umschlossenen Ausschnitt und trug das Erforderliche für die verlegte Sitzung herbei.

Helene nahm den von ihm dicht an die Blüthentrauben gerückten Stuhl ein, während er sich ihr zur Arbeit gegenüber setzte; ein fast zu starker Duft erfüllte den kleinen, verschatteten, nur von einzelnen Goldfunken durchirrten Raum.

Helene van Hove fragte: „Wollen Sie einen Hintergrund von Syringen für das Bild wählen?"

Er stutzte halb, auch das war ihm noch nicht zum Bewußtsein gelangt, er hatte nur eine Blumenwand gewollt, jetzt sah er's erst, daß sie aus Syringen bestand.

„Vortrefflich," antwortete er, „so ist's grad wie damals, als Sie unter dem blühenden Busche standen. Sie trugen auch ein Kleid fast von der nämlichen Farbe — ich erinnere mich, daß ich eine von den Syringen pflückte, die genau dazu stimmte, als Sie dieselbe ansteckten — darf ich ein wenig um Ihre Augen bitten, Frau Helene — auch zur Beurtheilung der Farbenzusammenstimmung —"

Die Augen der jungen Frau wandten sich ihm zu, doch nicht unstät wie beim letzten Mal, sondern sicher aufgeschlagen, nur die Wimperspitzen flimmerten von einem leichten Zittern.

Der Maler sagte lachend: „Ich würde das vorzüglichste Modellmittel anwenden, aber der Wind hat mir nichts mehr geweht. Der Wind des Herrn Stoppel von gestern ist über ihn gerathen, ich höre seitdem immer noch die wunderschönen Verse Herrn Schweglers:

Sie ist, wie überhaupt noch nichts gewesen,
Und jeden Tag noch wird sie's immer mehr!

Wahrhaftig, ich beneide den jungen Pflugsonettisten darum! Man kann in zwei Zeilen nicht mehr sagen und kein zutreffenderes Bild malen. Was will mein Pinsel gegen diesen jungen Pindar — ja, mein Gedächtniß hatte recht, auch zu Ihren Augen stimmte die Syringe damals ebenso. Nein, ich bitte — noch einen Augenblick" —

Der Blick Helenes hatte eine Bewegung zur Seite zu weichen, gemacht; Auffeß sprang plötzlich auf:

„Mir fällt ein — es ist doch besser!"

Er verschwand nach dem Hause zu, kam indeß schon nach wenigen Minuten mit einem kleinen, goldschnittblinkenden Buche in der Hand zurück.

„Verzeihen Sie, daß ich in Ihr Zimmer eingedrungen bin, um es zu holen; ich hörte einmal, Sie besäßen es, und kenne außerordentlich zur Förderung des Stillhaltens geeignete Dinge darin."

Doch jedenfalls fand diese Wirkung augenblicklich noch nicht bei der jungen Frau statt, sie fragte im Gegentheil unruhvoll:

„Was haben Sie aus meinem Zimmer —?"

„Die Eichendorff'schen Gedichte; mir kam grad' eines daraus ins Gedächtniß."

Er setzte sich und blätterte. Es war, als ob Helene aufspringen wolle, doch sie bezwang sich; von ihrem Kleide verdeckt, klammerte ihre Hand sich an den Stuhl. Aufseß hatte das Gesuchte gefunden und las:

„Drüben von dem seligen Lande
Kommt ein seltsam' Grüßen her,
Warum zagst Du noch am Strande?
Graut Dir, weil im falschen Meer
Draußen auf verlornem Schiffe
Mancher frische Segler sinkt
Und von halbversunk'nem Riffe
Meerfei Nachts verwirrend singt?
Wagst Du's nicht, drauf hin zu stranden,
Wirst Du nimmer drüben landen!"

Der Lesende hielt kurz inne, dann fügte er nach:

„Noch eines liebe ich besonders, die Anfangsverse des Gedichtes ‚Rettung'."

Doch nun flog Helene van Hove vom Sitz auf und stieß aus: „Nein!"

Er blätterte wieder, sie trat rasch heran: „Nein, geben Sie mir das Buch!"

Ohne aufzusehen, erwiederte er: „Warum nein? Es ist so schön, wie dieser Tag — da ist's — ein getrockneter Syringenkranz liegt grade drauf."

Die Hand der jungen Frau griff besinnungslos nach seinem Arm:

„Das Buch — ich will nicht, daß Sie es lesen –"

Verwundert hob sein Blick sich jetzt gegen sie und traf in ein roth überflammtes Gesicht. Seine Hand streckte das Buch seitwärts aus dem Bereiche ihres Armes fort, und er antwortete:

„Warum soll ich nicht lesen? Ich brauche es auch nicht, denn ich weiß die Verse auswendig, die ich meine:

„Und träumend stand ich an des Frühlings Schwelle,
Von fern riefs immerfort: Ich bin die Deine!“

Doch plötzlich sprang jetzt auch Bernold Auffeß vom Sitz empor und fragte, die vor ihm Stehende wie ungläubig voll anblickend, mit sonderbar athemberaubter Stimme:

„Weshalb liegt auf den Versen ein Kranz — ein Kranz von welken Syringen, Helene?“

Nur ein Wort, irgend ein Grund, eine erklärende Lüge! Aber sie konnte keine hervorbringen, als Antwort schlug allein höher lodernde Glut ihr ins Antlitz. Ein paar Secunden sahen die vier Augen sich wortlos an, dann überfuhr ein Schauder die Glieder Helenes van Hove, sie wandte sich und lief gradaus dem Hause zu.

Er sah ihr, auf dem Fleck wie eingewurzelt stehen geblieben, nach, bis sie verschwand; dann durchfuhr auch ihn vom Kopf zum Fuß ein jähes Zusammenschrecken. Der Traumschleier um ihn war zerrissen, aus zwei verschwundenen und doch noch wie leibhaft vor ihm in der Luft schwebenden Augen sah ihm eine

den Herzschlag stockend anhaltende Wirklichkeit ins Gesicht. So — nur unverstanden — hatten sie ihn schon damals unter den Syringen hervor angeblickt — in dem nächtigen Flurgang nach etwas gesucht, das er in der Weite geglaubt —

Eine Flutwelle der Trunkenheit wollte brandend über seinem Kopf zusammenschlagen, und doch auch überkam zugleich alle seine Sinne eine anschauernde Ernüchterung, durchschwoll ihn mit einer Kraft, wie die Todesangst sie den Armen eines Versinkenden zum letzten Aufringen leiht. Mit zitternden Händen, doch willensstark ergriff er nun plötzlich das Bild und seine Malgeräthe und eilte ebenfalls dem Hause entgegen.

Noch vor diesem stieß er auf Ferdinand van Hove, der bei seinem Anblick rief: „Was hast Du? Du siehst verstört aus!"

Einen schreckhaften Athemzug lang suchte der unerwartet Befragte nach einer Antwort, dann versetzte er rasch:

„Ich muß Dich bitten, mir gleich Deinen Wagen zu geben, da ich genöthigt bin, augenblicklich abzureisen. Einen Brief, der von einer schweren Erkrankung meiner Mutter Nachricht giebt, habe ich erst eben verspätet erhalten."

Das Ueberraschende war so, und nichts daran zu ändern; van Hove fühlte, daß es Freundespflicht sei, ohne Einrede der fortdrängenden Hast des aufgeregt

nach dem Kommen der Pferde Ausschauenden nachzugeben. In kürzester Zeit stand alles in Bereitschaft gesetzt; wie gestern bei dem Fortgang Grevenhorsts, befand Helene sich nicht im Hause, ein grade vom Felde heimgekehrtes Mädchen sagte, daß es die gnädige Frau draußen dem Walde zugehend gesehen.

Der Maler fiel in die Benachrichtigung ein: „So grüße sie von mir, van Hove, Du begreifst, daß die Unruhe mich treibt."

Fenna zur Hellen reichte dem Einsteigenden die Hand, ihr Gesicht zeigte Betroffenheit, sie wußte nichts hervorzubringen, als:

„Wie schnell ein Unglück kommen kann!"

Man hörte den kurzen Worten ihre Mitbetheiligung an, daß auch sie das Unglück empfinde; der Abschied war in der That so unvorhergesehen hereingebrochen, daß noch niemand ihn recht als thatsächlich, den wochenlangen Gast mit sich fortnehmend, auffassen konnte. Worte wurden noch gewechselt, wie der letzte Augenblick sie immer von gleicher Art bringt.

Van Hove sagte: „Ich hoffe, es wird weniger schlimm sein, als Deine Miene befürchtet, und wir werden Dich bald hier wiedersehen, um ruhig Dein Bild fertig zu malen."

Auffeß antwortete: „Ja — ich gebe Nachricht — leb' wohl — auch Sie, liebe Fenna. Und habt Dank — später vielleicht — heute kann es nicht anders sein."

Er reichte beiden noch einmal die Hand nieder, dann zogen die Pferde an. Die Zurückbleibenden sahen dem Gefährt nach, bis es aus der Ulmen-Allee verschwand; nun äußerte der junge Gutsherr:

„Das war plötzlich und wird uns das Haus sonderbar still und leer vorkommen lassen. Mich däucht, wir haben ihm alle in den drei Wochen zu danken gehabt. Mir thut's auch leid, Fenna.“

Die Angesprochene entgegnete: „Natürlich, wenn jemand so in Sorge weggeht.“ —

Lächelnd fiel ihr Bruder ein: „Sonst nicht? Nun, wie ich ihm mitgab, ich hoffe, daß er bald sorglos zurückkomme. Daß er daran denken wird, seinen Besuch hier wieder fortzusetzen, dafür, glaube ich, bist Du uns die beste Bürgschaft.“

„Ich?“ Fenna lachte auf. „Ist Dir der Kaffee heute Morgen etwas zu Kopf gestiegen, Ferdinand? Wenn Dein Freund nicht wiederkommen sollte, fürchte ich, wirst Du's mir zuschreiben müssen.“

Sie drehte sich leichtfüßig um und ging in ihr Zimmer. Ihre Stirn hatte eine andere Antwort gegeben als ihre Lippen, denn eine ungewöhnlich rothe Färbung zog sich ihr vom Haarrande bis zu den Brauen herab. Unter diesen sahen die Augen mit einem wunderlich gemischten Ausdruck hervor, etwas in eine Leere blickend, und doch lag zugleich auch Freudiges in ihnen. Dazu betrieb ihr Mund ein unverständliches Possenspiel, wiederholte ein paar Mal laut: „Ja, so ist es, liebe Fenna,“ und ihre Miene

ließ deutlich erkennen, daß sie mit dem Ohr jedesmal auf den Klang der beiden letzten Worte hinhorchte.

Draußen führte der Zufall den Fortfahrenden an dem gleichen lebendigen Abschieds-Ehrenspal .. vorüber, das seine Ankunft bewillkommnet hatte. Er nahm diesmal zwar nichts davon gewahr, aber von einer Koppel an der Straße sahen die beiden Kostgänger, bei denen sich auch grade der Verwalter befand, den Wagen unter sich hinrollen. Hugo Schwegler riß verwundert die Augen weit auf und sagte:

„Wohin fährt denn Herr Aufseß plötzlich mit allem seinem Gepäck bei sich?"

Auch Florian Stoppel war überrascht, er stieß aus:

„Meiner Treu, mit Sack und Pack! Das thut mir weh in Ihrem Herzen, Hugibald. Weinen Sie Ihrem Busenfreunde eine Zähre nach! ‚Kurz war der Abschied für die lange Freundschaft', sagt Ihr College Schiller."

Konrad Neubauer dagegen bemerkte, den Zusammenhang sogleich erfassend:

„Das hab' ich schon lange erwartet, daß es einmal so kommen würde!"

Stoppel und Schwegler drehten einmüthig die Köpfe.

„Was? Warum?"

„Viel Augen im Kopfe haben Sie doch beide nicht, meine Herren. Haben Sie denn gar nicht gesehen, daß der Anstreicher immer um das Fräulein zur Hellen

herumscharwenzelte? Den fetten Bissen dacht' er, könnt' er mitnehmen, das Gut wird wohl auch 'mal an sie kommen, denn kleine van Hoves werden schwerlich mehr drauf herumkrabbeln. Nun hat der Fuchs sich heute Morgen einmal an die Trauben gemacht, entweder bei ihr selbst oder bei ihrem Bruder, ist höllisch abgefahren und fährt mit dem sauren Korbwerk zwischen den Zähnen ab. Der kommt nicht wieder, und der Christian kriegt wahrscheinlich auch wieder kein Trinkgeld. Das ist dieselbe Sorte wie gestern."

Der Wagen war schon außer Sicht, keine Miethsgäule zogen ihn wie bei der Herfahrt, sondern die Rassepferde des Gutes. Blitzend drehten sich die Radspeichen, und um Bernold Aufseß kreisten zur Rechten und Linken die grünen Felder wie hastig aufgerollte Bandstreifen. Aber noch schneller und wirbelnder drängten sich die Gedanken in seinem Kopfe; wer ihn jetzt gesehen, hätte nicht zu glauben vermocht, daß er in Sorgen um eine Mutter dahinrolle. Mit leuchtenden, von geheimen Wundern erfüllten Augen blickte er, wie bei seiner Ankunft, in den Tag, doch er gewahrte nichts von den Dingen, die um ihn flogen. Nur die heiß niederstrahlende Sonne durchflutete ihm Leib und Seele mit einem süßschaurigen Erkenntnißgefühl, daß es nicht mehr Frühling sei, sondern Sommeranfang.

(Ende des ersten Bandes.)

Jahreszeiten

Bd.: 1.

1889